SCHWEIZ·KONSUM-VEREIN

ORGAN DES VERBANDES SCHWEIZ·KONSUMVEREINE (V·S·K)

XV. Jahrgang | Basel, den 17. April 1915 | No. 16

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 8—16 Seiten Text. Abonnementspreis Fr. 4.40 p. Jahr, Fr. 3.— p. 6 Monate, ins Ausland unter Kreuzband Fr. 7.— p. Jahr

Motto: Das Schweizervolk kann seine wirtschaftliche Selbständigkeit gegenüber dem Ausland nur behaupten und im Innern zu grösserem Wohlstand und höherer sozialer Gerechtigkeit nur fortschreiten, wenn es seine Konsumkraft organisiert. Die genossenschaftliche Zusammenfassung dieser Kraft ist daher für uns eine Lebensfrage: Sie ist unsere nationale Aufgabe im XX. Jahrhundert.

Inhalts-Verzeichnis:

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans. — Ein jämmerliches Liebeswerben. — Die Macht der Konsumenten. — Im Gegenteil. — **Mittelstandsbewegung:** Rabattvereine. — **Kreiskonferenzen:** 6. Konferenz des Kreises VII. — **Bau- und Wohngenossenschaften:** Basler Wohngenossenschaft. — **Versicherungsanstalt schweiz. Konsumvereine:** VII. ordentliche Generalversammlung. — **Bewegung des Auslandes:** England. Russland. — **Aus unserer Bewegung:** Bellinzona, Brig, Buchs, Gelterkinden, Graistal-Kempttal, Horgen, Interlaken, Kreuzlingen, Neuendorf, Pratteln, Winterthur. — **Sprechsaal:** Aus der Ostschweiz. — **Verbandsnachrichten.** — **Mitteilungen der Redaktion.**

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.

I.

In Raum und Zeit ist das Leben der Völker, der Menschen, der Ideen und Dinge voll der seltsamsten und wunderbarsten Zusammenhänge. Zuweilen trifft es sich, dass man über irgend einer stillen Arbeit auf Beziehungen dieser Art hingelenkt und dann wohl plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, in eine Welt der merkwürdigsten Verbindungen versetzt wird, so dass sich in einem Augenblicke verworrene Fäden zu einem sinnvollen Gewebe ordnen, dunkle Rätsel sich gleichsam von selbst lösen und Geheimnisse entschleiern, die den Angriffen einer methodischen Untersuchung wie eine unüberwindliche Festung entgegenstarrten. Aehnliches wiederfuhr uns, während wir auf einem noch gänzlich unerforschtem Gebiete bis zum Urquell der schweizerischen Genossenschaftsidee vorzudringen suchten.

Man weiss, was das Kartoffelbrot in diesen tragischen Zeitläuften bedeutet. Es ist kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet, dass es Wahrzeichen und Norm für die Entwicklung eines ökonomischen Rationalismus geworden ist, der sich mehr und mehr über alle Minima und Maxima des wirtschaftlichen Lebens ausbreitet, oder mit andern Worten, das Kleinste und das Grösste erfasst und jedes zu der äussersten Kraftsteigerung treibt.

Was sich gegenwärtig inmitten der Kriegswehen im deutschen Wirtschaftskörper vollzieht, ist ein intensiver Oekonomisierungsprozess des täglichen Lebens, und das Zeichen, in dem er vor sich geht, ist nicht etwa die staatssozialistische Organisationsmethode, die nur momentan wirkende Verwaltungsfunktionen an die Oberfläche des national-ökonomischen Betriebes fördert, sondern es ist der sog. «Kartoffelbrotgeist», der sicher die augenblickliche Bedrängnis überleben und, Keime einer neuen Verbrauchs- und Erzeugungs-Kultur ansetzend, sich tief in die gemeinwirtschaftlichen Aktionen des Volkes einbohren wird. Wie auch immer die Waffen entscheiden und die Kriegslose fallen mögen, es ist

Der Umsatz des **Verbandes schweiz. Konsumvereine (V. S. K.)** betrug im Monat **März 1915 Fr. 4,407,689.20.** Die **Zunahme** gegenüber dem Monat März 1914 beträgt demnach **Fr. 404,198.10** oder **10,10%.**

dieser Geist, der bleiben und als Frucht des furchtbaren Völkerzusammenstosses die Entwicklung eines Gemeinschaftswesens von ungeahnter Tiefe und Tragkraft einleiten wird. In Kriegen, die, wie der gegenwärtige, einen zugleich sittlichen und ökonomischen Urgrund haben, wird das zu bewältigende Problem gewiss nicht unmittelbar durch Blut und Eisen gelöst, aber durch die Erschütterungen, die sie mit sich bringen, durch die einheitliche Stimmung, die sie erzeugen, durch den Opfermut, an den sie gewöhnen, durch die Kraft-, Entbehrungs- und Geduldproben, die sie den Völkern und den Einzelnen auferlegen, werden die Lebensbedingungen für die Elemente geschaffen, aus denen erwachsen kann, was werden, wachsen und bis zu einem bestimmten Grad der Vollendung gedeihen will und muss, wenn es nicht aus denselben tieferen Beweggründen heraus abermals zu kriegerischem Zusammenprall kommen soll. Der Krieg an sich ist natürlich etwas Schreckliches und daher nichts weniger als ein begehrenswerter Zustand der Dinge, aber er kann, wie jedes Verhängnis, jedes Uebel, jede Not nichtsdestoweniger Gutes bewirken, und es wird dies stets um so sicherer geschehen, je schärfer und tiefer sich seine Plagen in den Volkskörper einkrallen, je grösser die Massen sind, die in den Bereich der von ihm verursachten Leiden gezogen werden, je mehr er sich zu einem Kampf um das Dasein zuspitzt und die Existenz jedes Einzelnen mit der Lebens- und Widerstandskraft der ganzen Volksgemeinschaft so fest verkettet, dass die selbstsüchtige Teilexistenz des Individuums sozusagen ausgelöscht und jede Entfernung von der Linie der gemeinschaftlichen Sache als Verrat und Felonie empfunden wird. Ein Krieg, der solche Stimmungen hervorbringt, wickelt sich nicht ab, ohne Keime eines neuen Lebens anzusetzen, ohne die Seelen der Menschen für höhere Werte wenigstens empfänglicher zu machen, das gegenseitige Abhängigkeitsgefühl zu stärken und die gesellschaftliche Ordnung unter die Gewalt von Antrieben zu stellen, die notwendig in der Richtung der durch den Krieg ausgelösten psychischen Spannungen wirken. Es ist dann das Feuer des durch die gemeinsame Not erzeugten gemeinschaftlichen Willens, das Elemente, die durch andere Heilmittel nicht zu vereinigen waren, zusammenschweisst und die Krankheit des Volkskörpers nach dem Prinzip des Hippokrates kuriert: Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat. [1])

In diesen ihren Wirkungen lassen sich grosse Kriege mit grossen Revolutionen vergleichen und tatsächlich wurden beispielsweise in der ersten französischen Staatsumwälzung ganz ähnliche Vorgänge und Stimmungen beobachtet, wie sie heute als Begleiterscheinungen des Krieges auftreten. Nicht ohne den Kern einer tiefen Wahrheit zu treffen, hat Georg Forster in seinen «Parisischen Umrissen»[2]) dieses Verhältnis beleuchtet. «Die Meinung, die ich bestreite, schreibt er, hält die Verderbtheit für die bittere Frucht der Revolution, ich hingegen glaube, dass eine allgemein gewordene selbstsüchtige Stimmung die Ursache der Revolution ist und durch sie geheilt werden kann. Die Revolution hat vollkommen alle Zeichen einer heftigen Krankheit, wodurch die Natur den Körper eines fremdartigen oder verdorbenen Stoffes entledigt.» Dann von den Heilwirkungen redend, meint er, sie habe der ärgsten Knechtschaft, zu welcher der Mensch hinabsinken konnte, nämlich der Abhängigkeit von leblosen Dingen einen tötlichen Streich versetzt, ihn aus dem beherrschenden Ideenkreis des Habens, Gewinnens, Besitzens und Geniessens herausgerissen und die ganze Nation gelehrt, Aufopferungen zu machen, die dem Eigentum einen Teil seines eingebildeten übermässigen Wertes benehmen, habe sie zu der Einsicht erhoben, dass die Not Aller von jedem Einzelnen die Beisteuer seiner Habe, seiner Kräfte und seines Blutes verlange. Die Finanzoperationen des Nationalkonvents, das Verbot des Wechsel- und Aktienhandels, die Zwangsanleihe, die Unterbindung der Ausfuhr aller Waren, die zu den Bedürfnissen des Lebens gerechnet werden, der Waffendienst der jungen Mannschaft und die Arbeitsleistungen der Handwerker für den Staat — das alles habe Schritt für Schritt in dieser Richtung gewirkt. «Die kriegführenden Mächte aber, fährt er wörtlich fort, dürfte es befremden, dass nichts so kräftig zu dieser moralischen Emanzipation beigetragen hat, als die Massregel, wodurch sie uns den meisten Abbruch zu tun glaubten, der Verlust unseres auswärtigen Handels, die abgeschnittene Zufuhr von Lebensmitteln, die daraus erfolgte Brot- und Waren-Taxierung und die strenge Bestrafung derer, die sich des Aufkaufs schuldig machen: was haben sie anders als Geringachtung des toten, unbrauchbaren und sogar gefährlichen Reichtums auf der einen, und Mässigkeit, genauere Haushaltung, Einschränkung, Entsagungen aller Art auf der andern Seite zu Wege gebracht? Gewiss, den Reichtum unbrauchbar zu machen, war das bewährteste Mittel, ihn verachten zu lehren. Es ist beinahe buchstäblich wahr, dass **Brot** und **Eisen** noch unsere einzigen Bedürfnisse sind, und daraus folgt, wenn nicht die Weisheit aller Jahrhunderte trügt, dass wir so gut als unüberwindlich sein müssen. . . . Was die öffentliche Meinung noch nicht erzwingen konnte, das ergänzt überall, wo es nötig ist, die Revolutionsarmee; ein Corps, das in verschiedenen Teilen der Republik zusammenberufen wird, um den saumseligen oder auch noch selbstsüchtigen Gutsbesitzer, den reichen Pächter, den in die Scheunen sammelnden Landmann zur Ablieferung seines Ueberflusses in die Stadtmagazine anzutreiben. . . . Es scheint Menschen zu geben, die sich lieber die Täuschung des Zwanges machen, als freiwillig zu den Bedingungen ihrer Mitbürger beitragen wollen, eine Erscheinung, die bei der übergrossen Liebe zum Eigentum nicht befremdend ist. Die moralische Wirkung bleibt indes aber dieselbe, wenn sie gleich um etwas verspätet wird: man tröstet sich endlich, wenn man sieht, dass es dem Nachbar um nichts besser ergeht, dass man notdürftig zu leben hat, und dass niemand des Ueberflusses froh werden kann. Was anfangs Ergebung in die Notwendigkeit ist, wird durch fortgesetztes Nachdenken endlich zur Anerkennung der Gesellschaftspflicht, der Billigkeit gegen den notleidenden Mitbürger und auf diese Weise wird endlich der härteste Boden weich genug, um die süssen Früchte der Humanität: Aufopferungen, Mitteilung, Nächstenliebe und Vaterlandsliebe zu tragen.»

Wie man sieht, hat die Revolution mit ihren kriegerischen Verwicklungen ganz ähnliche Zustände und Stimmungen gezeitigt, wie sie uns heute entgegentreten, und wie in dieser Hinsicht Analogien festzustellen sind, so begegnen wir auch Parolen von verblüffender Uebereinstimmung. «Es kommt in dieser Zeit nicht darauf an, klingt es aus Deutsch-

[1]) Was Arzneien nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer.

[2]) Forster, Kleine Schriften, 1797, 6. Teil, S. 352 ff.

land herüber, dass gewisse Leute viel Geld verdienen, sondern dass unser Volk ausreichend Brot, Fleisch und Kartoffeln hat. Darauf muss unsere ganze Tätigkeit gerichtet sein. Nährwert, nicht Geldwert lautet die Parole einer gesunden Volkswirtschaft, das Allgemeinwohl muss höher stehen, als das Geldbeutelinteresse. Dieser Grundsatz hat nun endlich in unserem öffentlichen Leben den Sieg davongetragen über das Zaudern und Schwanken der massgebenden Kreise. Leider steckt in unserem Wirtschaftsleben noch zuviel Selbstsucht und Erwerbsgier, die mit Zwangsmassregeln eingedämmt werden müssen» [1]) Hier wie dort erwartet man von der Bekehrung zu einfachen Lebensgewohnheiten die Bezwingung der selbstsüchtigen Triebe und damit die Sicherstellung der nationalen Wirtschaft, die nicht mehr durch die Maximen der Erwerbsgier, sondern durch die Grundsätze einer Politik des Gemeinwohls geregelt werden soll. Brot und ausreichende Ernährung für alle ist die Losung. Der Revolutionssozialismus von damals und der Kriegssozialismus von heute sind formell ziemlich wesensgleiche Erscheinungen, nur dass hier das Motiv des «Durchhaltens», dort das Prinzip der nivellierenden Enteignung die Hauptrolle spielt. Jener hat eine systematisierende, dieser eine konservierende Tendenz. Der Revolutionssozialismus will durch Zwang erziehen, der Kriegssozialismus spielt Staats- und Gemeindegewalt aus, um ohne Verzug zu erreichen, was nicht durch freiwilligen Verzicht oder spontane Opferfreudigkeit zu erlangen ist. Für beide Bewegungen ist indessen der Zug zu einer gesellschaftlichen Ordnung der Dinge charakteristisch, welche die Stimmung auf eine Neuordnung erkennen lässt. Für die Lösung des vorliegenden Problems ist aber das eine wie das andere unzulänglich und sie zeigen beide nur an, in welcher Richtung die Gestaltungskraft der freien Geistestat entwickelt werden muss. Sie stellen die Massenseele auf grosse Bewegungen ein, aber diese selbst stehen unter anderen Gesetzen, als Krieg und Revolution und haben stets auch schon eine stille Geschichte hinter sich, die durch die gewaltsamen Ereignisse in ihrem Fortgang beschleunigt wird. Es ist dies der tragische Moment, in dem die grossen Ideen ihre Bluttaufe empfangen, ohne welche in dieser Welt keine Harmonien höherer Ordnung zu entstehen pflegen.

Auch was jetzt unter ungeheuren Wehen und Blutopfern sich geistig entbinden und mit grösserer Kraft auswirken will, hat seine stille Vorgeschichte, die sich ganz abseits von dem grossen Welttheater abspielte und deren ausserordentlich bedeutungsvollen Züge so gründlich verwischt wurden, dass man sie erst wieder in ihren organischen Bestandteilen rekonstruieren muss, um ihren ideellen Zusammenhang mit dem grossen Weltgeschehen zu erfassen. Indem wir uns dieser Aufgabe unterziehen, begeben wir uns auf ein ganz friedliches, ja idyllisches und romanhaftes Gebiet, aber was wir aus dieser Untersuchung herausarbeiten werden, ist nicht mehr und nicht weniger, als die Zukunftsperspektive des — Kartoffelbrotgeistes, der, wie wir gleich verraten wollen, Horizonte erschliesst, in die noch ein Goethe am Abend seines Lebens das Seherauge schweifen liess. Ueberhaupt — und auch das ist eine interessante Beziehung — gäbe es vielleicht keinen «Wilhelm Meister» oder doch nur einen solchen ohne ökonomisch-pädagogische «Sendung», wenn in unserem Schweizerlande nicht ein einfacher Landmann gelebt und gewirkt hätte, dessen Ruf einst die Welt erfüllte, dessen Andenken aber so rasch erlosch, dass nicht einmal mehr die Goetheforscher hinter die geheimnisvollen Einflüsse kamen, die von diesem «philosophischen Bauern» ausgegangen sind.

Aus dem hellen, gesunden Menschenverstand und der Berufspraxis dieses Naturmenschen, der auf den Namen «Kleinjogg» hörte, scheiden sich einige kernhafte Gedanken ab, die sich zu Wirtschafts-, Haus- und Erziehungsregeln verdichten und von diesem Manne verkörpert, vorgelebt, zu einem Lebensstil erhoben, kurz: in persönlicher Repräsentation dargestellt werden. Zunächst, wie erklärlich, von seiner Umgebung verlacht, achtet Kleinjogg nicht der Spötter und geht unbekümmert, aber zweckbewusst seine «nächsten Wege», die ihn bald von Erfolg zu Erfolg führen. Seine Wirtschaft blüht auf, seine Schulden schmelzen dahin wie der vom Frühlingshauch berührte Schnee, alles um ihn atmet Gesundheit, Zufriedenheit, einfachen beglückenden Wohlstand. Der anfangs als Narr verlachte Sonderling verwandelt sich in den Augen der Nachdenklichen in einen Weisen, der bald die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zieht, um schliesslich als «ländlicher Sokrates» vor aller Welt in eine philosophische Beleuchtung gerückt zu werden. Nun ereignet es sich, dass sich Kleinjoggs puritanisch-nüchterne Alltagsmaximen mit den Ideen jener Kulturmenschheit vermählen, aus deren empfindsamem Gefühlsleben das Zeitalter des klassischen Humanismus erwächst. Wermatswil im Kirchspiel Uster, wo unser Kleinjogg haust, wird zu einem Mekka neuentdeckter Menschenwürde, wohin die betriebsamsten Apostel des Physiokratismus, Philantropismus und Humanismus pilgern oder wohin sie aus der Ferne ihre Blicke lenken, um in Anschauung oder Vorstellung von saftigen «Miststätten», Kartoffelbrot, wogenden Kornfeldern und einer schlicht-natürlichen Lebensart einen «neuen Staat zu dichten» und nach einem ganz geschmeidigen Modelle die weitläufigsten Gebäude aufzuführen.» [1]) Indessen kommt es nicht zu einem Staats-, sondern zu einem Genossenschaftsroman, deren Helden und Charakteren in dem Sokrates von Wermatswil ihr Urbild haben.

Fassen wir also zunächst diesen Mann, sein Wirken, seine Wirtschaft und seine Maximen näher ins Auge.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

[1]) Vergl. die von Professor Paul Eltzbacher und einer Anzahl anderer Gelehrten herausgegebene Denkschrift: *«Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan»*.

[1]) Vergl. Träume eines Menschenfreundes. Zweyter Theil. Basel, 1776. S. 359. Verfasser dieses Werkes ist der ehemalige Basler Ratsschreiber Isaak Iselin, der von Quesnay beeinflusst, ein Hauptvertreter des Physiokratismus ist und die ökonomischen und philosophischen Ideen desselben besonders auch in sozialpädagogischer Richtung weiterbildete. Was die physiokratische Lehre für die Geschichte der Genossenschaftstheorie und sonst gerade heute wieder bedeutet, wird sich aus den folgenden Erörterungen ergeben.

Ein jämmerliches Liebeswerben

um die Gunst der Fabrikanten des Schokoladen-Syndikates beginnt ein Teil der Händlerpresse von neuem.

Nachdem der «Spezereihandel» in seiner letzten Nummer mit saurer Miene konstatieren musste, dass der V. S. K. und die organisierten Konsumenten sich selbst treu bleiben und eines momentanen Scheinvorteiles wegen ihre wirtschaftliche Freiheit nicht auf-

SCHWEIZ·KONSUM-VEREIN

ORGAN DES VERBANDES SCHWEIZ·KONSUMVEREINE (V·S·K)

XV. Jahrgang | Basel, den 24. April 1915 | No. 17

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 8—16 Seiten Text. Abonnementspreis Fr. 4.40 p. Jahr, Fr. 3.— p. 6 Monate, ins Ausland unter Kreuzband Fr. 7.— p. Jahr

Motto: Das Schweizervolk kann seine wirtschaftliche Selbständigkeit gegenüber dem Ausland nur behaupten und im Innern zu grösserem Wohlstand und höherer sozialer Gerechtigkeit nur fortschreiten, wenn es seine Konsumkraft organisiert. Die genossenschaftliche Zusammenfassung dieser Kraft ist daher für uns eine Lebensfrage: Sie ist unsere nationale Aufgabe im XX. Jahrhundert.

Inhalts-Verzeichnis:

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans. — Das stimmt. — Die Wahrheit hören sie nicht gern. — Detailhändler und Konsumverein. — Die Schokoladeherren und ihr «Treue» Bonus. — **Bau- und Wohngenossenschaften:** Davoser Wohngenossenschaft. — **Volkswirtschaft:** Fabrikstatistik. — **Steuerwesen:** Die Kriegssteuer vor der Bundesversammlung. — **Mittelstandsbewegung:** Eine Schweiz. Drogen-Einkaufsvereinigung. — **Kreiskonferenzen:** Konferenz des V. Kreises. — **Bewegung des Auslandes:** Deutschland, Italien, Spanien, Rumänien, Holland, Dänemark, England. — **Aus unserer Bewegung:** Aarau, Ascona, Balsthal, Bex, Bülach, Brusino-Arsizio, Courrendlin, Dietikon, Dübendorf, Felsberg, Genf, Kloten, Kradolf-Schönenberg, Lachen, Laufenburg, Morges, Murgenthal, Neuendorf, Oberentfelden, Payerne, Rupperswil, Sessa-Monteggio, Wettingen-Kloster. — **Verbandsnachrichten.**

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.

II.

Wer war «Kleinjogg»? «Ein unter diesem Namen fast in ganz Europa berühmter Bauer, dessen eigentlicher Name Jakob Guyer[1]) war, geboren 1721 zu Wermenschweil, einem Dorfe in der Pfarre Uster und der züricherischen Grafschaft Kyburg». So belehrt uns der dritte Teil des Supplements zu Leu's «Allgemeinem helvetisch-eidgenössischen oder schweizerischen Lexikon» vom Jahr 1788, in dem «Kleinjogg» als Stichwort figuriert. Drei Jahre vor dem Erscheinen dieses Supplementbandes, am 29. September 1785 hatte unser Philosoph das Zeitliche gesegnet, und so war es ein frischer Kranz des Andenkens, der ihm in diesem Werke auf das Grab gelegt wurde. Daher ist es nicht unwichtig, was hier von ihm ausgesagt wird. «In seiner Jugend, heisst es in dem Artikel weiter, unterschied er sich von andern nicht. Hernach kam er in Bekanntschaft mit einem benachbarten frommen Landpfarrer, der ihn bald zu einem Anhänger der Mystik gemacht hätte; fleissige Handarbeit aber, wozu ihn sein mit Schulden beladener Bauernhof nötigte, vertrieb ihm die Grillen der Schwärmerey und ward, bey seinen grossen Geistesanlagen und moralischem Sinn, eine Beförderung zur Erheiterung[1]) seines Kopfs. Er fieng an, ohne die mindeste Kultur logisch zu denken: dies liess ihn die gewohnten wirtschaftlichen Fehler der Bauern, die Vorurteile des grossen Haufens beym Feldbau, und die Ungereimtheiten bey Erziehung der Kinder, bey Errichtung des Hauswesens erkennen. Was er als gut einmal anerkennt, das führte er aus, und überwand dabey alle Schwierigkeiten. So sehr er sich durch die Erfindsamkeit in der Landwirtschaft auszeichnete, so unterschied er sich doch weit mehr durch sein feines moralisches Gefühl (eine höchst seltene Gabe des Bauern ohne Kultur des Geistes); dadurch überwand er, und widerstand dem unnötigen Aufwand, der Hoffart, der Eitelkeit. Das Weinschenken, welches sonst in seinem Hause üblich und gewinnreich gewesen, verabscheuete er, weil es seine Kinder nach unverdientem Geld begierig machte und zum Müssigang reizte. Er liess dieselben auch niemals einiges Geschenk annehmen, und gewöhnte sie an wenige Bedürfnisse, damit sie allein an Arbeit und Pflichterstattung Freud findend, von den Zufällen des Lebens und von andern unabhängig und freyer seyen. Diese und andere Züge seines Lebens und Wandels machten ihn in Zürich bekannt. Der Doctor Hirzel, welcher seine Verdienste kennen und schätzen lernte, verschaffte ihm Zutritt zu den grössten Männern des Staats, welche sich alles Ernsts um die Aeufnung der Landwirtschaft bemüheten; er verschaffte ihm freien Zutritt zu ihren Personen, und auch zu der physikalischen Gesellschaft. Die grossen Bürgermeister Leu und Heidegger, und mehr andere grosse Männer, würdigten ihn ihrer Freundschaft und Vertraulichkeit, und hörten seine Einrichtungen und Einschläge mit Beyfall an. Leute allerhand Standes, Gelehrte und Ungelehrte, aus der Stadt und umliegenden Orten, machten ihm öfters Besuche auf seinem Bauernhof; darüber er sich freylich viel Neid und Misgunst bey einigen seiner Mitlandleuten zuzog; andere aber be-

[1]) Die richtige Schreibart des Namens ist *Gujer*, während Guyer für die Bequemlichkeit der französischen Zunge gebraucht wurde. Kleinjogg (Klyjogg) bedeutet soviel wie Kleiner Jakob oder das alemannische «Jockele». In dem Artikel *Hirzel* in der Biographie universelle, Paris 1817, Tome vingtième, page 424 heisst es von Gujer: «On ne l'appelait dans le pays que *Klyjogg* (Petit Jacques).»

[1]) Erheiterung = Klärung, Erhellung, Aufklärung.

wog er zum Nachdenken, und brachte sie nach und nach auch zur Befolgung seiner Maassregeln in Anbauung der Güter, etc.»

«Alles solches, schliesst der Artikel, beschrieb Doctor Hirzel in dem bekannten Werk, genannt der philosophische Bauer, so 1761 in 8° zu Zürich herausgekommen, und hernach auch eine französische Uebersetzung von Kapitain Frey zu Basel, unter der Aufschrift Le Socrate Rustique[1]); und diese ward hernach von Arthur Young in das Englische übersetzt. Von dem deutschen Werk erschien 1774 eine neue Edition mit Kleinjoggs Bildnis; und kurz vor seinem Absterben gab Doctor Hirzel weiter heraus: Neue Prüfung des philosophischen Bauers, 8. Zürich.»

Das sind in der Hauptsache die knappen Angaben des Leu'schen helvetisch-eidgenössischen Lexikons, auf die wir uns einleitend beziehen, weil sie zeigen, wie sich Kleinjoggs Wesen in dem Bewusstsein seiner Zeitgenossen spiegelte. Das Bild, das uns hier entgegentritt, ist aber mangelhaft. Es gibt nur einige charakteristische Züge des philosophischen Bauern wieder und entbehrt einer vollen Darstellung der grossen Linien, wie sie Hirzel, der Geschichtsschreiber des Mannes und seiner Wirtschaft, in den angeführten Schriften entwickelte.

Diese skizzenhafte Auffassung ging dann in die neuere schweizerische Literatur über und soweit die Gestalt Kleinjoggs überhaupt noch berücksichtigt wurde, ist dies der Untergrund, auf dem sie sich erhebt. Allmählich verwischen sich indessen auch die hier berührten feineren moralischen Züge des Charakters und schon Karl Victor v. Bonstetten erscheint als des ländlichen Sokrates «grösster Fleiss, den grössten Misthaufen zu sammeln, und da geizig zu sein, wo man es sein soll.»[2]) Dementsprechend wird er im 19. Jahrhundert zu einem «Meister in der Ansammlung des natürlichen Düngers und der Mischung von Erdarten.» Theodor Curti, der ihm dieses Zeugnis ausstellt,[3]) ist, soweit wir sehen, der einzige Historiker, der darauf hinweist, dass Kleinjogg «Erdäpfel auf verschiedene Weise verwertete» und schmackhaftes Brot aus ihnen buk, «indem er den Brei unter den Brotteig mischte.» Es mag sein, dass es noch andere Würdigungen Kleinjoggs gibt, die uns entgangen sind,[4]) soviel indessen ist jedenfalls sicher, dass dieser höchst eigenartige Mensch als solcher heute nicht mehr im Volksbewusstsein lebt, so wenig als die Bedeutung seines Geschichtsschreibers und die internationale Tragweite seiner Schriften von den modernen Nationalökonomen, Pädagogen, Literatur- und Kulturhistorikern vollauf erkannt und gewürdigt wurde. Es erklärt sich so die merkwürdige Tatsache, dass die innige Verflechtung der Ideen dieser zwei Persönlichkeiten mit der ganzen Kulturbewegung der Aufklärung, des klassischen und zum Teil auch des romantischen Zeitalters fast völlig übersehen wurde. Den Oekonomen waren die literarischen und philosophischen, den Literarhistorikern die ökonomischen, den Sozialpädagogen, die wohl am stärksten dabei interessiert sind, die erzieherischen Beziehungen entgangen. Nur Mörikofer[1]) legte den Finger auf die Seite eines tieferen Einflusses, indem er Hirzels «Wirtschaft des philosophischen Bauers» als die erste Erscheinung in der Reihe der eigentümlichen schweizerischen

Volksbücher bezeichnete und damit auf die Fäden hinwies, die zu Pestalozzi, Zschokke und Jeremias Gotthelf hinüberleiten.

Diese Fäden sind zum Teil sehr fein gesponnen, anderseits aber doch wiederum in so substanzieller Fassbarkeit und so augenfällig in das Gewebe der genannten Volksbücher hineingezogen, dass tatsächlich ein viel innigerer Zusammenhang besteht, als Mörikofers Andeutung vermuten lässt. Hirzel eröffnete den Reigen und gab gewissermassen Ton und Melodie des erzieherischen Gedankenspiels der Volksbücher an. Er löste die Grundkräfte der schweizerischen Volkserziehungskunst aus, indem er zugleich ihre wesentlichen Ideenkreise und ihre

[1]) Der volle Titel der Uebersetzung von Frey-Deslandres lautet: «Le Socrate rustique, ou Description de la conduite économique et morale d'un paysan philosophe, dédié à l'Ami des hommes.» Das Buch erschien 1763 mit der Beilage einer Korrespondenz, die zwischen dem Uebersetzer und dem *Marquis de Mirabeau,* dem das Buch gewidmet ist, gepflogen wurde. Diese Briefe erschienen später auch in Hirzels «Auserlesenen Schriften» (1792). Ueber die englische Ausgabe des Werkes, die von dem bekannten Oekonomen Arthur Young besorgt wurde, konnten wir nichts Näheres ermitteln.

[2]) *Karl Viktor von Bonstetten,* Schriften, zweiter Teil, Kopenhagen 1799, S. 15.

[3]) *Theodor Curti,* Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, S. 110.

[4]) Es scheint uns bezeichnend für die literarische Vernachlässigung dieses Gebietes, dass *Brandstetters* grosses «*Repertorium*» über die in Zeit- und Sammelschriften der Jahre 1812—1900 enthaltenen Aufsätze und Mitteilungen schweizergeschichtlichen Inhaltes nichts über Kleinjogg enthält, während über Hirzel nur ein paar Aufsätze unwesentlichen Inhalts verzeichnet sind. Das gleiche gilt für beide Persönlichkeiten auch in Hinsicht auf die monographische Literatur, denn auch *Barths Bibliographie der Schweizergeschichte,* welche die bis Ende 1913 erschienenen selbständigen Druckwerke verzeichnet, enthält über Kleinjogg nur ein gänzlich verschollenes Lebensbild unbestimmter Herkunft, und über dessen Biographen gar nichts.

[1]) *J. C. Mörikofer,* Die schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, Leipzig 1861, S. 271. Durch Hirzel, betont Mörikofer, sei einer der schönsten Zweige der Literatur seines Vaterlandes eröffnet worden. Er spricht auch von Einflüssen auf die deutsche Literatur, ist sich aber über den Umfang derselben nicht klar und hat sich vor allem über eine sehr wichtige Einwirkung, nämlich die auf *Gœthe* ausgeübte, durch eine Bemerkung, welche dieser in einem Briefe an Lavater machte, irreführen lassen. Wir kommen darauf noch zurück.

Lehrziele bestimmte. Ob man sich bei Pestalozzi, Zschokke oder Gotthelf umsieht, bei allen entdeckt man im Mittelpunkte oder in der Peripherie ihrer Geschichten und Gestalten in irgend einer Verkleidung die Figur des ländlichen Sokrates. Wo der gewaltigste Bildner unter ihnen, Bitzius, am feinsten spricht, da guckt Hirzels Kleinjogg über den Zaun, nickt und sagt sein «Ja» und «Amen» dazu. Es bedarf nicht vieler Nachweise, um dieses Verhältnis festzustellen. Ein einziges Bekenntnis aus dem Munde Gotthelfs genügt, weil es uns in plastischer Deutlichkeit die Beziehungen vor das Auge rückt:

Hirzel hatte die Führung der ökonomischen Gruppe der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, welche in der ersten Zeit fast ausschliesslich im Fahrwasser der Berner Oekonomischen Gesellschaft segelte, das heisst für die berufsmässige Aufklärung der landwirtschaftlichen Bevölkerung sorgte und mit grossem Eifer physiokratische Grundsätze verbreitete. In einem Briefe an den Hauptmann Frey in Basel [1]) berichtet nun Hirzel, wie Kleinjogg oft den Versammlungen dieser Gesellschaft beigewohnt und seine Begriffe mitgeteilt habe, was man für Wege einschlagen sollte, wenn man an der Verbesserung des Feldbaues mit wahrem Vorteil arbeiten wolle. Da habe sich Kleinjogg einmal erhoben und gesagt: «Ihr redet viel unter einander über das, was unseren Beruf ansiehet; erlaubet meine lieben Herren, dass ich euch einige von meinen Mitbrüdern zuführe, und lasset sie in euerer Gegenwart über ihren eigenen Beruf, über Gegenstände, die ihnen am besten bekannt sind reden. Der Bauer bildt sich ein, er verstehe solche Sachen, mit denen er beständig umgeht, besser, als ihr Herren! Hütet euch, sie das Gegentheil bemerken zu lassen, schmeichelt vielmehr ihrer Eigenliebe; lasset sie glauben, dass ihr von ihren Fähigkeiten grosse Begriffe habet, auf solche Weise werdet ihr sie zu einem Wetteifer reitzen, und ihnen Neigung erwecken, Unterweisung anzunehmen. Als Kleinjogg bemerkte, dass wir an seinem Gedanken Geschmack fanden, drang er in uns, einen Gegenstand festzusetzen, den man den Bauren zur Untersuchung vorlegen, und darüber ihre Gedanken verlangen könnte. Er legte uns selbst zu einem Beyspiel die Frage von den Zäunen vor, welche nach seiner Meynung in unserem Lande missbraucht wurden. ... Dieses brachte uns auf den Entschluss, unsern Bauren vorzuschlagen, dass sie die Meynungen über den angezeigten Gegenstand schriftlich übergeben, und wir nahmen uns vor, ihren Wetteifer durch Preise zu reitzen. Wir setzten fest, dieses jährlich zwey mahl zu wiederholen und mit der Frage von den Zäunen, welche uns Kleinjogg vorgelegt hat, den Anfang zu machen. . . . Wir erhielten noch vor Ablauf der angesetzten Zeit sechszehn verschiedene Abhandlungen, deren Gründlichkeit, Ordnung und Deutlichkeit uns in Erstaunen setzten. Kleinjogg war damit nicht zufrieden. Dieses ist wohl, sagte er uns, fürtrefflich für Bauren, die schreiben können, aber oft sind die besten nur sehr ungeschickt die Feder zu führen. Würklich dient unser Philosoph hievon zu einem starken Beweise. Er wiederholte sein Begehren so lange, bis die Gesellschaft endlich einwilligte, mit einer bestimmten Anzahl von Bauren in eine persöhnliche Unterredung zu treten. Man liess Kleinjogg die Auslese treffen, und steckte ihm für die Ausgewählten eine freundliche Einladung in die Hand.»

Die weitere Entwicklung dieser Angelegenheit ist zwar interessant, kann hier aber überschlagen werden, da das Mitgeteilte genügt, um zu zeigen, wie sich die Zaungeschichte und was an feineren Begriffen darin verwoben ist, in der Weise Gotthelfs zum Vorschein kommt.

«Jedem, sagt dieser grosse Kenner der Bauernseele einmal [1]), jedem ist der Trieb angeboren, äusserlich darzustellen, was unsichtbar sich in ihm regt. Nur stelle ich allerdings die am höchsten unter den Menschen, die mit Bewusstsein etwas darstellen wollen im Leben, die es vermögen, das innerlich Erschaute anschaulich vor andere zu stellen, und um so höher sind sie zu schätzen, je vollendeter ihre Darstellung ist. . . . . Nun fängt mir die Reihe der Darstellenden schon an bei Hans Uli, der einen Zaun macht, und wie er die Stecken stellt und verbindet, verkündet mir, ob der Zaun aus seiner inneren Anschauung hervorgetreten sei oder nicht, ob er Kraft habe, **das Innerliche äusserlich zu machen.** Ja, wahrlich, ich habe in manchem Zaun mehr Geist gefunden, als in manchem Buche. Je schöner vollendet die Gebilde der Gedanken heraustreten, desto höher steht der Schöpfer, desto näher dem, dessen Gedanken Geburten von Welten sind, diese Gebilde mögen nun heraustreten in die Welt als in Schrift verkörperte Gedanken oder als in Stein oder auf der Leinwand erschaffene Gestalten oder als Taten im Leben, Ordnungen in Land und Haus, neue Ordnung der Verhältnisse der Menschen.»

Da hätten wir also zunächst eine deutliche und gerade Linie, die im Längsschnitt über eine Reihe von Jahrzehnten hinweg unsern Kleinjogg, wie er in der Einfalt seines natürlichen Wesens liebt und lebt, mit der vergeistigten Art des grössten schweizerischen Volksdichters verbindet. Der Zaun ist das Verbindungsglied, das die Seelen dieser zwei Menschen und die Art, wie sie die Welt anschauen, vereint.

Wir haben aber noch mehr. Der Vergleich, den wir anstellten, die Linie, die wir zogen, der Faden, den wir blosslegten, führt uns überdies in den Grundkreis der Gedanken- und Gefühlswelt hinein, aus der die «neue Ordnung der Verhältnisse» hervorgeht: die Ordnung in der Seele, in der Wirtschaft, die Ordnung im Hause, in der Gemeinde, im Staat, in jeder Art sozialer Vereinigung, die Ordnung in der ganzen menschlichen Gesellschaft. [2]) Eine Frage drängt sich nun auf: Wo liegen die Wurzeln dieser Gedanken- und Gefühlswelt, in der sich äusserlich von einander so abständige Wesen, ein Natur- und ein Kulturmensch, über Zaun und Hecke hinweg die Hände reichen? Ist diese Uebereinstimmung Zufall oder Gesetz? Gibt es etwas, das jede Menschenseele durchzittert und wie eine Aeolsharfe tönen macht, wenn die Zeit erfüllet ist? Fällt der Kulturmensch zurück in die Instinkte der Väter, oder wird die Natur durch einen plötzlichen Ruck in das Reich des Geistes versetzt? Ein grosser Dichter, der auch ein tiefbohrender Denker war, scheint uns den Schleier dieses Geheimnisses gelüftet zu haben.

[1]) *Joh. Caspar Hirzels* M. D. Mitglied des täglichen Rathes, obersten Stadtarztes und Präsidenten der physikalischen Gesellschaft in Zürich, *Auserlesene Schriften* zur Beförderung der Landwirtschaft und der häuslichen und bürgerlichen Wolfahrt. Erster Band, Zürich, bey Orell, Gessner, Füssli & Comp. 1792. Beylage von Briefen, S. 168 ff.

[1]) *Jeremias Gotthelf,* Die Armennot. Gesammelte Schriften, Berlin 1857, Band XVII, S. 81.

[2]) *Iselin,* Träume eines Menschenfreundes, 2. Teil, S. 26.

Es gibt Augenblicke in unserem Leben, belehrt uns Schiller, wo wie wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Tieren, Landschaften, so der menschlichen Natur in Kindern, in der Sitte des Landvolkes und der Urwelt, nicht weil sie unseren Sinnen wohltut und auch nicht, weil sie unseren Verstand oder Geschmack befriedigt, sondern bloss weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Diese Art des Wohlgefallens sei aber kein ästhetisches, sondern ein moralisches, denn es werde durch eine Idee vermittelt, indem es die durch die Natur dargestellte Idee sei, was wir in den Gegenständen und Wesen, die uns solches Interesse einflössen, lieben. «Wir lieben in ihm das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Dasein nach eigenen Gesetzen, die innere Notwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst. Sie sind, was wir waren, sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur wie sie, und unsere Kultur soll uns auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit zur Natur zurückführen. Nur wenn der Wille das Gesetz der Notwendigkeit frei befolgt und bei allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor.» [1])

Was hier von augenblicklichen Eindrücken und Gefühlen des einzelnen Menschen gesagt ist, gilt natürlich auch von ganzen Generationen und Epochen im Menschen- und Völkerdasein. Vereinigung, Durchdringung, fortschreitende Harmonisierung von Natur und Kultur in einem unendlichen Prozesse, Entfernung von der Natur und Wiederannäherung an sie, Loslösung vom Urquell unseres Lebens und dann wieder brennender Durst nach seinem erfrischenden Wasser, Flucht aus dem Vaterhause in die weite Welt und reuevolle Rückkehr zur Stätte der verlorenen Kindheit, aus dieser wieder und immer wieder herausdrängend und bis zur flügellahmen Erschöpfung in die Weite und in die Höhe strebend — dies die Spiralbewegung der Menschheit zwischen Natur und Geist, dies des Rätsels Lösung. Unsere Sehnsüchte — sie sind, was wir waren und wiederum: sie sind, was wir werden sollen. Es liegt allemal ein Problem an dem Wendepunkt des Weges, wo der naive und der sentimentale Mensch sich begegnen.

Ist nun so der Schleier von dem Geheimnis gezogen, so flutet auch eine Lichtwelle in den Grundkreis hinein, von dem aus wir nun alle anderen Kreise ziehen wollen, die unser Problem beschreibt.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Das stimmt! Von Zeit zu Zeit kommt sogar über die Redaktionen der Speziererpresse und ihrer Mitarbeiter ein Moment genossenschaftlicher Erleuchtung. Einem solchen Lichtblick haben wir die nachfolgende Lesefrucht zu verdanken, die wir der «Schweizerischen Spezereihändler-Zeitung» entnehmen. Es heisst da u. a.: «Das Genossenschaftswesen ist bei unserer heutigen Wirtschaftsordnung zur Notwendigkeit geworden. Es ist das Hilfsmittel, damit auch der Schwächere seine Bedürfnisse .... angemessen befriedigen kann».

Das stimmt, deshalb haben sich bis heute über 270,000 Familien in der Schweiz genossenschaftlich organisiert, um ihre Konsumentenbedürfnisse angemessener befriedigen zu können.

Die genossenschaftliche Erleuchtung unseres Gewährsmannes von der «Schweiz. Spezereihändler-Zeitung» dauerte jedoch, wie zu erwarten war, nicht lange an. Schon im folgenden Satze verwirrt und verwischt er seinen klaren Gedankengang durch die konfuse Behauptung, die Konsumvereine (doch wohl die reinsten Vertreter des wirtschaftlich-sozialen Genossenschaftsgedankens) seien zu verwerfen!

Wir sehen, die Leere der mittelständischen Ideen machte wieder ihre Rechte geltend.

Die Wahrheit hören sie nicht gern. Ueber krasse Händlerwillkür in Ungarn berichtet die «Frankfurter-Ztg.» und erzählt folgendes Stückchen: «Der Professor an der Universität in Klausenburg, Dr. Stephan Apáthy hat wiederholt den Lebensmittelwucher zur Sprache gebracht und letzthin gegen die «Miniatur-Semmel» protestiert. Die Klausenburger Bäcker drohten nun wegen dieser Rede mit einem Prozess. Dieser ist zwar unterblieben, doch boykottieren sie nun den Unglücklichen, so dass der Professor in ganz Klausenburg kein Gebäck erhalten kann.»

Wären die Klausenburger Konsumenten genossenschaftlich organisiert, so könnte der Herr Professor den Händlern die Wahrheit sagen, ohne Gefahr laufen zu müssen, Hungers zu sterben.

Detailhändler und Konsumverein.

In einem Vortrag in der Gehe-Stiftung zu Dresden über den «modernen Mittelstand» äusserte sich Professor Julius Pierstorff über die privaten Kleinhändler und die Konsumvereine u. a. folgendermassen: «Eine grundfalsche Vorstellung (des Händlers) aber ist es, das Publikum sei da nur des Handels oder gar bestimmter Formen desselben willen. Im Gegenteil: der Handel ist, wie die Produktion, da um des Publikums willen und wie alle übrige Wirtschaftsbetätigung hat er die Aufgabe, den Bedürfnissen der konsumierenden Bevölkerung in zweckmässigster und ökonomischster Weise zu dienen. Und nur soweit er diese Aufgabe erfüllt, ist er existenzberechtigt.

Anspruch auf Schutz gegen unlauteren Wettbewerb wird sicherlich jedermann dem Handel zubilligen. Es muss sich aber dabei in Wirklichkeit um Unlauterkeiten handeln. Die Konkurrenz leistungsfähigerer Betriebe und neuen Formen ist an sich keine unlautere. Uebrigens rührt die wirkliche oder vermeintliche Bedrängnis des Kleinhandels nicht allein, vielfach nicht einmal in erster Linie vom Aufkommen der Grossbetriebe, Versandgeschäfte und Konsumvereine her. Mehr noch vielleicht liegt die Ursache in der wachsenden Ueberfüllung und die dem

[1]) *Schiller*, Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

SCHWEIZ·KONSUM-VEREIN

ORGAN DES VERBANDES SCHWEIZ·KONSUMVEREINE (V·S·K)

XV. Jahrgang · Basel, den 1. Mai 1915 · No. 18

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 8—16 Seiten Text. Abonnementspreis Fr. 4.40 p. Jahr, Fr. 3.— p. 6 Monate, ins Ausland unter Kreuzband Fr. 7.— p. Jahr

Motto: Das Schweizervolk kann seine wirtschaftliche Selbständigkeit gegenüber dem Ausland nur behaupten und im Innern zu grösserem Wohlstand und höherer sozialer Gerechtigkeit nur fortschreiten, wenn es seine Konsumkraft organisiert. Die genossenschaftliche Zusammenfassung dieser Kraft ist daher für uns eine Lebensfrage: Sie ist unsere nationale Aufgabe im XX. Jahrhundert.

Inhalts-Verzeichnis:

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans. — Dem Herrn Kollegen Kurer in's Stammbuch. — Was dem Einen recht - ist dem Andern billig. — Offenheit ist doch etwas wert! — **Volkswirtschaft:** Kommunale Lebensmittelversorgung. — **Kreiskonferenzen:** Kreis IX. Konferenz vom 18. April 1915. — **Bewegung des Auslandes:** Deutschland: Die Grosseinkaufszentrale, Boden- und Bergbaugenossenschaft. Ungarn: Die ungarische Grosseinkaufs-Genossenschaft. Holland: Aus der niederländischen Genossenschaftsbewegung. Grossbritannien: Annual for 1915. — **Aus unserer Bewegung:** Möhlin, Niederrohrdorf, Rheinfelden, Schaffhausen, Turgi, Alpnach, Brissago, Bussigny . Ms., Corcelles-Cormondrèche et Peseux, Davos, Escholzmatt, Erlinsbach, Niederbipp, Othmarsingen, Sagne, Schafisheim, Schmerikon. — **Bibliographie.** — **Verbandsnachrichten.**

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.

III.

Kleinjogg «ist der zum Bewusstsein seiner Eigenart und Würde erwachte Naturmensch». Aeusserlich darzustellen und anschaulich zu machen, was ihn bewegt und an selbständigem Leben sich in ihm regt, ist der Grundtrieb seines Wesens. Noch fest in der Wirklichkeit wurzelnd, empfindet und arbeitet er zwar noch ganz aus dem Unmittelbaren heraus, aber es ist doch schon etwas in ihm, das ihn für die Denkart und die Gefühlsweise des sentimentalen Kulturmenschen seiner Zeit empfänglich macht. Aus dieser keimhaften Verwandtschaft erklärt sich nicht nur das Verhältnis Kleinjoggs zu Hirzel, sondern auch die begeisterte Aufnahme, welche die Beschreibung der «Wirtschaft des philosophischen Bauers» in den höchsten und gebildetsten Kreisen der europäischen Kulturwelt fand. Das Buch wirkte wie ein grosses Ereignis. Es sprach aus und brachte zur verkörperten Darstellung, was die Besten fühlten und dachten, und so ward es für Tausende und Abertausende zu einem Erlebnis erfüllter Hoffnung, auf welche schon die Grössten ihre Saiten gestimmt hatten.

Seit Baco von Verulam die Menschen gelehrt hatte, über alles nachzudenken und die Welt vom Staubkorn aus zu erfassen, seit Comenius tief in das innere Leben und Weben der Natur geschaut und daraus Grundsätze für die Erziehung der Menschheit zu ihrer dauernden Glückseligkeit gezogen hatte, seit Cartesius das alles durchdringende Erkenntnisprinzip prägte: «Ich bin, weil ich denke», seit Leibniz in der Monade, die von Gott bis zum winzigsten Atom reichende Form und Substanz der Welteinheit bestimmte und im Grundprinzip des Individuellen durch vereinigende Verstandesweisheit die Harmonie von Materie und Geist, von Idee und Erfahrung, von Idealismus und Realismus suchte, seit dieser Zeit war über die Menschheit ein ungeheurer Selbstgestaltungsdrang gekommen, der all ihr Tun an eine Neuschöpfung aus eigener Kraft verwies. Von nun an galt der Satz: Was bewusst ist, wirkt, was ohne Bewusstsein ist, leidet. Durch die Kraft des Denkens sollte alles erneuert und verbessert werden. Jedes menschliche Wesen bis zum letzten in den Reihen der gesellschaftlichen Rangordnung herab zum Selbstdenken und damit zur Selbsttätigkeit anzuregen, ward zur Losung der Zeit. Selbstdenken und Selbsttätigkeit wurden zwei bis zu den äussersten Niederungen der Gesellschaft strebende Parallelbewegungen des Geistes. Gleichen Geist und gleichen Willen zu bilden, um die innere Einheit des Geschlechts und die allgemeine Menschenwürde zu erreichen, war das Ziel der Bewegung. Sie trieb ein Lebensideal hervor, das eine sinnlich-materielle und eine geistig-seelische Seite hatte, und für beide lautete die Formel der Uebereinstimmung: Glückseligkeit für Alle. Jeden Menschen betrachtete man als ein eigenartiges Wesen mit bestimmten Anlagen und Fähigkeiten, die zu seinem wie der anderen Wohle frei und voll entfaltet werden sollten. Nichts, so nahm man an, kann in den Zusammenhang dieser Anlagen hineingebracht werden, was nicht schon im Keime darin enthalten ist. Die Keime müssten entwickelt, stark gemacht und durch stete Uebung und Selbsttätigkeit harmonisiert werden. Wie sie eine Einheit bilden im Individuum und das Wesen der Individualität begründen, so stehen sie anderseits wiederum im Zusammenhang mit den Anlagen aller andern Menschen und es ist dieser Zusammenhang, der die innere Einheit aller Stufen und Formen menschlicher Gemeinschaft,

ja die Harmonie der ganzen Weltökonomie bedingt. Auch die Triebe und Gefühle verbinden das Besondere mit dem Ganzen. Wahre Selbstliebe und Liebe zu den anderen ist im Grunde einerlei. Gottes Liebe geht von dem Ganzen auf die Teile, aber die menschliche Seele muss sich von den einzelnen Dingen zum Ganzen erheben. Wahre Selbstliebe erweckt die tugendhafte Seele, so wie ein kleiner Stein den stillen See bewegt; sobald sich der Mittelpunkt regt, bildet sich rasch ein Kreis, auf diesen ein zweiter und nach dem zweiten ein dritter. Zunächst wird sie ihren Freund, Verwandten, Nachbar umfassen, dann ihr Land und endlich das ganze menschliche Geschlecht. [1])

Was der Einzelne fühlt, denkt und tut, das geschieht also nicht nur für ihn, sondern für Alle, und je mehr und je Besseres geschieht, je inniger, liebevoller, hingebender empfunden, je schärfer die Denkkraft angespannt, je intensiver, aufmerksamer, rationeller gearbeitet und gewirtschaftet, je genauer überall, bei Personen und Gegenständen, auf alles Einzelne und Besondere geschen, je persönlicher und sachlicher zugleich gehandelt wird, desto reicher wird jeder und das ganze Geschlecht an äusseren und inneren Gütern, desto näher kommt man dem Zustand der Vollkommenheit und der allgemeinen Glückseligkeit. Sind die Gaben auch nicht gleich verteilt, so summieren sie sich doch in ihrer Gesamtheit zu einer Grösse, an der alle Teil haben und aus deren Fülle sie geniessen können, als besässen sie alles. Jede grössere Kraft aber ist verpflichtet, die kleinere durch tätige Förderung zu stützen und zu stärken. Dem Schwachen soll geholfen werden, nicht durch Almosen, sondern durch Hebung der in ihm schlummernden Kräfte. Aus dem Stande relativer Schwäche soll er in den Stand relativer Stärke versetzt werden. Der Besitzende dagegen soll seinen Besitz nur als Lehen betrachten und in allen Dingen so tun, als besässe er nicht. Die Welt so anzusehen und von diesen Gesichtspunkten aus zu handeln, sich selbst und den andern helfend, ist Tugend und Begriff. [2]) Es ist die Tugend im Kampfe mit sich selbst. Das Ringen um die natürliche Unschuld im Stande der Kultur, dann wiederum denkende, beobachtende, erkennende, begreifende Tätigkeit, Arbeit an sich selbst, an den Menschen und an den Dingen, Selbstbeherrschung und Beherrschung der Materie, um alles bis zu den höchstmöglichsten Graden der Vollkommenheit zu steigern und zu Ueberschüssen, zu einem «reinen Ertrag» zu gelangen, an dem sich die Gegenwart erfreuen und auf deren Grundlage die Zukunft weiter bauen kann.

Unter solchen Umständen schien es den hochstrebenden Geistern jener Zeit angebracht, jede Fessel zu lösen und jede Schranke zu brechen, um allen tätigen Menschen eine freie Bahn zur vollen Auswirkung ihrer Gaben und Kräfte zu eröffnen. Nichts sollte dem mehr hindernd im Wege stehen, der in sittlicher Freiheit um die Palme der Menschenwürde ringt. Wer alles vervollkommnen, wer alles besser machen und wer sein Selbst zum Selbst der Menschheit ausdehnen will — lasst ihn machen und gehen. «Laissez faire, laissez passer!» So ertönt der Ruf und so schallt es durch die Kulturländer Europas. Die Grundsätze, welche diese Losung umfasst, werden auf allen Gebieten des Lebens aufgenommen, werden als Maximen neuer Daseinsgestaltung von den Philosophen, den Rechtslehrern, den Pädagogen und Oekonomen gepredigt, von den Dichtern und Volksschriftstellern popularisiert. Alle zusammengenommen, machen den Inbegriff des neuen Lebensideales aus, aus dessen Höhen und Tiefen sich die Kräfte einer Neuschöpfung in Bewegung setzen. Aber es liegt ein Hindernis im Wege. Auf einsamer Höhe steht der sentimentale Kulturmensch höchster Potenz und spinnt seine Fäden in das unendliche Gewebe grösstmöglicher Vollkommenheit hinein. Da nun der Gedanke grenzenlos, das Leben aber in seinen verschiedenen Stufen und Gestalten begrenzt ist, so bricht sich sein Ideal an den Schranken der Wirklichkeit. Es tritt ihm nicht der reine, sondern der in dem bisherigen Lebens- und Kulturprozess differenzierte, in seiner natürlichen Einheit gespaltene und durch die Entzweiung verdorbene Mensch entgegen. In dieser Bedrängnis flüchtet sich die reine Idee in den Stand der Unmittelbarkeit und kehrt zur natürlichen Ordnung (ordre naturel») zurück. In ihr findet der Idealist, der seine Forderungen an die Menschheit auf den höchsten Punkt eingestellt hatte, eine Befriedigung, die ihn weder beschämt, noch auch der Verzweiflung überantwortet. In weiser Selbstbeschränkung baut er Nester in die Zweige der Esche Ygdrasil hinein, jener Esche, von der der germanische Mythos meldet, dass sie in ihren Wurzeln von den Nornen aus dem Wasser der Uarda (Vorzeit) befruchtet werde und deshalb ewig grünend bleibe.

Zwei grosse Wahrheiten waren entdeckt worden, die William Petty schon im 17. Jahrhundert in dem einen Satz zusammenfasste: Arbeit ist der Vater und das treibende Element des Reichtums, so wie die Erde seine Mutter ist». Den feineren Kulturmenschen zog es nun mit der Gewalt eines natursicheren Instinktes zur Erde. Er stieg herab von seiner einsamen Höhe und reichte dem Bauern hinter dem Pfluge die brüderliche Hand. So wenigstens taten es die Besten, die mit dem hellsten Auge in die Wirklichkeit hineinsahen, so auch die Bescheidensten. Andere, die nicht mit sich selbst und ihren Träumen fertig wurden, die Stolzen und Ungeduldigen, erhoben, der Pflicht das Recht unterschiebend, einzig das Gesetz in den Rang einer schöpferischen Macht und setzten die Staatsgewalt zur alleinigen Ordnerin des Neuen. Diese verloren sich in Irrwege, die in Abgründe voll Blut und Schrecken hineinführten, so dass die Träumer eines Tages in einer Wirklichkeit erwachten, die von wahren Höllendünsten geschwängert war. Jene Bescheideneren dagegen, die den Schwerpunkt ihres Edens in die Ackerfurche verlegten, nahmen die Natur zu ihrer Führerin und lauschten um so aufmerksamer deren Weise, je schmerzlicher sie den Widerspruch von Ideal und Wirklichkeit empfanden. «Auf die Zustände und das tägliche Leben der wirklichen Welt aufmerksamer geworden [1]), zogen

[1]) *Pope,* Essay on man (1733).

[2]) Die «Ausdehnung des Wohlwollens auf alle Wesen, Gutes zu tun und von allen Gutes zu empfangen, die *Vollkommenheit aller zu geniessen und zu vermehren*», heisst für Iselin «*tugendhaft sein*». *Iselin,* Träume eines Menschenfreundes, Erster Theil, S. 40.

[1]) *Gœthe,* Wilhelm Meisters Lehrjahre, I, 4. Buch, 19. Kapitel. Iselin schildert diese innere Wandlung sehr anschaulich in der Einleitung zu seinen «Träumen»: «Lange mit der idealischen Welt allein beschäftigt, bekümmerte ich mich um alles, was in der wirklichen Welt vorging, so wenig als um dasjenige, was die Bewohner des Mondes in Bewegung setzen mag.» Die Zustände seines Vaterlandes und eine bedächtigere Ueberlegung, bekennt er weiter, hätten ihn auf die Bahn der Natur zurückgeführt und «durch diesen glücklichen Leitfaden» habe er sich aus den mannigfachen Widersprüchen, welche seine Seele beunruhigten, herausgefunden. Vergl. Träume eines Menschenfreundes, Erster Theil, S. 9, 10, 14, 15.

sie aus den schöpferischen Ordnungsprinzipien der Natur die Gesetze der Arbeit und die Regeln für jedes schaffende und erhaltende Kraft. Wie schon Comenius [1]) gelehrt hatte, erhebt sich die Natur vom Allgemeinsten zum Besondersten. Aus einem anscheinend unbedeutendem, aber innerlich triebkräftigem Keime entwickelt sie ihre Gebilde, indem sie den Stoff bereitet, ehe sie ihn formt. Sie bringt alles aus der Wurzel hervor, schafft sich in wurzelhaften Tiefen die feste Grundlage, schreitet langsam aus, überhastet nichts, macht keine Sprünge, sondern vervielfacht und verstärkt sich aus dem bereits Geschaffenen heraus. Nie ruhend, ewig bewegt, hält sie doch alles, was sie hervorbringt, gestaltet und verbindet: Wurzel, Stamm und Zweige, in ewigem Gleichgewicht.

So hatte sich der Kulturmensch wieder als Naturmenschen erkannt und diese Erkenntnis öffnete ihm die Augen und schärfte seinen Blick für alles wahrhaft Naturgemässe. Den Spuren der «Mutter» folgend, lernte er unterscheiden, zweckmässig ordnen und verbinden, sorgfältig beobachten, auf das Nächste und scheinbar Unbedeutende sehen, das Einfache suchen und von ihm aus in gemessenem Schritt und Tempo zum Verwickelteren, zum Grösseren und Umfassenderen weiter schreiten. Die Natur gab ihm den Sinn für das Wachstum aus dem ursprünglich Festen, Elementaren zur Sicherheit des Grossen und Allgemeinen. War das Einfache einmal erkannt, so konnte die grössere Zusammensetzung nichts Geheimnisvolles haben.[2]) Das war die schöpferische Grundidee, die im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts mit immer grösserer Bestimmtheit hervortritt und der bereits Montaigne in soziologischer Beziehung einen ausserordentlich prägnanten Ausdruck verleiht, indem er gelegentlich bemerkt, dass es keine kleinere Arbeit sei, eine Haushaltung zu regieren, als einen ganzen Staat. Eben diese Erkenntnis war es, die dem umsichtigen sentimentalen Kulturmenschen den Antrieb gab, in dem Bauern den einfachen Darsteller einer naturgemässen Wirtschafts- und Regierungskunst zu suchen.

An diesem Punkt begegnen sich Kleinjogg und sein Geschichtsschreiber Hirzel. Sie fanden sich scheinbar zufällig, in Wahrheit jedoch führten Notwendigkeit und Methode die Begegnung herbei.

Gleich den meisten Kulturländern Europas befand sich zu jener Zeit auch die Schweiz in der Krisis eines sozialwirtschaftlichen Umbildungsprozesses. Seit Jahrhunderten überlieferte Besitz- und Herrschaftsformen, die neuen Bedürfnissen nicht mehr genügten, fristeten ein kraftloses Dasein oder gingen der völligen Auflösung entgegen. Die Masse der Bevölkerung, die von den Erträgnissen des Bodens lebte, sah sich mehr und mehr in ihren Existenzbedingungen verkümmert, beengt und eingeschnürt. Die alte genossenschaftliche Ordnung, die korporative Organisation, welche einst Schutz und Sicherheit gewährte, war zu einer lästigen Fessel geworden. In die Allmende, in der der Landmann sich ehemals gleicher Rechte und gleichen Mitgenusses erfreute, war, wie in die städtischen Zünfte, der niederziehende Geist der Verknöcherung und Abschliessung eingezogen. Die merkantilistischen Tendenzen hatten anderseits den Handels- und «Fabriken-Geist» in das Land gebracht, der die alten Sitten und Gewohnheiten zersetzte, ohne neue, den veränderten Umständen angemessene zu erzeugen. Die Bevölkerung stieg, aber während mit ihr die Bedürfnisse eine Steigerung erfuhren, sank der Ertrag des Bodens immer mehr und verengte sich so stetig der Nahrungsspielraum des Volkes. Das Gespenst der Armut tauchte auf. Unsichere Verkehrsverhältnisse mit den Nachbarländern verschlimmerte diesen Zustand der Dinge, unaufhörliche kriegerische Ereignisse störten den Warenverkehr mit dem Auslande und unterbanden die notwendigste Zufuhr. Teuerungen und Hungersnöte kamen auf die Tagesordnung oder wiederholten sich doch nach kurzen Pausen mit erschreckender Regelmässigkeit. Das Land hatte das Gleichgewicht seiner Unabhängigkeit verloren. Die Einsichtigen merkten wohl, dass sich eine einschneidende Umwälzung vorbereitete und diese Revolution sich auch in den andern Ländern vollzog, aber schmerzlicher als irgendwo empfand man im Lande der Eidgenossen den Verlust der alten Unabhängigkeit, in der mehr als eine Bürgschaft der Freiheit lag. Steigerung des Bodenertrages musste unter diesen Umständen zur Losung werden. Sie drängte sich auf als eine gebieterische Notwendigkeit. Kein anderer Weg verhiess Rettung aus dem unheilvollen Zirkel. In diese Stimmung fiel wie ein Evangelium der Erlösung die neue Lehre der in Frankreich aufgekommenen Schule der Physiokraten, wie sie von François Quesnay (1694 bis 1774) begründet und von seinen Aposteln, vor allem dem Grafen Victor Mirabeau (1715 bis 1789) mit glühender Begeisterung verbreitet wurde. In ihr drängte sich alles zusammen, was der sentimentale Kulturgeist in seinen feinsten und besonnensten Regungen als absolute Notwendigkeit empfand, nämlich die grösstmögliche Anzahl von Menschen auf der Erde in dem vollkommensten Ebenmasse zum Genusse der grösstmöglichen Glückseligkeit zubringen und die Bewegung, welche zu diesem Ziele führen soll, in der Landwirtschaft, in der Denkkraft, Sitte und Arbeit der ländlichen Bevölkerung als des Grundstockes der menschlichen Gesellschaft zu verankern. So hatte die Lehre das Problem gestellt: Je mehr die Kräfte und der Wohlstand eines Landes zunehmen, desto mehr muss der Wohlstand vieler Menschen sich vermehren. Wer tausend Malter Weizen erntet, versorgt wenigstens dreihundert Menschen mit dem nötigen Brote, wenn er aber im folgenden Jahr nur fünfhundert Malter einsammelt, so müssen hundert und fünfzig Menschen des Brotes entbehren, sofern nicht Ersatz von anderswoher eintritt. Es beruht also aller wirtschaftlicher Wohlstand auf dem grösstmöglichen Ertrag des Feldbaues und darauf, dass er mit dem geringstmöglichen Aufwande erhalten wird. Alles was die Unkosten des Landbaues vermindert und alles, was den reinen Ertrag desselben vermehret, erhöht die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes, alles dagegen, was die Unkosten des Landbaues vermehrt, alles was den reinen Ertrag desselben vermindert, schwächt die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft. Je grösser die Zahl von fleissigen, geschickten und wohlhabenden Landwirten ist, desto grösser muss notwendig der Wohlstand der ganzen Gesellschaft sein, desto stärker und sicherer ihre Bevölkerung, desto grösser und solider ihr Reichtum. Je mehr dagegen das alles abnimmt, desto mehr muss jeder andere Stand darunter leiden. In der Ersparung von Zeit, von Menschen, von Kräften, von Produkten besteht die wahre Vermehrung des

[1]) *Amos Comenius* (1592—1670).

[2]) *Thomas Abbts* Vermischte Schriften, 1780, Vierter Teil, S. 94. Dies ist auch das ganze Geheimnis von Pestalozzi's Erziehungslehre und seiner praktischen Erziehungskunst.

reinen Ertrages. Das grosse **Gesetz der Sparsamkeit,** nach welchem die Natur selbst die allgemeine Ordnung unterhält, indem sie ihre Werke durch den geringsten Aufwand von Kräften und durch einfache Massregeln erreicht, dies grosse Gesetz der Sparsamkeit ist auch das höchste Gesetz der wirtschaftlichen Ordnung und des gesellschaftlichen Wohlstandes. Es muss im Ganzen wie in jedem Teile stets wirksam erhalten werden. Dieses kann nicht anders geschehen, als durch die vollkommenste Gerechtigkeit, durch die grösste Güte und durch die uneingeschränkte Freiheit aller Glieder jedes Standes der Gesellschaft gegen alle Mitgenossen, aller Stände gegen jeden andern und aller Völker-Familien gegen jede andere. Das Gleichgewicht der Nationen ist ein Gesetz der Natur und ebenso die gänzlich freie Konkurrenz in der gewerblichen Tätigkeit der Völker, denn der Wohlstand aller Nationen des Erdbodens will ein Ganzes sein.

Aus dem Uebergewicht, wohin der verirrte Geist der Kaufmannschaft drängt, folgt Unheil, es stürzt jedes Volk, das dazu gelangt, letzten Endes in das tiefste Unglück, denn es führt zu innerer Entartung und kriegerischen Verwicklungen, die sich zu Vernichtungskämpfen verschärfen. «Wie in dem Kriege, so auch in der Handelschaft wurde es zur vornehmsten Maxime das Uebergewicht über seine Feinde, das ist über seinen Nachbarn zu erhalten, wurde es ein Rechtsgrund, dass man den andern schwächen müsse, wenn er zu reich oder zu mächtig zu werden drohe, und wurden alle Völker als verbunden angesehen, dasjenige zu bekämpfen, von dem man besorgte, es möchte aus dem Gleichgewicht treten.» [1]) Das wahre Gleichgewicht dagegen ist nur durch freie Auswirkung aller Kräfte zu erreichen.

Damit ein Volk reich werde und es bleibe, muss es einen gewissen Grad von Tugend besitzen. Ohne die sittliche Ordnung kann die wirtschaftliche sich nicht erhalten, ohne diese kann jene nicht entstehen. Sie entwickeln sich mit einander und unterstützen einander. Alles was die Vollkommenheit eines Wesens vermehren kann ohne die Vollkommenheit eines andern zu vermindern, muss umfasst werden. Das Gesetz der «Stadt Gottes» ist auch das Gesetz der wirtschaftlichen Ordnung. Man muss die Menschen lehren, mit Ehren zu erwerben und mit Weisheit zu geniessen. Alle sollen lernen, arbeitsam, mässig, mit bescheidenem Glücke zufrieden und gute Wirtschafter zu sein. Sie sollen vor allem lernen, ihre sittliche Führung mit ihrer ökonomischen Haltung in Uebereinstimmung zu bringen und umgekehrt. «Man muss die Gottheit nachahmen und mit dem geringsten möglichen Aufwande die grösste Menge von Gütern erzielen, mit Sparsamkeit grosse und gute Dinge tun.» [2])

Hieraus ergeben sich folgende allgemeine Regeln: 1. Freiheit aller Berufe und aller Glieder, vollkommene Konkurrenz, so dass jedem erlaubt sei zu arbeiten, was er kann, soviel er kann, so wohlfeil er kann, ohne jeden Zwang und ohne alle Einschränkung. 2. Es ist bei der Arbeit jeder unnötige Aufwand von Zeit, von Stoff und von Menschenkraft zu vermeiden und mehr hierdurch als durch Erhöhung des Preises und Lohnes der Vorteil zu suchen. 3. Ein Teil des reinen Ertrages ist stets zur Ausdehnung des Unternehmens und zur Vermehrung des Kapitals zu verwenden. Vom Ertrag, der nicht verzehrt, sondern zu einer ergiebigen Reproduktion der Güter verwendet wird, hängt der Fortschritt und die Erhöhung des Wohlstandes ab. Für das rechte Verhalten ist besonders zu beachten: 1. dass kein Mensch in irgend einem Teile der Welt auf eine gerechte Weise glücklich und reich werden kann, ohne dass die ganze Menschheit und alle Glieder derselben dabei gewinnen. 2. Dass kein Mensch in irgend einem Winkel der Erde ungerecht, träge und schlimm sein kann, ohne dass dadurch der Wohlstand des ganzen Geschlechtes und jedes einzelnen Menschen für die Gegenwart oder Zukunft vermindert wird. 3. Dass so unendlich klein und so unmerklich auch diese Verminderung in irgend einem gegebenen Falle sein mag, sie doch nicht minder wirklich ist und dass die Menge der kleinen Ungerechtigkeiten und Unordnungen eine grosse Summe von Elend und von Uebeln ausmacht, darunter jedes Glied der Gesellschaft unendlich leidet. 4. Dass somit alles, was die Ordnung und die Zufriedenheit in der menschlichen Gesellschaft stören würde, wenn es alle Menschen täten oder unterliessen, schlimm ist und die Masse des allgemeinen Elends vermehrt. Aus der genauen Befolgung dieser Regeln ergibt sich notwendig die Harmonie der Gesellschaft, da die Handlungen und Unterlassungen tugendhafter Menschen notwendig mit einander übereinstimmen. Je grösser aber die Zahl derjenigen ist, welche mit höheren Gaben ausgestattet sind, desto grösser ist die Masse der allgemeinen Glückseligkeit. [1]) Die Besitzer der höheren Gaben sind daher die berufenen Erzieher und sie vor allem sind sittlich verpflichtet, Geist und Seele in ihnen selbst und bei den andern zur grösstmöglichen Vollkommenheit zu bilden, denn es ist keine wahre Tugend zu erwarten, wo nicht eine weise Erziehung den Menschen gewöhnt und ihn lehrt, dass Ordnung in seiner Seele, Ordnung in seinem Hause, Ordnung in dem Staate, Ordnung in der ganzen menschlichen Gesellschaft, die einzigen Quellen der Glückseligkeit sind und dass alles Unglück von den Leidenschaften herkommt, welche die verblendeten Sterblichen verleiten, diese wohltätige Quelle zu vernachlässigen.» [2]) In erster Linie aber ist der nährende Stand, ist die ländliche Bevölkerung, welche die Grundlage der Gesellschaft bildet, zu berücksichtigen, zumal gerade sie bisher am meisten vernachlässigt wurde. [3]) Man muss sie zu rationeller Tätigkeit, zum Selbstdenken, zur Selbsthilfe und zum vollen Bewusstsein der Menschenwürde erziehen.

Das ist in grossen Umrissen die Lehre der Physiokraten, insbesondere der schweizerischen, die in den Begründern der Berner ökonomischen Gesellschaft ihre agrarisch-technischen Vertreter, in Joh. Kaspar Hirzel (1725-1803) und Isaak Iselin (1728-1782) ihre philosophisch-ethischen Spitzen hatte. Aus dem Freundeskreis der letzteren Richtung heraus erwuchs die Helvetische Gesellschaft, deren eigentlicher Begründer Hirzel war und deren Entstehung genau mit der ersten Ausgabe der «Wirtschaft des philosophischen Bauers» zusammenfällt (1761).

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Wörtliches Zitat aus Iselin (Träume II., 255), dem wir überhaupt in der Darstellung der Hauptgrundsätze des Physiokratismus folgen, nicht nur, weil sie bei ihm am reinsten ausgeprägt sind, sondern vor allem auch, weil sie in dieser Prägung den Geist des Genossenschaftsromans wesentlich mitbestimmten.

[2]) *Iselin,* a. a. O., II., 308.

[1]) *Iselin,* a. a. O., II., 51 ff., 71 ff., 96.

[2]) *Iselin,* a. a. O., II., 26.

[3]) *Iselin,* a. a. O. II, S. 37.

SCHWEIZ·KONSUM-VEREIN

ORGAN DES VERBANDES SCHWEIZ·KONSUMVEREINE (V·S·K)

XV. Jahrgang | Basel, den 8. Mai 1915 | No. 19

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 8—16 Seiten Text. Abonnementspreis Fr. 4.40 p. Jahr, Fr. 3.— p. 6 Monate, ins Ausland unter Kreuzband Fr. 7.— p. Jahr

Motto: Das Schweizervolk kann seine wirtschaftliche Selbständigkeit gegenüber dem Ausland nur behaupten und im Innern zu grösserem Wohlstand und höherer sozialer Gerechtigkeit nur fortschreiten, wenn es seine Konsumkraft organisiert. Die genossenschaftliche Zusammenfassung dieser Kraft ist daher für uns eine Lebensfrage: Sie ist unsere nationale Aufgabe im XX. Jahrhundert.

Inhalts-Verzeichnis:

Einladung zur XXVI. ordentlichen Delegiertenversammlung. — Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans. — Ja, wenn. — Wie die Konsumenteninteressen durch den Profithandel gewahrt werden. — Die Weltpanik. — Interessante Geständnisse. — **Volkswirtschaft.** — **Bewegung des Auslandes:** England. — **Aus unserer Bewegung.** — **Sprechsaal.** — **Bibliographie.** — **Verbandsnachrichten.** — **Mitteilungen der Redaktion.**

Verband schweiz. Konsumvereine (V.S.K.)

Offizielle Mitteilung.

Einladung

zur

XXVI. ordentlichen Delegiertenversammlung.

In Ausführung von § 28 der Verbandsstatuten macht der Unterzeichnete hiermit bekannt, dass der Aufsichtsrat beschlossen hat, die diesjährige ordentliche Delegiertenversammlung auf den **12./13. Juni 1915** nach **Lausanne** einzuberufen. Die Tagesordnung ist folgendermassen festgesetzt worden:

Samstag, den 12. Juni 1915, nachmittags 4 Uhr, im Casino Montbenon.

1. Eröffnungsrede des Vorsitzenden der Delegiertenversammlung und Begrüssung der Gäste.
2. Ernennung der Stimmenzähler.
3. Wahl eines Vizepräsidenten.
4. Ehrung der Veteranen und allfällige Ansprachen derselben.
5. Behandlung des Jahresberichtes und der Jahresrechnung und der dazu gestellten Anträge. Referent: **B. Jäggi.**
6. Allfällige Anträge von Verbandsvereinen.
7. Periodische Erneuerungswahlen in den Aufsichtsrat.
   In den Austritt kommen:
   a) Von den Mitgliedern des Ausschusses: **Dr. R. Kündig, F. Gschwind, A. Jeggli.**
   b) Von den Mitgliedern der Verbandsvereine der französischen Schweiz: **Niemand.**
   c) Von den übrigen Mitgliedern des Aufsichtsrates: die Herren **J. Aebli,** Zürich, **B. Cadotsch,** Chur, **J. Flach,** Winterthur, **J. Huber,** Rorschach.
8. Wahl des Präsidenten des Aufsichtsrates.
9. Wahl eines Verbandsvereins zur Besetzung der Kontrollstelle.
   Von den drei gegenwärtigen Revisionsvereinen (Steffisburg, Bellinzona, Rheineck) kommt **Steffisburg** in Austritt.
10. Wahl des Ortes der nächsten Delegiertenversammlung.

Gemäss § 32 der Verbandsstatuten müssen allfällige Anträge von seiten der Verbandsvereine, über welche die Delegiertenversammlung endgültig entscheiden soll, spätestens 4 Wochen vor der Delegiertenversammlung, also dieses Jahr bis spätestens 15. Mai 1915 dem Aufsichtsrat eingesandt werden.

Basel, den 20. März 1915.

Der Präsident des Aufsichtsrates:
sig.: **Dr. Rud. Kündig.**

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.

(Fortsetzung.)

Freundschaft und Liebe, die grossen Bildnerinnen zur Wirklichkeit des Guten, Wahren und Schönen, standen an der Wiege der Helvetischen Gesellschaft, weil sie ihre Schöpfer beseelten. Das Nahe und das Ferne mit gleicher Liebe zu umfassen[1]), die helden-

[1]) Poetisch charakterisiert *W. Wackernagel* diesen Zug in einem dem Andenken *Isaak Iselins* gewidmeten Gelegenheitsgedichte sehr wahr und schön:

Ihm war verliehen, was so selten nur
Dem Menschen mag verleihn ein güt'ger Gott:
Gleich klar zu sehn das Nahe und das Ferne,
Im Kleinen wie im Grossen ganz zu sein
Und eng und weit und immer warm zu lieben.
. . . . . .
Ein und derselb' erschloss er sein Gemüt
Der ganzen Welt, und hing, als wär ihm das
Die ganze Welt, am Fleckchen Heimaterde.

hafte Gesinnung der Väter, die eine falsche Kultur untergraben hatte, wieder zu erwecken, den vaterländischen Geist zum Einfachen und Natürlichen hin zu lenken, die Herzen fest zur gegenseitigen Hilfe zu verbinden und die Grösse der Vergangenheit auf sie wirken zu lassen, um sie für die Arbeit an der Gegenwart und für die Bereitung der Zukunft zu stählen, in gemeinsamer Tätigkeit Nützliches zu ersinnen und mitzuteilen, fördernde Kenntnisse zu sammeln und auszustreuen im ganzen Vaterlande, alles zu verbinden, alles in Zusammenhang zu bringen, stärker und widerstandsfähiger, besser und glücklicher zu machen — das war die innerste Tendenz der Gesellschaft, die Begeisterung und die Schwungkraft ihrer ersten Tage. In dem sehr engen Kreise ihrer ursprünglichen Zusammensetzung war sie ein Bund von Gleichgesinnten, der sein Vorbild in dem jugendlichen Freundschaftszirkel derer hatte, die sich einst um Gessner, Bodmer, Breitinger und Zimmermann scharten, und dem auch der junge Hirzel angehörte. Er stammte, wie die meisten jungen Leute dieses Kreises, aus ländlichen Verhältnissen. Im Amt Kappel, einem säkularisierten Kloster, aufgewachsen, lernte er schon früh aus dem Umgang mit dem Bauernvolk «anschauend erkennen, dass auch ihm der Weg zur Weisheit und Tugend geöffnet sei».[1]) Die Liebe zur Scholle lag als unvertilgbares Erbgut in ihm. Sie erweiterte, vertiefte und vergeistigte sich, als er zum Jüngling heranwuchs und als Student der Medizin in Zürich jenen Männern nahe trat, von denen eben die Rede war. Damals entstand, wie er selbst bekennt, «die Begierde seiner Seele, sich nach Gespielen umzusehen, mit denen sie ihren Gewinn an Weisheit teilen und solche durch Mitteilung der ihnen eigenen Schätze vermehren könnte».[2]) So fanden sie sich und traten zusammen. Jeder suchte die Wahrheit in seiner Weise und «alle wurden von der Freundschaft vereint, die die besonderen Fähigkeiten des Freundes jedem zunutz machte». Man suchte Kenntnisse, um weiser und besser zu werden, nicht um damit zu prahlen. Sie waren eigentlich, wie er selbst sagt, noch «lallende Kinder», in denen sich die Kräfte der Seele erst zu entwickeln begannen, aber schon entdeckten sie in der Verschiedenartigkeit der Charaktere die Weisheit des Schöpfers, «um durch vereinte Kräfte in der Geisterwelt die Harmonie zu erhalten, die der Harmonie der Sphären gleicht».[3]) Man hörte aufeinander, man erweiterte seine Einsicht an dem Wissen der andern, man brachte Zusammenhang und Festigkeit in die eigene Gefühls- und Gedankenwelt, indem man sich aneinander lehnte, man gab und man empfing zu gleicher Zeit, man stand in einem fortwährenden geistigen Austausch, in einem wechselseitigen Verkehr, in dem alle Seelen- und Verstandeskräfte kooperierten, kurz man lebte in einer innigen Gemeinschaft des Gefühls, des Gedankens und des Willens. In solchen seligen Stunden versetzten sich die Freunde in die grossen Epochen der Welt, bald in die Zeiten des patriarchalischen Lebens, wo die natürliche Vernunft noch Führer und Wegweiser und die Fröhlichkeit Frucht innerer Zufriedenheit war, bald in Zeiten, wo, wie bei den Griechen, die Kunst die einfache Natur nachahmte und Weltweise, Dichter und Künstler keine andern Regeln kannten, als durch genaue Beobachtung der Natur eine neue geistige Schöpfung hervorzubringen; dann wiederum in jene einzige Epoche, in der der Gottmensch erschien, um in der Gestalt der Armut und Niedrigkeit der Menschheit das erhabenste Muster von Hoheit und Würde zu geben, und wo die Macht der Tugend, bis in den Tod getreu, sich im Märtyrertum heiligte und, über Schmach, Qualen und Verspottungen triumphierend, in einem Glanze erschien, der selbst Platos höchste Schilderung menschlicher Grösse in Schatten stellte.[1]) Dann wiederum durchwanderten sie die Zeiten des Aufstiegs und Niedergangs des eigenen Vaterlandes, erquickten sich an der Wiedergeburt des klassischen Altertums und seiner Verschmelzung mit den Blüten und Früchten des christlichen Geistes, jauchzten jedem Hauch der Freiheit entgegen und trauerten anderseits über die einreissende Verderbnis des kernhaft-schlichten Wesens der Väter. So wuchsen sie in das Wahre und Gute hinein, und wie sie älter und reifer wurden, ergriff die erwachende männliche Tatkraft mit fester und zielsicherer Hand die Zügel eines umfassenden Erziehungswerkes. Nicht allein, dass sie bestrebt waren, das Ideal selbst zu verkörpern, suchten sie auch auf allen Gebieten nach lebendigen Darstellern desselben, und in jedem, den sie auf diesen Spuren fanden, begrüssten und verehrten sie den «philosophischen» Menschen, der mit Vernunftgründen vorurteilslos und schöpferisch in die Welt der Wirklichkeit eingreift, um sie ergiebiger, schöner und besser zu machen. Immer auf Beobachtung und Erfahrung ausgehend und das Zuständliche erfassend, erfanden sie die Wissenschaft der Wohlfahrtspflege[2]) und gaben ihr die ersten methodischen Normen, der Not die Hilfe, der Krankheit das Heilmittel entgegensetzend. Keiner von seinen Genossen aber ist auf diesem Gebiete so umsichtig und methodisch vorgegangen wie Johann Caspar Hirzel, keiner auch hat die einfachsten Gedanken und Beobachtungen so bewusst bis zu den höchsten idealen Folgerungen entwickelt wie er. In der allgemeinen Geste weich, sentimental und schwärmerisch wie die Besten seiner Zeit, ist er nichtsdestoweniger ein eminent klarer und bedächtiger Kopf, ein Realist von hervorragend praktischem Sinne, ein Wirklichkeitsmensch, der da weiss, dass das Kleinste mit dem Grössten, was er erstrebt, in engster Verbindung steht. Nichts kennzeichnet seine Persönlichkeit mehr, als die Art und Weise, wie er die einzelnen Züge in Kleinjoggs Wesen und Wirtschaft erfasste, analysierte und diesen einfachen Bauern in die Beleuchtung einer grossen Idee stellte, ohne aus dem Rahmen eines nüchternen ländlichen Genrebildes herauszutreten und doch damit den Eindruck zu erwecken, dass da etwas ganz ausserordentliches sich zum Vorbild anbiete. Das war eben auch schon bewusste Methodik, die Züge sichtbar herauszumeisseln, die der schöpferische Geist der Zeit in das Antlitz eines Bauern grub. Solches aber konnte nur einer, der, wie Hirzel, Natur- und Kulturmensch zugleich war, vom Lande herkam, dann in seinem Innern alle Phasen der menschlichen Geistesgeschichte durchlaufen hatte und durch Beobachtung und Erfahrung das Einzelne und Besondere so sicher beherrschte, dass er es gewissermassen in einer einzigen Gestalt und deren nächstem Umkreis zu einem sinnvollen Ganzen zusammenzuziehen vermochte. Daher die phänomenale Wirkung des Buches über die «Wirtschaft des philosophischen

[1]) *Hirzel,* Auserlesene Schriften, II., 184 ff.

[2]) Daselbst, II., 90.

[3]) Daselbst, II., 91.

[1]) Auserlesene Schriften, II., 103 ff.

[2]) Hier liegen tatsächlich die Hauptwurzeln dieses wichtigen Zweiges moderner Sozialpolitik, und es wird sich noch weiter zeigen, wie fest sie mit dem Wurzelwerk der Genossenschaftsbewegung verflochten sind.

Bauers». Das war etwas ganz anderes als die blutleeren Schilderungen der landwirtschaftlichen Romane, welche die physiokratische Lehre ausgelöst hatte. «Bei meinem Eifer, schreibt Graf Mirabeau[1]), für das Wachstum und die Verbesserung einer Kunst, deren Nutzbarkeit ich zuerst anpries, ohne freilich jemals auf detaillierte Kenntnis derselben Anspruch gemacht zu haben, bei diesem Eifer konnte ich nicht anders als mit Verdruss sehen, dass man aus der neuen Lehre bloss einen georgischen Roman machte.. Lieber bereichere man uns mit Beispielen, man führe uns durch lehrreiche und gefällige Bilder zur Wahrheit zurück... In der Ungewissheit, wo ich solche Gemälde hernehmen sollte, ermunterte ich zur Uebersetzung des Gedichtes von Thomsons «Jahreszeiten». Ich sah wohl, dass ich da nichts finde als Schilderungen und Landschaftsgemälde der Einbildungskraft. Ich suchte solche, die nach dem Leben und nach der Natur wären, und der ländliche Sokrates übertraf meine Erwartung. Er enthält das Beispiel und die Methode des gesundesten und aufgeklärtesten Landbaues, der edelsten Philosophie und der verehrungswürdigsten Frömmigkeit... Ihnen sag' ich denn, dass ich dieses Werk für eines der nützlichsten ansehe, das je ans Licht kam.»

Gleich wie nun dieses Buch den Grafen Mirabeau durch «Beispiel und Methode» begeisterte, so war Hirzel selbst von der Gestalt Kleinjoggs eingenommen worden, weil sie das schlicht und einfach in einem kleinern Rahmen der Wirklichkeit darstellte, was ihm als sentimentalem Kulturmenschen im Vollen und Ganzen als Ergebnis einer unendlichen Gedankenbewegung erstrebenswert erschien. In dem Buche hat er nichts in die Gestalt hineingetragen, was nicht in ihr selber lag und zum deutlichen Ausdruck kam, wohl aber erachtete er es für angemessen, in ergänzenden Abhandlungen und Briefen an Freunde und Verehrer die Linien weiter zu ziehen, die einfachen Maximen zu verallgemeinern, in geschichtsphilosophische Weiten zu rücken oder in psychologischen Vertiefungen zu verfeinern.[2]) Für die Feinheiten dieser Ergänzungen muss man vor allem ein Auge haben, wenn man die genossenschaftliche Ideenwelt Hirzels erkennen und in die Geschichte der Genossenschaftstheorie einordnen will. Hier aber kommen sie vorläufig noch nicht in Betracht, denn wir haben zunächst die einfachen Linien nachzuzeichnen, aus denen sich das Charakterbild des «philosophischen Bauers» und das Wesen seiner Wirtschaft zusammensetzt.

Man darf sich unter Kleinjogg beileibe keinen Büchermenschen, keinen «lateinischen Bauern», auch keinen Träumer oder Spintisierer vorstellen, der an dem Weltwesen laboriert und hinter das Geheimnis des Lebens zu kommen trachtet. Von alledem ist keine Spur an ihm. «Ich beschreibe einen philosophischen Bauer, sagt Hirzel, nicht einen gelehrten Bauer, d. i. einen Bauer, der in allem gesunden Menschenverstand verwendet, aber nicht ausser den Kreis schreitet, den ihm die Vorsehung vorgezeichnet hat.»[1]) Der Kreis, den Kleinjogg mit klarem Auge und sicherem Tritte durchschreitet, ist der Raum, der seine kleine Welt umfasst: sein Haus, sein Hof, sein Feld. Diese Welt beherrscht er wie ein alter Patriarch mit königlicher Gewalt und priesterlicher Würde. Hier schweift sein Auge beobachtend über alle Dinge, hier ist das Reich, das er selbsttätig gestaltet und nach festen Prinzipien regiert, hier geht er seine «nächsten Wege», die in Wahrheit königliche Wege sind, so dass sein Geschichtsschreiber mit Recht sagen kann: «Ich finde die Pflichten eines Königs in denen, welche Kleinjogg ausübt, ich finde die weisesten Maximen der Regierung in denen, die er befolgt, ich finde die beste Art der Auferziehung, auch selbst für Prinzen, in der Art, die er seinen Kindern gibt.»[2]) Der auffälligste und grösste Zug in der Haltung Kleinjoggs ist die geschlossene Ganzheit seines Wesens und seiner Wirtschaft. Die Einheitlichkeit seines Charakters hat sich gewissermassen über alles ergossen, was er umfasst und beherrscht. Sein innerstes Wesen ist gleichsam in alles eingegangen, was ihn umgibt, und das ganze scheint nur da zu sein, um in sich selbst und durch sich selbst zu leben, zu wirken und sich zu bewähren. Indem Kleinjogg in diesem Ganzen, in dieser seiner Welt sich auslebt, ordnen sich die anscheinend gleichgültigsten Verrichtungen des täglichen Lebens nach dem Gesetze, die den Zusammenhang und die Uebereinstimmung seiner Gedanken bestimmen. Alle seine Handlungen sind harmonische Aktionen, ob sie sich nun auf dem Felde, im Hause, im Verhältnis zu den Kindern, zu den Mitarbeitern oder andern Menschen vollziehen.[3]) Der Drang zur Einheitlichkeit in seinem geschlossenen Lebenskreise — das ist sein philosophischer Zug. Mit der grossen Welt befasst er sich wenig, denn diese spiegelt sich ihm in seiner eigenen, und insbesondere auch in seinem inneren Selbst. Das Nächste ist sein Element. Nur was er übersehen und selbst lenken kann, will er in Ordnung bringen und halten, verbessern und vervollkommnen. Daher ist sein erster und höchster Grundsatz: *Immer den nächsten Weg zu gehen.* Aus diesem Hauptprinzip entwickelte er eine ganze Reihe ökonomischer und moralischer Ordnungsprinzipien, die wiederum unter einander zusammenhängen.

Der nächste Weg ist für ihn einmal eine ökonomische, dann aber auch wiederum eine sittliche Forderung. Er sucht ihn unter Aufwand seines ganzen Scharfsinns und schlägt ihn ein, um die nötige Arbeit so einrichten zu können, «*wie sie die wenigste Mühe und Kosten erfordert*». So gräbt er in nächster Nähe des Waschhauses einen Brunnen, aus welchem er das Wasser durch eine hölzerne Rinne in den Waschkessel leitet, um dadurch die Arbeit des Wassertragens zu ersparen.[4]) So fordert er, dass in Haus und Hof jedes Ding stets an seinem Platze sei, damit, wenn man es braucht, keine Zeit mit Suchen vergeudet werde. In seinem Hause hat «jedes Gerät in der Nähe, wo es erfordert wird, seinen Platz». Kleinjogg denkt auch immer nur das, was er gerade denken soll, ebenso wie er sich gewöhnt hat, gerade das zu

[1]) Erstes Schreiben Mirabeaus an den französischen Uebersetzer des Hirzel'schen Buches, datiert vom 8. November 1762. Auserlesene Schriften I., 432—435.

[2]) Dies geschah vornehmlich in der dem Senator Angelo Quirini aus Venedig gewidmeten Abhandlung: «Ein Blick auf die Harmonie und Würde der Menschheit, aus verschiedenen Ständen der Menschen. In Kleinjoggs Sandgrube.» Auserlesene Schriften II., S. 3—86. Hirzel schrieb mancherlei aus verschiedenen Gebieten, aber das beste davon ist in den «Auserlesenen Schriften» enthalten, die jedoch sehr schwer zu erhalten sind. Während die Originalausgaben der «Wirtschaft des philosophischen Bauers» wohl in allen grösseren Bibliotheken zu finden sind, ist das Sammelwerk eine Rarität, die man sogar in bedeutenderen schweizerischen Bibliotheken vergeblich suchen wird. Die Basler Universitätsbibliothek z. B. besitzt sie nicht, wohl aber die Bibliothek der Basler «Allgem. Lesegesellschaft». Die «Auserlesenen Schriften» enthalten auch «Die Wirtschaft des philosophischen Bauers», die zuerst in den «Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich» erschien. (I. Bd., 1761, S. 373—496.) Im Sammelwerk umfasst sie 160 Seiten in 8°.

[1]) Auserlesene Schriften, II., 269.

[2]) Daselbst, II., 304.

[3]) Auserlesene Schriften, II., 238, 244.

[4]) Hirzel, Wirtschaft des philosophischen Bauers, Schr. I., 46.

tun, was der Augenblick erfordert. Das Prinzip des nächsten Weges ist ihm aber nicht nur für die Wirtschaft, sondern auch für die sittlichen Handlungen ein Leitsatz. Auf keinem kürzeren Wege gelangt man nach seiner Auffassung zum Rechten und Guten, als wenn man mit gutem Willen die nächste Pflicht tut und nicht aus dem Kreis seines Berufes heraustritt.[1])

Mit der Zeitökonomie des nächsten Weges steht das von Kleinjogg streng befolgte Konzentrationsprinzip im engsten Zusammenhang. Er sammelt die Gedanken, die geistigen und physischen Kräfte, um sie auf den Punkt hinzulenken, wo gerade etwas geschehen und zu einem glücklichen Ende geführt werden soll. Alles ist zu vermeiden, was den Geist zerstreuen, die Aufmerksamkeit von dem Hauptgeschäfte ableiten und zum Müssiggang verführen kann. In seiner Wirtschaft hält er deshalb keine Bienen, weil sie bei allem lehrreichen Schauspiel, das sie gewähren, die Leute von ihrer Arbeit abhalten und der Bauer darum mehr verliert, als er an Honig und Wachs gewinnen kann. Die Leute vertrödeln die Zeit, indem sie der Arbeit der Bienen zusehen, verwickeln sich in Gespräche, von denen sie nicht mehr loskommen, und über alldem wird die eigene Arbeit versäumt. Oder was noch schlimmer ist: um die Heuernte schwärmen die Bienen aus, und wie der Mäher das sieht und hört, steht er still, lehnt sich auf seine Sense oder Heugabel, horcht und schaut, wohin der Schwarm seinen Zug nehme und wo er sich ansetze. Diese Neugier wird teuer bezahlt, denn nicht nur die Arbeit ruht inzwischen, sondern sie wird auch nicht so rasch erledigt, als es manchmal unbedingt nötig ist. Während des Verzuges zieht vielleicht ein Gewitter auf, entlädt sich, der Regen durchnässt das Heu und das Futter für das Vieh ist verdorben. So kommt der Honig dem Bauern teurer, als wenn er ihn um Geld von Leuten kauft, die aus der Bienenzucht ein Hauptgeschäft machen.[2]) «O wie viel Zeit. klagt er einmal, verschwendet man bei der Arbeit auf unnütze Hoffart! Der Mäder z. B. sucht eine Hoffart darin, die Sense mit dem Wetzstein zu schärfen, und wiederholt es so oft, dass die Hälfte der Zeit darauf verschwendet wird. Diese zu sparen, fiel ich auf das Mittel, alle zwei Stunden die Sensen zu tengelen (mit einem eisernen Hammer auf eisernem Stock scharf zu schlagen). Dieses machte das Schärfen mit dem Schleifstein meistens unnötig.»[3])

Der nächste Weg ist für Kleinjogg auch der gegebene Weg zur Erreichung grösstmöglicher Vollkommenheit. Der nächste Weg ist der kürzeste Weg zu jedem Ziele. Im Kleinen fängt man an und schreitet Schritt für Schritt vorwärts. Im Kleinen muss man mit Sorgfalt Versuche anstellen, und erst, wenn sie gelungen sind, darf man sie auf das Grosse ausdehnen.[4]) Man soll auch nicht an die Vermehrung der Güter denken, «bis man diejenigen, welche man bis dahin besessen, auf den bestmöglichsten Grad der Vollkommenheit gebracht hat», denn sagt er weiter, wenn einer noch nicht im Stande gewesen, seine Güter auf die beste Art zu bearbeiten und den möglichen Nutzen daraus zu ziehen, wieviel weniger wird er es bei Vermehrung seiner Güter tun können, da sich die Arbeit noch mehr verteilt, notwendig müssen so mehrere Güter zusammen nicht mehr Früchte tragen, als vorher wenigere getan, da die Fruchtbarkeit mit der Arbeit in einem genauen Verhältnis stehet. Ja man wird wahrnehmen, wenn man gleiche Arbeit auf einen verdoppelten Umfang von Gütern wendet, die man vorher auf einen einfachen wendete, dass man aus dem verdoppelten Umfang nicht einmal so viel Nutzen ziehet, als man vorher aus dem einfachen bezogen hat. Man kann also auch zuviel Güter besitzen.[1]) Das Grosse, zu dem vorzeitig übergegangen wird, lenkt den Geist von der sorgfältigen Behandlung des Nächsten ab, dieses aber ist die Grundlage, auf die sich alles Weitere stützt.

Ist sie unzureichend, will das heissen, so bricht sie unter der Last des Grösseren und Schwereren zusammen und verschwindet in einem Minimum von Erfolg oder in einem vollendeten Fehlschlag. Kleinjogg hatte also einen deutlichen Begriff von dem sehr relativen Werte des Grossbetriebs. Er wollte nur auf dem stark gemachten Kleinen weiterbauen, das Elementare sichern, in sich selbst festigen und dann erst das tun, was dem Festgegründeten, in sich allein schon Lebensfähigen am nächsten liegt. Sein Sinn ging zwar aufs Grössere, ging auf die Vermehrung der Güter, aber er wollte sie nicht um den Preis der Vernachlässigung des Grundstockes zu teuer erkaufen. In unmittelbarer Nachbarschaft seines Prinzips von der Kultur des Nächsten steht bei ihm der Grundsatz, «dass man zuerst das unnütze und schädliche ausreuten müsse, ehe man an Verbesserungen denken dürfe. Solange das Unkraut aus dem Acker nicht ausgereutet wird, kann keine Düngung helfen, wie leicht nimmt das Unkraut überhand und frisst dem guten Samen alles Fett und Nahrung weg.» So versagen auch in der Haushaltung selbst die bewährtesten Mittel der Verbesserung, so lange Müssiggang und Verschwendungssucht darin herrschen.[2]) Kleinjogg rottete daher mit dem grössten Eifer alle schlimmen Gewohnheiten aus seinem Haushalt aus, und was er als schlimm erkannte, griff er entschlossen an, führte einen unerschütterlichen Kampf dagegen und liess nicht nach, bis es beseitigt war. Ueberhaupt griff Kleinjogg immer fest und entschlossen zu. Wenn er etwas ausgedacht und sich überzeugt hatte, dass sein Vorhaben recht und gut sei, ging er «geraden Wegs darüber hin» und liess sich weder durch Spott noch durch irgend eine Schwierigkeit abschrecken, es auszuführen. Anfangen, zugreifen! ist seine Parole. «Immer wird etwas weniges ausgerichtet. Morgen und übermorgen kommt immer etwas weniges hinzu, und so wächst endlich das Werk zu seiner Grösse an.»[3])

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Hirzel, daselbst, I., 137, 196.
[2]) Auserlesene Schriften, II., 234—236.
[3]) Schriften, II., 261.
[4]) Daselbst, II., 233.

[1]) Wirtschaft des philosophischen Bauers, I., 58, 59.
[2]) Wirtschaft, I., 104.
[3]) Wirtschaft, I., 97.

Ja, wenn ....

Die grösste Last, die wir vergangenes Jahr zu tragen hatten, — so schreibt der Vorstand des Metzgermeisterverbandes der Gemeinden Henau, Ober-Uzwil und Umgebung in der «Schweiz. Metzger-Zeitung», war die Abgabe von Rabattmarken, die wir seit Oktober 1913 eingeführt hatten; mit 1. Januar 1915 sind wir jedoch wieder aus diesem Verein ausgetreten. Obwohl ich schreibe Last, so wäre ich gegenwärtig immer noch Freund dieser Institution, wenn sie richtig gehandhabt und durchgeführt wird. . . . .

Der Hauptfehler, der bei Beginn dieses Rabattsystems gemacht wurde, liegt darin, dass sich

SCHWEIZ·KONSUM-VEREIN

ORGAN DES VERBANDES SCHWEIZ·KONSUMVEREINE (V·S·K)

XV. Jahrgang | Basel, den 15. Mai 1915 | No. 20

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 8—16 Seiten Text. Abonnementspreis Fr. 4.40 p. Jahr, Fr. 3.— p. 6 Monate, ins Ausland unter Kreuzband Fr. 7.— p. Jahr

Motto: Das Schweizervolk kann seine wirtschaftliche Selbständigkeit gegenüber dem Ausland nur behaupten und im Innern zu grösserem Wohlstand und höherer sozialer Gerechtigkeit nur fortschreiten, wenn es seine Konsumkraft organisiert. Die genossenschaftliche Zusammenfassung dieser Kraft ist daher für uns eine Lebensfrage: Sie ist unsere nationale Aufgabe im XX. Jahrhundert.

Inhalts-Verzeichnis:

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans. — Die Händler sind unwillig. — Der A. C. V. Basel als Preisregulator. — **Kreiskonferenzen:** Konferenz des III. Kreises. Konferenz des X. Kreises. — **Volkswirtschaft:** V. Bericht des «Schweiz. Wirtschaftsarchivs» in Basel. — **Mittelstandsbewegung:** Schokoladenfabrik der «Union» Olten. — **Aus der Praxis:** Magermilchbrot. — **Aus unserer Bewegung:** Delsberg, Erlach, Genestrerio, Wynau. — **Verbandsnachrichten.**

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.

(Fortsetzung.)

Wir sagten, dass Kleinjogg nicht die Welt im allgemeinen verbessern wollte, sondern nur den kleinen Lebenskreis, in den er sich gestellt sah, den er übersehen und beherrschen konnte. Nicht Weltreformer, sondern Hof- und Hausverbesserer wollte er sein. Diese Aufgabe lag ihm am nächsten. Was darüber hinausging, pflegte er mit der Bemerkung abzulehnen: «das verstehe ich nicht, das gehört nicht zu meinem Beruf.» Im Grunde verstand er es vielleicht so gut oder noch besser wie tausend andere, denn für Fehler und Schäden jeder Art hatte er einen sehr klaren Blick, aber er hielt es wohl für unnütze Zeitverschwendung lang und breit über Dinge zu reden und zu räsonnieren, worüber man keine persönliche und unmittelbare Gewalt hat. Wirkliche, durchgreifende Gewalt hat man eben nur über sich selbst und über das, was einem am nächsten liegt, einem am unmittelbarsten angeht und berührt. Bei sich selbst anzufangen, seine Neigungen in Ordnung und Harmonie zu bringen und dann dafür zu sorgen, dass die Umgebung es ebenso mache, diese Quintessenz seiner Wirtschafts- und Regierungskunst war bei Kleinjogg nichts anderes als der ins Innerste führende und von da ins Aeussere, ins Umweltliche einbiegende Grundsatz, «immer den nächsten Weg zu gehen.» Er umspannte bei ihm alles und gab das Mass für die kleinen wie für die grossen Dinge, deren Zusammenhang nirgends klarer sich darstellt, als in der Landwirtschaft, «die jeden an einen bestimmten Platz stellt, wo er in begrenzter Sphäre sein Werk zu wirken hat, zugleich aber alle Arbeit zu einer organischen Einheit verbindet, indem jede besondere Tätigkeit alle anderen fordert und von ihnen gefordert wird», so dass «gemeinsam ein einheitliches, die Gesamtsumme des Lebens umfassendes Werk» geschaffen wird. [1])

Für die Verbesserung seines Hof- und Hauswesens kam für Kleinjogg zunächst in Betracht, wie er alles zu einem wohl geordneten Ganzen zusammenfüge, um nicht nur sich und die Seinigen «mit Dank und Wohlgefallen» erhalten zu können, sondern auch vorwärts zu kommen. Er hatte im Erbgang und in Gemeinschaft mit einem Bruder ein in Verfall geratenes Gut übernommen, das an Wiesen, Aeckern,

[1]) *Max Wundt*, Gœthes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals. Berlin und Leipzig, 1913, S. 376.

Der Umsatz des **Verbandes schweiz. Konsumvereine (V. S. K.)** betrug im Monat **April 1915 Fr. 4,094,518.05.** Die **Zunahme** gegenüber dem Monat April 1914 beträgt demnach **Fr. 674,220.58** oder **19,71%.**

Weiden und Wald 94 Jucharten umfasste und dessen Wert er selbst auf 8000 Gulden schätzte, während es von vornherein mit 5000 Gulden Schulden behaftet war, die mit 5% verzinst werden mussten. Da er mit einem Bruder zusammenlebte, und beide Weib und Kind hatten, so bildete dieser gemeinsame, mit Nachkommenschaft reich gesegnete Haushalt eine Art Grossfamilie, die auch in der Geschlechtsfolge in andauernder Lebensgemeinschaft zusammenzuhalten Kleinjoggs Ideal war. Es tritt uns also hier die ursprüngliche, in der Blutsgemeinschaft und dem Sippenverband verwurzelte Genossenschaftsidee entgegen, die aber bei Kleinjogg nicht allein in dem atavistischen Unterbewusstsein des Naturmenschen, sondern auch in allerlei zweckmässigen Tendenzen und nicht am wenigsten in solchen erzieherischer Natur begründet war, wie sich bald zeigen wird.

Waren die besonderen Schwierigkeiten, unter welchen das Gut übernommen wurde, keine geringen, so wurden sie noch verschärft durch eine Reihe anderer ungünstiger Umstände. Vor allem war der Boden nicht von der besten Art, und dann mangelte es auch schon an billigen Arbeitskräften, da bei der zunehmenden Sucht der Bevölkerung, sich den leichteren industriellen Betätigungen zuzuwenden, nur schwer Taglöhner zu erhalten waren. Es fehlte nicht an Prophezeiungen, welche dem Unternehmen ein schlimmes Ende ankündigten. Nun war aber Kleinjoggs Charakter derart, dass ihm Schwierigkeiten nicht nur nicht bange machen konnten, sondern dass er im Gegenteil durch sie angespornt und zu ihrer Bezwingung gereizt wurde. An ihnen wuchs seine Intelligenz, seine Energie und seine Umsicht, statt ihn niederzudrücken und zu entmutigen, machten sie ihn stark und arbeitsfreudig. Aus dem Bestreben, sich trotz der unverhältnismässig grossen Schuldenlast und der andern ungünstigen Umstände durchzusetzen, gingen die Grundsätze seiner Wirtschafts-, Regierungs- und Erziehungskunst hervor, die wohl grösstenteils empirisch entwickelt wurden, wenn sie auch ihr eigentliches Fundament in der geistigen und sittlichen Veranlagung Kleinjoggs hatten, der, in seiner Art eine geniale Natur war und als solche nicht nur im Bunde mit der Natur, sondern auch mit dem Zeitbewusstsein und dem Zeitbedürfnis stand. So war das Problem, das Kleinjogg als Aufgabe vorschwebte und das er im Bereiche seiner Hof- und Hauswirtschaft auch löste, zugleich ein nationales Problem. Oekonomisch handelte es sich hier wie dort darum, den Ertrag eines rauhen, vielfach kargen und noch dazu vernachlässigten Bodens zu vermehren, das Brot zu sichern und einen möglichst unabhängigen Existenz- und Ernährungsstand zu schaffen. Kleinjogg betrieb die Lösung des Problems auf drei Wegen, die alle «nächste Wege» waren: 1. Durch Verbesserung der Boden- und Arbeitsproduktivität, 2. durch eine konsumtive Ersparnis- und Streckungs-Politik, 3. durch Verbesserung des Haus-Regimentes. Demgemäss kann man auch sagen, dass ein Produktivitäts-Ideal, ein Verbrauchs-Ideal und ein Führungsideal die Richtlinien seines Tuns und Lassens bestimmte. Auf allen drei Gebieten entwickelte er einen Geist, der heute als Kriegs- oder sogen. Kartoffelbrotgeist die Kreise einer neuen Wirtschaftsweise zieht, und der in seinem innersten Wesen sicher mehr als ephemerer Natur ist.

Von dem Grundbestreben aus, den Platz zu behaupten, auf dem er stand, gelangte Kleinjogg auf Wegen, in die ihn das unmittelbare Bedürfnis wies, zu den wirtschaftlichen und ethischen Prinzipen, die wir als Hauptleitsätze bereits erörtert haben. Es ist weniges darunter, was nicht in der «Luft» des Zeitalters gelegen hätte, aber die Art, wie es Kleinjogg in sich verarbeitete und zur realen Gestaltung brachte, ist zum mindesten in der Einheitlichkeit der Konzeption und Durchführung durchaus origineller Art. Hier und da tat er auch etwas ganz anderes, als die Zeit wollte und gerade da, wo er aus der vollen Ursprünglichkeit heraus handelt, seine einfachsten Weisen ersinnt und anwendet, zieht er Furchen auf dem Acker der Zukunft. Es wurde schon bemerkt, dass er höchstens noch als Düngungspraktiker in der Erinnerung seines Volkes lebt; dass hinter seiner Begeisterung für die «grösste Miststatt» eine grosse Idee von weltgeschichtlicher Bedeutung lag, wurde später nicht mehr erkannt, weil sich unter dem Einflusse einer unverhältnismässig industriellen Entwicklung die natürliche Betriebsrichtung der Landwirtschaft in einem Grade verschob, dass eine ganz andere Produktivitätstendenz Raum und Arbeit beherrschte. Heute lernen wir wieder erkennen, was damals schon dieser einfache Bauer ausserordentlich klar erfasst hatte, nämlich, dass eine Betriebsrichtung, die den Boden, die Ernährungsbasis, also den festen Existenzgrund des Volkes als Ware behandelt und sich vorwiegend von dem Marktwert der landwirtschaftlichen Produkte bestimmen lässt, an sich falsch ist und für die Unabhängigkeit der Völker verhängnisvoll werden kann.*) Was für die Selbsterhaltung eines Bauernhofes zwingend und richtig ist, muss auch für die Selbsterhaltung eines ganzen Volkes Geltung haben. Das war die grosse Idee, die in der Begeisterung für «Mist» und andere natürliche Düngungsmittel wirkte, denn es war nicht allein die «Miststatt», sondern auch die «Sandgrube», aus der Kleinjogg die Kräfte für die Bodenverbesserung zog. Man nannte ihn deshalb spöttisch den «närrischen Erde-Mann», weil er den Boden «griente» und mischte, schweren Boden durch leichten verbesserte, Lette mit Sand, roten Lette mit blauem usw. vermengte,[1]) kurz eine ergänzende Kooperation der natürlichen Kräfte ins Werk setzte, um eine grössere Fruchtbarkeit zu erzielen, die Produktivität der Scholle zu steigern.

Aber es war nicht allein dieses, wodurch er mit der Zeit den Ertrag seiner Landwirtschaft verdoppelte und damit die Ernährungsbasis entsprechend erweiterte, gleichzeitig sah er vielmehr überall auf intensivste und rationellste Bodenausnützung zur vorwiegenden Förderung des Körnerbaues. Die Kultur des Viehstandes rückte er an die zweite Stelle und schränkte sie ein, wo sie die Erreichung seines Hauptzweckes, eine möglichst grosse Menge pflanzlicher Erzeugnisse, wie Brotgetreide, Kartoffeln und Gemüse hervorzubringen, zu gefährden drohte. Es war einer seiner Grundsätze, nicht mehr Vieh zu halten, als er aus der eigenen Wirtschaft Futter ziehen konnte, ohne den Schwerpunkt des Getreidebaues zu verrücken. Man halte insgemein allzuviel Vieh, sagte er, mehr als man den Winter hindurch sattsam ernähren könne.

*) Anmerkung der Redaktion: Diesen Standpunkt unseres Mitarbeiters können wir nur mit Vorbehalt anerkennen.

[1]) *Hirzel*, Auserlesene Schriften, I., 50, II., 22. «Seine Arbeit mit dem Kies führte ihn auf die allgemeine Anmerkung, dass jede Art von Erde ein tüchtiges Mittel zur Verbesserung einer entgegengesetzten Art abgeben könnte. Die Entdeckung einer bisher unbekannten Erde macht ihm daher das Vergnügen, welches der Geizige bei Entdeckung eines Schatzes empfindet.» I., 69, 70.

Den Aeckern und Wiesen werden dadurch Nahrung entzogen. Das Vieh schätzte er in erster Linie, so weit es ihm Butter und Milch für die Haushaltung, Hilfe bei der Feldarbeit und Mist für die Düngung gewährte. Soweit sah er auf dessen Vermehrung, aber nur in den Grenzen des gegebenen Ernährungsspielraumes. Dem Pferde zog er den Ochsen vor, weil er als Arbeitstier billiger und auch als Mastvieh zu verwerten ist, aber den Vorteil, den er aus dem Verkaufe gemästeter Ochsen zog, schätzte er geringer als den Beitrag dieses Tieres zur «Vermehrung der Düngung».[1])

Eine erhebliche Aufmerksamkeit wandte Kleinjogg dem Gemüsebau zu. Durch Anpflanzung von Küchengewächsen, wie Bohnen, Käfen (Schoten-Erbsen), Kabis usw. sicherte er sich eine für den Sommerhaushalt reichlich zugemessene vegetabilische Nahrung, während die andern Bauern meist nur Mangold zogen, infolgedessen desto mehr zu Brot und Mehl ihre Zuflucht nehmen mussten und so den Vorrat verzehrten, «welcher ihnen das nötige Geld zu den Unkosten, welche die Verbesserung erfordert, zuwegebringen sollte».[2])

Aus gleichen Beweggründen räumte Kleinjogg dem Kartoffelbau einen noch weit beträchtlicheren Platz in seiner Wirtschaft ein. Die Kartoffel hat merkwürdigerweise denselben Weg in die Schweiz genommen wie nachmals das Rochdaler Rückvergütungs-System. Sie wurde im Jahre 1697 von Jacob Strub, einem Kaufmann von Schwanden, ins Glarnerland gebracht. Schwanden sah also die erste Kartoffel, wie es durch die Vermittlung eines Glarner Industriellen den ersten nach dem Rochdale-Typ konstruierten Konsumverein erhielt. Es dauerte indessen eine geraume Zeit, bis sich diese so eminent wichtige Frucht in der Schweiz allgemein durchzusetzen vermochte. Die Hungersnot von 1770/71 hat wohl am meisten zu ihrer Verbreitung beigetragen. Kleinjogg führte sie aber schon viel früher in seinem Dorfe ein und erhob sie, was hier besonders ins Gewicht fällt, zu einem Element seines ökonomischen Mischungs- und Streckungs-Systems. So kam er auch zur Entdeckung des Kartoffelbrotes, als dessen rationalistischer Erfinder und Verwerter er jedenfalls angesprochen werden kann. Kleinjogg, bemerkt Hirzel[3]), habe zuerst in seinem Dorfe die Kartoffel zu einem wichtigen Teil der Wirtschaft erhoben, da sie vorher nur in ganz minimalen Quantitäten in Gartenbeeten gepflegt worden sei. Wegen ihres «fürtrefflichen Nutzens in der Haushaltung» habe er dieses Gewächs über alle andern gestellt. Er erhalte aus einer Juchart Anbau 200 Viertel, brauche davon in seinem Haushalt täglich ein Viertel und spare so innert drei Wochen *einen* Mütt Brot. Er halte daher den Wert von zwanzig Vierteln dem Werte von einem Mütt Brot gleich. So ziehe er aus einer mit «Erdäpfeln» angepflanzten Juchart den Wert von zehn Mütt Getreide, da er aus dem besten Kornacker nicht ganz vier Malter Korn ernte, welches selbst in den fruchtbarsten Jahrgängen höchstens sechs Mütt Kernen austrage. Somit verhalte sich der Nutzen des Erdäpfellandes zu dem Nutzen des besten Kornackers wie 10 : 6. Dazu komme aber noch, dass die Kartoffel gegen die Gefahren wechselnder Witterung in dem Schosse der Erde gesichert sei, so dass weder Frühlingskälte, noch Reif, noch Hagel, die sonst so oft die schönsten Hoffnungen des Landmanns zu schanden machten, hier sonderlichen Schaden zu bewirken vermöchten. «Dieses, fügt Hirzel hinzu, entdeckt uns eine neue Quelle des Trostes und der Hoffnung, unser liebes Vaterland durch eine angemessenere Einrichtung der Landwirtschaft von der Abhänglichkeit unserer Nachbarn nach und nach völlig zu befreien. Wenn dieses Pflanzen der Erdäpfel allgemeiner wird, so kann ein fleissiger Bauer aus einem kleinen Bezirk Landes für seine Haushaltung den nöthigen Unterhalt ziehen und auch bei schlechten Jahrgängen desselben versichert sein, da er neben diesem für den Markt fast eben so viel Getreyd einsammeln kann, als vorher, da es grösstentheils in [der] Haushaltung verbraucht worden.»

Von solchen Kalkulationen ward Kleinjogg wiederum auf dem «nächsten Wege» zu einem Experiment geleitet, aus dem die Entdeckung des Kartoffelbrotes sich ergab. «Er versuchte, erzählt Hirzel wörtlich, aus den Erdäpfeln Brodt zu backen, doch konnte er es mit dieser Frucht allein nicht zu Stande bringen, es gelang ihm aber sehr gut solche mit gewohntem Brodtteig zu vermischen. Zu diesem End nimmt er geschälte Erdäpfel und zerdrücket dieselben in dem Brodttrog in warmem Wasser zu einem durchgehends dicken Brey, man muss sich dabei weder Zeit noch Arbeit gereuen lassen, damit nicht die geringsten unzerdrückten Klöser übrig bleiben. Von diesem Brey mischt er $^1/_2$, $^1/_3$ oder $^1/_4$ unter den gewohnten Brodtteig, welcher mit desto grösserm Fleiss durchknettet und bearbeitet werden muss. Es gibt dieses ein recht schmackhaftes Brodt, und er empfindet an sich, dass solches nicht weniger Nahrung und Stärke gebe, als gemeines Brodt. Er versuchte gedörrte Erdäpfel in der Mühle zu einem Mähl zerreiben zu lassen, und hoffte auf diese Weise aus dieser Frucht für sich allein Brodt zu bekommen, aber der Versuch ist ihm bis dahin nicht gelungen.»

Da die erste Ausgabe der «Wirtschaft des philosophischen Bauers» in das Jahr 1761 fällt und die entscheidende Stelle auch in ihr enthalten ist[1]), so steht jedenfalls das Eine fest, dass das Kartoffelbrot, nicht, wie neuerdings angedeutet wurde, von einem Pariser Bäckermeister erfunden und zur Zeit der grossen französischen Revolution aufgekommen ist. Eine andere Frage ist es freilich, ob nicht auch schon vor Kleinjogg volkstümliche Versuche in dieser Richtung gemacht wurden. Diese Frage muss vorläufig eine offene bleiben. In Fluss kam die Methode in der Schweiz nachweisbar in den Hungerjahren 1770/71, in denen man die Kartoffel zu allen möglichen Mischungen und Verwendungen benutzte. Selbst Käse und Kaffee suchte man daraus zu machen. Der Kartoffelkonsum nahm überhaupt ungeheure Dimensionen an. Nach Curti[2]) wurden in Graubünden in den Teuerungsjahren so viele Erdäpfel gegessen, dass man jährlich 6000 Malter Korn weniger einzuführen brauchte, und der Brot- und Mehlverbrauch

[1]) Auserlesene Schriften, I., 37—40. Ein Fachmann der inneren Kolonisation schreibt heute: «*Ein Teil des Viehbestandes muss fallen.* Die pflanzlichen Ackererzeugnisse müssen in grösserem Umfange als bisher dem Konsum des Volkes *unmittelbar* zugeführt werden, weil die Verfütterung solcher Stoffe (Brotgetreide, Kartoffeln) mit einer Verschwendung von Nährmaterial für den Menschen gleichbedeutend ist.» Vergl. «Grundbesitzverteilung und Volksernährung», Frankfurter Zeitung vom 9. Mai 1915.

[2]) Auserlesene Schriften, I., 71.

[3]) Auserlesene Schriften, I., 72 ff.

[1]) Vergl. Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Erster Band, 1761, S. 429.

[2]) Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, S. 95, 96.

ward so sehr verringert, dass in manchen Städten die Bäcker unruhig wurden und auf Verbot der Kartoffeleinfuhr drangen. Dagegen fuhren die Volkswirte fort, die Kartoffel als einen Rettungsanker zu betrachten und ihren rationellen Anbau und Konsum zu einer nationalen Sache zu machen. «Wo ihre Kultur allgemeiner wäre, sagt z. B. von Bonstetten, würde sie die Stelle der Kornmagazine vertreten, weil, wo Kartoffeln genugsam vorhanden sind, keine Hungersnot zu besorgen wäre.» [1]) Ganz ähnlich und die Umwertung aller Werte bei mangelnder Zufuhr ahnend argumentiert Hirzel selbst: In Zeiten, wo einem Lande, das vom Auslande abhängig geworden, die Kornkammer gewissermassen verschlossen wird, sind die Lebensmittel um Geld nicht oder sehr schwer zu erhalten und bleiben die grössten Reichtümer unnütz, aller Segen verschwindet, die besten Güter können ein vor Hunger schmachtendes Volk nicht erquicken. [2]) Solche Betrachtungen erfüllten Hirzels Gemüt mit Bangigkeit und so kam es, dass er in den Wirtschafts- und Haushaltungsproblemen Kleinjoggs die Wirtschafts- und Kulturprobleme seines Vaterlandes erkannte, und nicht müde wurde, immer und immer wieder nachdrücklich zu betonen, dass die besten Gesetze und Staatsverfassungen ihre Kraft verlieren, wenn nicht durch eine kluge Einrichtung der allgemeinen Haushaltung, der Haushaltung des Landes, der Unterhalt der Einwohner sicher gestellt werde. [3]) (Fortsetzung folgt.)

Die Händler sind unwillig, dass die Konsumvereine den organisierten Konsumenten billiges Mehl und Brot liefern.

Diese Nachricht kommt uns aus England, die gleichen Verhältnisse treffen wir aber auch in der Schweiz.

Den Mitteilungen der englischen Genossenschaftsblätter entnehmen wir über diese Angelegenheit folgendes:

«Die Privathändler sind darüber ungehalten, dass die Konsumvereine sie in Mehl unterbieten. Die darauf hinzielenden Vorschläge, dass die britische Regierung der C. W. S. (Grosseinkaufszentrale der englischen Konsumvereine) gewisse Erleichterungen gewähren oder sonst unterstützen solle, wurden im Unterhaus zur Verhandlung gestellt. Mit dieser Angelegenheit haben sich nun die Verbände der Privathändler befasst. «The Grocer» (Der Kolonialwarenhändler) vom 20. März berichtet, dass an der am 16. März in Hartlepool stattgefundenen Versammlung der dortigen Händlervereinigung ein Mitglied bemerkte:

«Die Tatsache, dass die Konsumvereine imstande sind, die Detaillisten zu unterbieten, beweist, dass diese Vereine ihr Mehl zu billigeren Preisen geliefert erhalten, als wie es die Mühlen den Privathändlern abgeben.»

Der Vorsitzende gab zu, dass «kein Zweifel über die Tatsache bestehen könne, dass die Müller sie als Händler weniger gut bedienen, als wie die Genossenschaftsmühlen die Konsumvereine. Das Privathändlertum erhebe aber Anspruch darauf, bei den privaten Mühlenbetrieben das gleiche Entgegenkommen zu finden, als wie es den Konsumvereinen seitens der Genossenschaftsmühlen zu Teil werde.»

Aehnliche Stimmen hören wir in der Schweiz. Das «Journal Suisse des Boulangers et Confiseurs» publizierte kürzlich eine längere Artikelserie über «Le prix mouture» aus welcher uns vor allem die nachfolgende Stelle interessiert: «Wir erinnern endlich daran — so lesen wir — was wir schon über die Genossenschaftsmühle der Konsumvereine (M. S. K.) sagten. Dieses Etablissement, das mit ungefähr den gleichen Betriebskosten [1]) arbeitet, wie die übrigen grossen Mühlen des Landes, begnügt sich nicht damit, das Mehl etwas unter dem amtlich festgesetzten Preis abzugeben. Es liefert das Mehl dem Käufer auch noch franko.»

Es wird darauf hingewiesen, dass dieser Vorteil möglich wird u. a. durch das bessere Beutelungsverfahren der M. S. K., das gerade heute im Interesse der ganzen Volkswirtschaft liegt. «Wenn man bedenkt, — so heisst es zum Schlusse über die M. S. K., dass bei den gegenwärtigen Preisen ein durch bessere Beutelung des Mehles erzielter Gewinn von nur 2% schon einen Geldwert von 62½ Centimes darstellt, dann versteht man ohne weiteres, warum die Genossenschaftsmühle ihre Ware zu diesen Bedingungen abgeben kann.»

Ueber die preisregulierende Tätigkeit unserer Genossenschaftsbäckereien und der M. S. K. äusserte sich vor Kurzem ein Bauer in einer Luzerner Zeitung. Derselbe beklagte sich darüber, dass die Brotpreise in Stadt und Land gleich gehandhabt werden und behauptet, der Bäcker auf dem Lande arbeite billiger und könnte somit das Brot auch billiger abgeben, wenn nicht der ganze Stand der Müller und Bäcker in Kartellen vereinigt wäre, welche die Preise festsetzen und jedem den Lebensnerv unterbinden, der sich ihren Beschlüssen nicht füge. Der Mann ruft sodann bäuerlichen Genossenschaftsbäckereien zur Abwehr der Uebergriffe der Kartelle und beruft sich dabei auf die Genossenschaftsmühle des V. S. K., durch welche das Kartell der Grossmühlen durchbrochen worden sei.

Das ist ganz richtig, nur fragen wir uns, warum sollen extra bäuerliche Genossenschaftsbäckereien gegründet werden, da wir doch gerade im Kanton Luzern eine leistungsfähige Allgemeine Konsumgenossenschaft besitzen, die eine genossenschaftliche Grossbäckerei betreibt?

Der A. C. V. Basel als Preisregulator. Der Basler Ausgabe des «Genossenschaftlichen Volksblattes» entnehmen wir folgende Mitteilung:

Da in den letzten Monaten die preisregulierende Wirkung der Konsumvereine überhaupt und des A. C. V. im besonderen öfters in Frage gestellt worden ist, haben wir häufiger als sonst die Preise von privaten Geschäften ermittelt und sind auch schon entgegen unserer früheren Praxis dazu übergegangen, das Ergebnis solcher Erhebungen zu veröffentlichen. Am 4. Mai haben wir nun bei einem alten Geschäft,

[1]) *v. Bonstetten,* Ueber Volksaufklärung, Schriften II., 180. Gleichzeitig erwartete davon dieser Schriftsteller in Uebereinstimmung mit den physiokratischen Gedankengängen Beförderung des «Systems eines freien Kornhandels».

[2]) Auserlesene Schriften, I., 11, 12.

[3]) Daselbst, I., 9 (einleitende Sätze zur «Wirtschaft des philosophischen Bauers»).

[1]) Das stimmt nicht, bekanntlich arbeitet die M. S. K. billiger wie andere Grossmühlen in der Schweiz. Die Red.

lassen sollen, übersieht, dass das alles auf Gegenseitigkeit beruht und dass bei strengster Anwendung des Prinzips: nur gegen Kompensation, die Schweiz viel schlechter weggekommen wäre, als dies bisher der Fall war.

Im übrigen ist zu bemerken, dass der Natur der Sache nach nicht alles, was der Bundesrat zur Sicherung der Ernährung der Schweiz vorgekehrt hat und vorkehren musste, an die grosse Glocke gehängt werden kann und dass es jedenfalls sehr voreilig ist, ohne nähere Kenntnis aller Vorgänge den Bundesrat in Bausch und Bogen für alles verantwortlich zu machen, was man gerne anders haben möchte. Es ist sehr zu bezweifeln, ob die Führer der Demonstranten andere Erfolge erzielt hätten, wenn sie an Stelle des Bundesrates die Geschicke der Schweiz zu lenken gehabt hätten. Man setzt sich anscheinend zu leicht über die Tatsache hinweg, dass wir heute inmitten eines Krieges leben, wie die Weltgeschichte noch keinen gesehen, und dass das, was schon in Friedenszeiten schwer zu ermöglichen ist, eine billige und rationelle Volksernährung, in diesem Kriege, wenigstens für die Schweiz, zur Unmöglichkeit wird. Und da kommen wir wieder auf den eingangs erwähnten Standpunkt zurück: Sollen wir in diesen schweren Zeiten, wo Einigkeit aller Volksgenossen die erste Bürgerpflicht ist, mithelfen, den so notwendigen Burgfrieden zu stören und Zwietracht in unser Volk zu säen? Wir organisierte Konsumenten sind doch sonst überzeugte Anhänger des Friedens, wir massen uns sogar an, den Weltfrieden bei vollständigem Ausbau unserer Bewegung herbeizuführen, wie die der Delegiertenversammlung in Lausanne vorgeschlagene Resolution beweist, und sollten dabei nicht imstande sein, im eigenen kleinen Lande zwischen den organisierten Konsumenten und landwirtschaftlichen Produzenten, die ja trotz aller gegensätzlichen Interessen so viel gemeinsame Ziele haben, für verhältnismässig kurze Frist den «Kriegszustand» zu beseitigen? Wir wenigstens wollen es versuchen und darum können wir den Teuerungsdemonstrationen unsere Zustimmung nicht geben.

Genossenschaftliche Gütervermittlung und privater Profithandel.

Kürzlich publizierten wir eine kleine Warenpreistabelle des A. C. V. Basel im Vergleich zu den Verkaufspreisen eines altrenomierten Basler Privatgeschäftes. Trotz gleicher Qualität der miteinander verglichenen Waren ergab die Untersuchung ein Preisunterschied zu Gunsten der Genossenschaft in Summa von **11,95** Prozent.

Unser Verbandsmitglied, der Allgemeine Konsumverein in Rheinfelden unterzog sich der gleichen Aufgabe. Am 10. Mai ermittelte die Verwaltung der Genossenschaft in sechs grösseren Verkaufsläden des Rabattvereins folgende Preise:

	A. C. V.	I	II	III	IV	V	VI
Sackzucker	—.55	—.55	—.75	—.55	—.60	—.60	—.65
Hörnli sup., offen	—.90	1.—	1.—	—.90	1.—	—.—	—.—
Reis glacé AAA	—.70	—.90	—.80	—.—	—.80	—.70	—.80
Zwetschgen, gedörrte	1.10	1.20	1.40	1.20	1.40	1.60	1.60
Gries	—.80	1.—	—.—	—.80	—.90	—.90	—.80
Haferflocken	—.85	—.80	—.—	—.80	—.90	—.80	—.90
Aprikosen	2.40	—.—	—.—	—.—	3.20	3.60	2.40
	7.30	5.45	3.95	4.25	8.80	8.20	7.15

Die Preise verstehen sich per Kilo.

Dazu bemerkt die Genossenschaftsverwaltung auf der vierten Seite des «Genossenschaftlichen Volksblattes»: «Aus vorstehenden Zahlen ersehen nun unsere Mitglieder, welche Vorteile sie geniessen gegenüber Bezügen bei den Privatverkäufern. Wenn wir u. a. den Laden IV gegenüber unserer Genossenschaft in Vergleich ziehen, so kann sich jeder ausrechnen, wo er billiger einkauft. Die Qualität der Waren ist die ganz gleiche, mit Ausnahme der Zwetschgen, welche bei der Konkurrenz etwas grösser ausgefallen sind als die unsrigen. Bei diesen Kontroll-Einkäufen muss den Mitgliedern auffallen, dass einzelne Artikel in diesen Läden gar nicht vorhanden sind und unsere Genossenschafter deshalb nur froh sein dürfen, die notwendigen Bedarfsartikel im Genossenschaftsladen zu erhalten.»

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.

(Fortsetzung.)

Fassen wir alles zusammen, was Kleinjogg tat, um die Produktivität des Bodens durch rationelle betriebstechnische Methoden zu erhöhen, so ergeben sich insbesondere folgende Massnahmen: er erhob die Düngung zum Grundprinzip der Bodenverbesserung und liess kein Mittel unversucht, um natürliche Düngkräfte zu erhalten. Er ordnete seinen Viehstand nach diesem Prinzip. Er wässerte die Wiesen, er mischte die Ackererde mit Kies, mageren mit fettem Boden und verwandelte in dieser Weise die unfruchtbarsten Aecker in die besten Kornfelder. [1]) Er passte sodann auch die Art zu pflügen dem Boden an, indem er leichten Boden flacher, schweren tief pflügte, um die Erde locker zu machen und es so den Wurzeln zu erleichtern, den Boden zu durchdringen. [2]) Um der Entartung des Getreides durch fortgesetzte Inzucht zu begegnen, führte er diesen Aeckern frisches Saatblut von aussen zu. [3]) Die rein betriebstechnischen Methoden unterstützte er durch entsprechende ökonomische Massnahmen. Den Gewinn, den er erzielte, verwandte er zu weiteren Verbesserungen und zum Erwerb neuen Landes. [4]) Er kaufte gerne schlechte oder vernachlässigte Aecker, bewirtschaftete sie nach seiner Weise und erhöhte so deren Wert in wenigen Jahren zuweilen um das Fünffache. [5]) Ebenso schuf er verwahrloste Waldweiden zu fruchtbaren Aeckern um und tat dies mit Vorliebe, weil sie, ausserhalb der «gemeinen Dorfzelge» liegend, ohne Rücksicht auf die durch die Gemengelage bedingten und verknöcherten Bearbeitungsmethoden nach völlig freiem Ermessen von ihm behandelt werden konnten. [6]) Zu alledem kam noch, dass er nicht nur für einen rationellen Fruchtwechsel Sorge trug, sondern dem

[1]) Auserlesene Schriften, I., 68.
[2]) Auserlesene Schriften, I., 65.
[3]) Auserlesene Schriften, I., 66. Er hatte einen sehr merklichen Unterschied beobachtet, wenn er das Saatkorn auch aus einem 2 Meilen von seinem Dorfe entfernten Ort bezog.
[4]) Auserlesene Schriften, I., 89.
[5]) Auserlesene Schriften, I., 68.
[6]) Auserlesene Schriften, I., 81.

Boden auch durch mannigfaltigen Anbau einen möglichst mannigfaltigen Ertrag abzuringen suchte.

Die Erfolge, die durch diese Bemühungen erzielt wurden, sprangen bald jedermann in die Augen. «Wir sehen einen Hof vor uns, berichtet Hirzel, der im Anfang sehr unfruchtbar gewesen und von der Natur nicht die grössten Vorteile erhalten hat, welcher überdies mit grossen Schulden beladen war, zum Erstaunen verbessert, so dass solcher jährlich beinahe zweimal so viel Früchte trägt, als vorher.» Hieraus zieht nun Hirzel den allgemeinen Schluss: dass der Mangel an ausreichenden Lebensmitteln nicht in der natürlichen Unfruchtbarkeit des Landes, sondern in einer schlechten Bewirtschaftung zu suchen sei; ferner, dass auch eine drückende Schuldenlast die Verbesserung des Feldbaues nicht verunmöglichen und dass man trotz ihr sich behaupten und sogar vorwärts kommen könne. Es sei vielmehr nur der Saumseligkeit und Ungeschicklichkeit der Bauern zuzuschreiben, wenn man im Lande nicht einen Ueberfluss von Getreide erhalte, denn nur durch fortgesetzten Fleiss und beständige Treue in der Arbeit lasse sich die Erde zwingen, den Menschen ihre Schätze zu geben. Auf diesen Grundsatz habe sich Kleinjogg verlassen und sich dabei nie betrogen gefunden.[1]) Ihm sei es auch klar gewesen, dass die Quellen des wachsenden Elends nicht an dem Mangel von zur Arbeit fähigen Menschen lägen, sondern in der Trägheit und Weichlichkeit, welche die leichtere Fabrikarbeit der harten Feldarbeit vorzögen, dann aber auch in der üblen Verwendung des Gewinnes. Und so sei es «die eigenste Meinung dieses redlichen Mannes», dass man die Verbesserung der Wirtschaft des Landes bei der sittlichen Verbesserung seiner Einwohner beginnen müsse, wonach es erst angebracht sei, physikalische Mittel heranzuziehen, um den Ertrag der Güter zu vermehren und die alten Gewohnheiten gegen neue umzuwechseln.[2]) Es sind zwei leitende Ideen, die in diesen Gedankengängen Kleinjoggs ihre Wurzeln haben: Die Idee der sittlichen Erziehung zur Arbeit und die Führungsidee. Da die erstere mit der Steigerung der Bodenergiebigkeit und der Arbeitsproduktivität zusammenhängt, des weiteren auch zur Oekonomie des Verbrauchs hinüberleitet und mit ihr in Verbindung steht, so haben wir sie zunächst ins Auge zu fassen.

Kleinjoggs Arbeitsauffassung, die sein Produktivitätsideal bestimmt, hat eine religiöse und eine nationalistische, eine über- und eine innerweltliche Seite. In jeder der beiden Richtungen klingt sie stark an die Berufs- und Arbeitsidee des englischen Puritanertums an, jedoch ist sie ohne calvinistischen Einschlag und soweit religiöse Momente in Betracht kommen, von schlichter christlicher Tonfärbung. Es fehlt ihr auch die spezifische, englische, utilitaristische Nüance und noch mehr die chromatische, also auch die kapitalistische Akkumulations-Tendenz. Arbeit ist für sie der Vater wie die Erde die Mutter des Reichtums, aber der Reichtum selbst besteht für sie nicht in der Ansammlung von Tauschwerten und Geldgewinn, sondern in der Vermehrung von Gebrauchsgütern. Wahre Produktivität ist nach dieser Richtung nur da, wo immer mehr behufs Erzeugung einer grösstmöglichen Fülle von einfachen und gesunden Nähr-, Verbrauchs- und Gebrauchswerten «verbessert» wird. Stets liegt der Ton auf der Verbesserung, und es handelt sich nicht weniger darum, dass alle das Gute suchen und tun, als dass möglichst viele Ausserordentliches leisten, ein Vorbild schaffen und ein fruchtbares Beispiel geben. Kleinjoggs Arbeits- und Produktivitätsideal hat eine starke schöpferische Note, die von einer hohen sittlichen und religiösen Auffassung der menschlichen Berufspflicht getragen und ganz völlig frei von mammonistischen Zweck- und Hintergedanken ist, wie sie sich durch die Arbeits- und Berufstätigkeit des englisch-schottischen Puritanertums hindurchziehen. Es hat schon gefehlt, meint er, wenn man die Arbeit nur deswegen liebt, weil sie uns Reichtum verschaffen kann, denn dieses verleitet auf Nebenwege, den Reichtum mit weniger Mühe zu erwerben. Man muss arbeiten aus Liebe zur Arbeit, aus einem Triebe, seine Pflichten zu erfüllen. Nur auf solche folgt Gottes Segen, Gesundheit und Stärke des Leibes und Ruhe und Zufriedenheit der Seele. Wahrer Reichtum, den man nicht rauben kann, ist der Gewinn aus eigener Arbeit, ist die Zufriedenheit mit dem, was sie uns schafft.[1]) Gottes Gerechtigkeit belohnt und bestraft die Menschen in den natürlichen Folgen ihrer Handlungen. Die Fruchtbarkeit ist die Belohnung eines fleissigen Feldbaues, so wie die Gemütsruhe die einer guten sittlichen Handlung.[2]) Ein Bauer muss seine Ehre und sein Vergnügen in der Arbeit suchen, und die härteste soll ihm immer am meisten willkommen sein, weil sie ihm Gelegenheit gibt, seine Kräfte und seinen Eifer zur Arbeit zu zeigen.[3]) Arbeit wobei man sich schonen kann und die nicht ermüdet, nannte Kleinjogg «Herrenarbeit», an der man sich verzärtele, sie schwäche den Mut und verleite dazu, das weniger Beschwerliche für sich auszuwählen und das Anstrengendere andern zuzuschieben. Dadurch bewirke man aber nur, dass auch diese träger werden und sich rächen, indem sie die Arbeit schlecht machen.[4]) Wenn ihm einer bedeutete, dass man nicht nur zur Arbeit, sondern auch zur Freude in der Welt sei, pflegte Kleinjogg zu erwidern: «Empfindest Du keine Freude, indem Du arbeitest und die gesegneten Folgen deiner Arbeit siehest? Oder hast Du schon einmal Reue empfunden, wenn du den ganzen Tag gearbeitet und deinem Beruf ein Genügen geleistet?» Warum suchst du denn nicht lieber Freuden, die du niemals bereuest, als solche die dich zur Arbeit untüchtig machen, und oft Reue bringen.[5]) «All mein väterliches Ansehen, sagte er einmal, musste ich aufwenden, um meine Söhne bei der Arbeit zu behalten, die sie für unnütz und wohl gar oft für sündlich ansahen, aber ich setzte es durch und nun habe ich gewonnen. Die reichen Ernten, mit welchen Gott unsere Arbeit gesegnet, überzeugten sie zuletzt, und sie erkennen nun, dass ich die Wahrheit geredet, täglich besser, geniessen der besten Gesundheit und einer ungewohnten Stärke der Glieder; und sie erkennen, dass dieses Gott dienen heisse, wenn man seinem Berufe getreu ist, mit Fleiss und Nachdenken seine Geschäfte behandelt, dabei an Gott denkt, der uns dazu berufen hat und der auf fleissige und wohl überlegte Arbeit reiche Ernten folgen lässt.[6])

[1]) Auserlesene Schriften, I., 36, 68, 69, 86, 87.
[2]) Auserlesene Schriften, I., 91.

[1]) Auserlesene Schriften, II., 252.
[2]) Auserlesene Schriften, I., 138.
[3]) Auserlesene Schriften, II., 249, 250.
[4]) Auserlesene Schriften, II., 248, 249.
[5]) Auserlesene Schriften, I., 118, 119.
[6]) Auserlesene Schriften, II., 22, 23.

Die Berufsidee steht bei Kleinjogg im Mittel- und Herzpunkte seiner religiösen Stellung. Alles geht von ihr aus, alles strömt wieder auf sie zurück. Wie wir eben erfahren haben, redet er von der Erfüllung seiner Berufspflichten als von einem wesentlichen Teil des Dienstes Gottes.[1]) Gott bestimmt dem Menschen seinen Beruf. Ihn hat er zum Bauern bestimmt und dafür ist es seine Aufgabe, das Feld zu bauen, sich und sein Haus mit den Früchten der Arbeit zu ernähren, um dabei das wahre Glück, die Zufriedenheit der Seele zu finden. Daher erachtet er es auch als seine Pflicht, alle seine Seelenkräfte anzuspannen, um aus seiner Arbeit einen rechten Gottesdienst zu machen.[2]) Der kategorische Imperativ seiner Religion lautet: Arbeite getreu in deinem Berufe. Tue allemal das, was du in diesem Augenblick empfindest, dass du tun solltest. Erwarte keinen andern Segen, als den Lohn einer überlegten und getreuen Arbeit. Hüte dich anderes Brot zu essen, als dasjenige, welches du deinen eigenen Händen zu danken hast, und handle gegen jedermann, wie du wünschest, dass man gegen dich handle. Fragt man ihn, wie er es mit der Erbsünde halte, so ist seine Antwort: Handle du nur recht, dann hat das keine Bedeutung. Wirft man ihm aber ein, er erniedrige so den Heiland, wenn er glaube, den Himmel mit seinem Verhalten zu verdienen, so entgegnet er mit innerem Verdruss: Ich will den Himmel nicht verdienen, der Heiland hat ihn verdient, von mir fordert er hingegen, dass ich recht handle, dieses ist jetzt mein Geschäft, für das andere hat er gesorget.[3]) Kleinjogg war es mehr um die Anwendung der Religion, als um die Untersuchung ihrer Grundsätze zu tun. Diese nahm er als wahr an und kein Zweifel daran stieg in seiner Seele auf, weil er fühlte und täglich erlebte, dass die werktätige Befolgung dieser Grundsätze durch die innere Beruhigung, die sie verschafft, ihre Wahrheit bezeuge. Religiöse Aeusserlichkeiten, die nicht mit den Handlungen in Harmonie standen, verachtete er. Es heisse Gott und die Menschen betrügen, meint er, von dem Besuch der Kirche und von der Notwendigkeit und Kraft des Gebetes zu reden, dabei aber durch Unrecht und List sich zu bereichern oder dem Müssiggang und Schwelgereien sich hinzugeben. Diese Lüge sei das abscheulichste Laster, weil durch sie alle andern «gedüngt und vermehrt werden». Einmal, erzählt Hirzel, war er in Gesellschaft von einigen angesehenen Männern. Das Gespräch fiel auf die Fruchtbarkeit seiner Felder. «Es ist erstaunlich», sagte der eine, «wie viel du auf deinen Feldern geschnitten!» — «Und doch so wenig dabei gebetet!» warf ein anderer ein, der aus äusserlichem Gottesdienst viel Wesen zu machen gewohnt war. «Dieses kannst du nicht wissen», versetzte Kleinjogg, «aber das weiss ich, dass Gott seinen Segen immer redlicher Arbeit schenkt, und dass er denjenigen liebt, der kein anderes Brot isst, als das, so er mit seiner Hand erworben. . . . Ich liebe die Religion von Herzen und gehe gern zur Kirche, um mich erbauen zu lassen, aber ich behaupte, dass alles Kirchengehen, Beten und Lesen zu nichts tauge, wenn einer im Herzen auf Unrecht denkt und seinen Nächsten zu betrügen sucht. Denn wie kann er im Ernst mit Gott reden, wenn er auf Böses denkt, wenn er um Segen bittet und sein Brot durch List zu gewinnen sucht. Wenn dieses Religion ist, so wäre besser, es wäre keine Religion.» «Nun glaube ich auch», warf wiederum der andere ein, «dass du am Hohen Donnerstag Nachmittag gepflüget, da du des Morgens zu des Herrn Tisch gegangen, und dass du an einem Sonntag deinen Pflug aus einem Acker in den andern getragen. . . .» «Das ist alles wahr», versetzte Kleinjogg, «allein der Hohe Donnerstag war damals noch nicht zum Feiertag verordnet, und ich glaubte, da ich Gott bei dem Abendmahl zu Neuem meine Pflicht angelobt, werde es nicht Sünde sein, wenn ich des Nachmittags in meinem Berufe arbeite, welches die wichtigste Pflicht ist, die mir Gott auferlegt hat. Ich habe auch am Sonntag abends meinen Pflug in einen andern Acker getragen, aber ist dieses sündlicher, als wenn ich Kegel geschoben hätte, das du und andere alle Sonntage zu tun pflegen? Das Christentum wird doch nicht im Müssiggehen bestehen, es wäre so eine leichte Sache um das Christentum, das den meisten Menschen nur gar zu gut anstehen würde.»[1]) In solcher Weise pflegte Kleinjogg seinen Grundsatz zu verteidigen, dass das Aeussere in der Religion nichts tauge, wenn Verstand und Herz damit nicht zusammenstimmen.[2]) Aus diesem Prinzip der Uebereinstimmung von Lehre und Tat, von Einsicht, Vorsatz und Vollzug erwuchs ihm die Religion der Arbeit. Er wirft alles auf die Arbeit, weil er den Segen Gottes nur von der Arbeit erwartet.[3]) «Wenn wir Gott kennen», sagt er, «so müssen wir ihn lieben, und als den Urheber alles Guten erkennen, so muss es unsere grösste Freude sein, an ihn zu denken, mit ihm zu reden, und ihn um Segen zu bitten, aber nicht um einen Segen, bei dem wir nichts zu tun haben; wer so betet, zeigt, dass er Gott nicht kenne, denn Gott will, dass wir im Schweisse unseres Angesichts unser Brot essen, er lässt darum nur dann die Erde fruchtbar sein, wenn sie wohl gebauet wird.»[4]) Kleinjogg fordert, dass die Arbeit mit Fröhlichkeit getan werde und daher verbindet er auch gerne die Arbeit mit edlem Genuss. In der Ernte lässt er einen Spielmann kommen, der über der Arbeit Psalmen-Melodien vorspielen muss, während die andern «aus voller Kehle die Dank- und Lobgesänge Davids anstimmen und dabei nicht weniger vergnügt sind, als ein König.»[5]) Es ist daraus leicht zu entnehmen, dass Kleinjogg in der Arbeitsfreude einen höchst förderlichen Wegmacher zum Arbeitsziele erblickte. Fröhlich arbeiten heisst bei ihm so viel wie gut und mit Segen arbeiten. Das Auge auf das Ziel und das harmonische Zusammenspiel, auf die vereinte Auswirkung aller Kräfte gerichtet, erlebt er jeden Augenblick den Rhythmus, den Sinn und die Schönheit des tätigen Lebens, ja es ist, als ob er die Schönheit an sich ganz besonders in dieser Gestalt lebendig empfinde. Betrat man sein Haus, so lachten einem fröhliche Gesichter entgegen. Jedes gilt und fühlt sich als Glied des Ganzen, jedes wird zu Rate gezogen und ist gewohnt, die Wahrheit zu prüfen, dabei den gesunden Verstand anzuwenden und die Meinung frei herauszusagen. Gemeinsam wird beraten, wie die Geschäfte am besten zu bestellen sind. Jedes sucht den andern bei der Arbeit zu übertreffen, denn es «herrschet in diesem Hause der Ehrgeiz, dass jedes das fleissigste bei der Arbeit sein will».[6]) Die Arbeit ist allen ohne Unterschied zum Vergnügen geworden,

[1]) Auserlesene Schriften, II., 295.
[2]) Auserlesene Schriften, I., 192.
[3]) Auserlesene Schriften, I., 206.

[1]) Auserlesene Schriften, I., 207—210.
[2]) Auserlesene Schriften, I., 213.
[3]) Auserlesene Schriften, I., 88.
[4]) Auserlesene Schriften, I., 284, 285.
[5]) Auserlesene Schriften, II., 24, 202, 203.
[6]) Auserlesene Schriften, I., 199, 200, 306.

so dass alle Arbeit aus Liebe zur Arbeit übernommen wird und eines das andere zu übertreffen sucht.[1]) Wie ein roter Faden zieht sich durch alle Massnahmen Kleinjoggs die Tendenz, durch anhaltende Ueberlegung und Unverdrossenheit, in standhafter Geduld das Beste aufzusuchen, anzunehmen, zu befördern, auf jede Arbeit die volle Kraft des Körpers und des Geistes zu konzentrieren, durch Aufmerksamkeit und Uebung das Arbeitsprodukt «bis zu einem mathematischen Grad der Vollkommenheit» zu bringen.[2]) «Wo ich hin kam bei ihm», bemerkt Hirzel, «fand ich Spuren des anhaltendsten Fleisses, der klügsten Ueberlegung, einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit auf alles, was zur Verbesserung der Wirtschaft dienen konnte. Das Aussehen seiner Kinder und Dienste, die vermehrte Fruchtbarkeit aller seiner Güter, die von Jahr zu Jahr stieg, der Vorrat an Früchten und Weinen — alles pries laut den Segen, womit Gott die Treue dieses Mannes in seinem Berufe gesegnet hat.[3])

Kleinjoggs Religion ist also eine Religion der Arbeit und der Pflichterfüllung, aber dabei eine Religion des fröhlichen Tuns und der Freude an dem Segen der Arbeit. Von den Früchten seiner Mühen redend, pflegte er zu sagen: «Dieses hat mir Gott allein zum Lohn meiner Arbeit bescheeret. Alles dieses hat keinen Seufzer eines Einfältigen ausgepresset, dem es durch List abgewonnen worden. Niemand hat leiden müssen, mich fröhlich zu machen.» Jauchzend folgen er und die Seinigen dem Pfluge, «und ihr Freudengeschrei flösst Fröhlichkeit und Mut selbst den mitarbeitenden Tieren ein.»[4]) Wie eine gehorsame Magd folgt der Wille dem Gebote der Pflicht, und das Bewusstsein seiner Erfüllung giesst Ruhe in die Seelen und Kraft in die arbeitenden Glieder. Unsichtbar schwebt die segnende Gottheit über ihnen und «befiehlt den Kräften der Natur, dem Wink ihrer Nachahmer zu folgen und ihren Fleiss durch Fruchtbarkeit zu belohnen.»[5])

Ora et labora! Bete und arbeite! ist auch Kleinjoggs Wahlspruch, aber er hat den tiefsten Sinn dieser Satzung begriffen und kann sich daher die Religion keineswegs «als etwas von den Geschäften des Lebens ganz abgesondertes vorstellen.»[6]) Die Frömmigkeit besteht für ihn nicht darin, dass man seine Fehler und Sünden hinwegzuweinen oder mit äusserlichem Geplapper hinwegzubeten sucht, vielmehr glaubt er, dass der Mensch dazu da sei, sich aus seiner angeborenen Verdorbenheit herauszuarbeiten, Gottes Gebote im Grossen und Kleinen zu befolgen und die Tugenden des Erlösers nachzuahmen.[7]) Mancher gute Mensch, hören wir ihn sagen, glaubt, mit Seufzen und Jammern sei alles ausgerichtet, er könne nichts Gutes tun und die Frömmigkeit bestehe nur darin, dass man beständig bete und lese.» Ein solcher Mensch aber gehe für sich und seine Mitbürger verloren, er komme immer weiter vom rechten Wege ab und es sei bei ihm nicht anders, als wenn einer den Sand, den ihm der Wind in die Augen wehte, durch fortwährendes Reiben herausbringen wolle. Je mehr er reibe, desto mehr schmerze und röte sich das Auge. Sich der Schwermut zu überlassen, tauge nichts und bringe den Menschen in grosse Gefahr. Wer hingegen sich erinnere, dass er Gott nicht besser dienen könne als durch getreue Ausübung seiner Pflichten, gleich tapfer zugreife und das Werk nicht fahren lasse, dem werde es sofort leichter werden ums Herz und er werde volle, unaussprechliche Beruhigung finden. «Ich war auch in diesen Umständen, bekennt er weiter, machte es in meiner Jugend wie andere, aber nach und nach empfand ich, dass ich unrecht täte, die Angst und Bangigkeiten nahmen überhand; in diesen Umständen liess ich mich von den sogeheissenen Frommen verführen, ich wollte immer lesen und beten, aber es ward immer schlimmer; mein redliches Weib half mir auf den rechten Weg, sie stellte mir den Verfall unserer Haushaltung vor und nötigte mich zur Arbeit. Endlich machte ich die Ueberlegung, Gott hat mich zu einem Bauer geschaffen, und mich also zum Anbauen des Feldes berufen; bei dieser Arbeit kann ich mich und die Meinigen ernähren, und meine Kinder wiederum zu diesem Stand auferziehen. Ich nahm mir also vor, beständig zu arbeiten, keinen Augenblick müssig zu gehen und gegen alle Menschen zu tun, was ich in gleichem Fall wünschte, dass sie täten, worin nach des Heilands Ausspruch das ganze Gesetz enthalten ist. Da ward mir von einem Tag zum andern meine Brust erleichtert, und wenn ich in meinen Ruhestunden zu der heiligen Bibel zurückkam, so fand ich alles deutlich und klar, da mir vorher alles dunkel war, und mein Beten erquickte mich in meinem Innersten. Da sah ich, dass Beten und Lesen nichts helfen, bis man seine Pflichten erfüllet, dann aber der Seele eine ungemeine Stärkung geben.»[1]) Ein andermal enthüllt Kleinjogg die Tiefen seiner Religion wiederum in folgenden Worten: «Wenn ich den 17. Psalm mit Nachdenken singe, alsdann fühle ich, wie man Gott dienen muss. Man muss sich bewusst sein, dass Gerechtigkeit im Herzen sitze, wenn man an Gott denken will. Man muss von Herzen reden, redlich denken, redlich handeln, allen Betrug vermeiden, wenn man beten will. Man muss das Zeugnis eines guten Gewissens haben, dass man nur was recht und billig ist suche und redlich zu handeln gedenke... Was kann eine geheuchelte Frömmigkeit helfen. Lieber wollte ich für einen Ungläubigen und Heiden ausgeschrien werden, und recht handeln, als für einen andächtigen und eifrigen Christen angesehen sein, und dabei Böses tun.»[2])

Kleinjoggs einfache Frömmigkeit weiss sich aber auch mit dem Schwersten und Herbsten abzufinden. Ihn beugt kein Verlust und kein Unglück. Wie er des Segens mit «Lob und Danksagung» geniesst, so widersteht er jedem Missgeschick standhaft und mit ungeheuchelter Demut. «Seid doch zufrieden mit dem, sagt er, was Gott tut. Er macht ja alles gut. Sehet mich an, wenn ich immer allem Unglück nachdenken wollte, das mich betroffen, oder mich treffen könnte, so würde ich nie ruhig sein können. Ich könnte meine Kinder verlieren und mein Vieh an Seuchen hinfallen, die Früchte meiner Felder und Weinberge von Hagelschlag, von Reif zertrümmern sehen, und tausend anders mehr, allein ich arbeite und vertraue Gott, der auch im Unglück Vater bleibt. . . . Freilich schmerzt es, aber man lernt nie recht Gott vertrauen, dass es uns nicht in die Brust beisse. Eben das Unglück führt uns zu Gott hin.»[3])

[1]) Auserlesene Schriften, I., 281.
[2]) Auserlesene Schriften, I., 229, 307, II., 266, 268.
[3]) Auserlesene Schriften, II., 275, 276.
[4]) Auserlesene Schriften, I., 273, 282.
[5]) Auserlesene Schriften, I., 251.
[6]) Auserlesene Schriften, II., 253.
[7]) Auserlesene Schriften, II., 25.

[1]) Auserlesene Schriften, I., 148, 149.
[2]) Auserlesene Schriften, II., 298—300.
[3]) Auserlesene Schriften, I., 300, 301.

Wie man Kleinjoggs Arbeits-Philosophie nicht recht verstehen kann, ohne in die Tiefe dieser religiösen Grundstimmung hinabgesehen zu haben, so ist die Kenntnis seiner religiösen Auffassung und Geltung auch die Voraussetzung für das Verständnis seiner Haushaltungspraxis, seiner Verbrauchslehre, seines Gemeinschafts- und Führungsideals, die wir nun entwickeln werden. (Fortsetzung folgt.)

Volkswirtschaft

Schweizerischer Arbeitsmarkt. Das Gesamtbild des Arbeitsmarktes hat sich im April gegenüber dem Vormonat wesentlich verändert. Die Arbeitsangebote für Männer verminderten sich um 683 und die Arbeitsvermittlungen um 165, ebenso ist die Zahl der eingeschriebenen männlichen Arbeitsuchenden um 778 zurückgegangen; demgegenüber ergibt sich eine Zunahme der Arbeitsangebote für Frauen um 53, der Arbeitsvermittlungen um 92 und der eingeschriebenen weiblichen Arbeitsuchenden um 342. Im lokalen Verkehr haben die Arbeitsangebote um 233 und die Arbeitsvermittlungen um 39 abgenommen; im auswärtigen Verkehr ergibt sich (namentlich infolge der starken Abnahme ausländischer Aufträge) ein Rückgang der Arbeitsangebote um 397 und der Arbeitsvermittlungen um 126. Im Total kommen auf 100 offene Stellen für Männerarbeit 123,9 und für Frauenarbeit 131,8 eingeschriebene Stellensuchende gegenüber 122,8 und 118,4 im Vormonat. Die Nachfrage seitens der nichteingeschriebenen Arbeitsuchenden (Auswärtswohnenden und Durchreisenden) verminderte sich wieder um 815 Personen. Insgesamt haben im April bei den schweizerischen Arbeitsämtern 14,359 eingeschriebene und nichteingeschriebene Arbeitsuchende um Arbeit nachgefragt (März 15,610); von diesen erhielten 5921 (März 6086) Arbeit und 8438 = 58,7% blieben arbeitslos (März 9524 = 61%). Die Berichte der Arbeitsämter lauten sehr verschieden; die Situation des gewerblichen Arbeitsmarktes hat sich in einzelnen Landesteilen gebessert und der Arbeiterbedarf ist in vielen Berufen gestiegen, wogegen anderwärts davon noch nichts bemerkbar ist und die flaue Geschäftslage unverändert fortdauert. In der Landwirtschaft hat die Nachfrage nach Arbeitskräften allgemein stark zugenommen, dagegen scheint die Lage in der Hotelindustrie noch schlimmer zu werden als im Vorjahre.

Die Arbeitsämter berichten: Zürich. Der lokale Arbeitsmarkt zeigt im allgemeinen keine grosse Veränderung. Die Nachfrage nach Bauhandwerkern, Bauarbeitern usw. hat eher wieder nachgelassen und auch in den andern Berufen ist, mit wenigen Ausnahmen, eine wesentliche Besserung bis jetzt nicht zu konstatieren. Bern. Im Baugewerbe macht sich eine langsame Besserung bemerkbar, sonst haben sich die Verhältnisse nicht geändert. Biel. Mit dem Eintritt der günstigen Witterung ergab sich eine grössere Nachfrage nach Garten- und Landarbeitern; Baugewerbe immer noch flau, ebenso im Wirtschafts- und Hotelwesen, wogegen aber Metallarbeiter immer noch gesucht werden für In- und Auslandfirmen. Luzern. Im allgemeinen ist die Lage unverändert geblieben; geringe Nachfrage nach ungelernten Arbeitern (Handlangern etc.), dagegen macht sich ein zeitweiliger Mangel an Arbeitern gewisser Berufsbranchen (z. B. Dreher, Gärtner, Maschinenschlosser, Sattler, Schneider, Schuhmacher usw.) bemerkbar. Freiburg. Der gewerbliche Geschäftsgang war recht flau, dementsprechend auch sehr geringes Angebot von Arbeit; dagegen war die Nachfrage nach landwirtschaftlichen Arbeitskräften sehr stark. Die Zahl der Passanten war noch nie so gering wie in diesem Monat. Basel. Infolge der Einberufung der IV. Division und der steten Arbeiter-Abwanderung nach den kriegführenden Staaten ist der Arbeiterbedarf in den meisten Berufen erheblich gestiegen. In verschiedenen Branchen der Metallindustrie macht sich bereits ein Arbeitermangel bemerkbar, ebenso mangelt es an tüchtigen Erdarbeitern etc. Liestal. Die Lage des Arbeitsmarktes hat sich gegenüber dem Vormonat nicht geändert (bleibt im allgemeinen befriedigend). Schaffhausen. Im Baugewerbe immer noch flauer Geschäftsgang; im übrigen befriedigende Lage der Verdienstverhältnisse. St. Gallen. Die Situation hat sich allgemein gebessert. Rorschach. Die Nachfrage nach landwirtschaftlichen Arbeitskräften (Landarbeitern, Vieh- und Fahrknechten, etc.) hat erheblich zugenommen. Vom Ausland werden immer noch Arbeiter verlangt, meistens Bauhandwerker und Taglöhner. Aarau. Mit Ausnahme in der Metallindustrie fortdauernd ungünstige Lage des Arbeitsmarktes. Lausanne. In der Bau- und Hotelindustrie sehr flaue Geschäftslage, dagegen war die Nachfrage nach Arbeitern für die Landwirtschaft sehr gross. Nach Frankreich werden immer noch Metallarbeiter gesucht. La Chaux-de-Fonds. Die Lage des Arbeitsmarktes bleibt im allgemeinen unverändert flau. Genf. Die Situation hat sich im allgemeinen gebessert. In der Metallindustrie ist der Arbeiterbedarf fortdauernd befriedigend (auch nach Frankreich sind sprachenkundige Schweizerarbeiter immer noch gesucht). In der Uhrenindustrie und Bijouterie macht sich eine langsame Besserung bemerkbar, ebenso im Baugewerbe und in der Landwirtschaft.

Güterverkehr zwischen Italien und der Schweiz. Die Tagespresse gibt Kenntnis von einem Abkommen, welches den Güterverkehr zwischen Italien und der Schweiz regelt. Der Vertrag ist am 7. Mai mit der Bemerkung in Rom unterzeichnet worden, dass der Vertrag retroaktive Kraft in dem Sinne hat, dass er die Geltung bekommt, als wäre er schon mit dem 1. April unterschrieben worden. Demzufolge werden die Sendungen folgendermassen ausgeführt werden: In den ersten zwei Monaten, nämlich im laufenden Mai und Juni, wird das Quantum ausgetauscht werden, das in einer dreimonatigen Periode April-Juni hätte ausgetauscht werden sollen. Vorher wird das auf April bezügliche Quantum und dann die für die spätern Monate in Betracht kommende Menge ausgetauscht werden.

Italien wird demnach nach der Schweiz ausführen lassen: 400 Stück Schlachtvieh im Monat; bis zu 1100 Meterzentner Salamiwaren im Monat; Gänse, Truthühner, Enten, Tauben und geflügeltes Wildbret bis zu 1000 Meterzentner im Monat; frische Fische in unbeschränktem Masse. Konservierte Fische monatlich 100 Meterzentner; 1200 Schweine monatlich. Gemüse- und Fruchtkonserven 100 mq monatlich; Eisenpyrit bis 3000 Tonnen monatlich; 2000 Meterzentner Eier. Kaffee in unbeschränktem Masse. 1000 Meterzentner monatlich Bruchreis, für Hanf wird das Quantum festgestellt werden, sobald das allgemeine Ausfuhrquantum aus Italien bestimmt sein wird.

Der tätigen Mitarbeit der Frauen in der Genossenschaft

spricht Frau Dora Staudinger eifrig das Wort und zeichnet von der Frau als aktive Genossenschafterin folgendes Bild: «Ich glaube, sie (die Frauen) müssen nur lieb haben, dann sind sie treu, dann bringen sie Opfer, dann setzen sie sich ein. Und das sollten wir nicht vergessen: Etwas, das ihnen nur billige Waren zu bringen verspricht und eine gute Rückvergütung, das haben sie freilich gern, — aber lieben werden sie doch nur etwas, das noch grösser ist. Die Frauen, die ihr ganzes Leben einsetzen für Zukünftiges, die im Pflegen und Sorgen um die Kinder ihre liebste und grösste Arbeit finden, die werden die Genossenschaft erst dann wirklich lieben, wenn sie wissen, dass sie in ihr einen Keim hüten für eine neue und bessere Zukunft.»

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.[1]

(Fortsetzung.)

«Es ist schön, bemerkt Hirzel, wenn einer in seinem Beruf fleissig arbeitet und sein Vermögen vermehrt, aber noch schöner ist es, und zeigt die Grösse der Seele in ihrem vollen Licht, wenn er den gesammelten Segen haushälterisch gebraucht». [2]) Erzeugung und Verbrauch, Arbeit und Genuss, Einnahme und Ausgabe bilden in der sittlichen Wertung wie in der wirtschaftlichen Praxis Kleinjoggs eine untrennbar und gleichstrebige Einheit. Alle seine haushälterischen Maximen und Gepflogenheiten, die bei oberflächlicher Betrachtung im einzelnen leicht missverstanden und als Wesenszüge knausiger Kleinlichkeit aufgefasst werden können, fliessen aus festen Grundsätzen, die aus einer klaren Einsicht in die Zusammenhänge des schaffenden und geniessenden Lebens, sowie aus der Erkenntnis von der Bedeutung auch der scheinbar gleichgiltigsten Verrichtungen des Menschen gewonnen sind. Der zusammenfassende Geist dieses Bauers bewegt sich in einem einheitlichen Reich von Zwecken, deren gemeinsames Ziel der wahre Wohlstand des Hauses und die gesunde Seelenverfassung der Familienglieder ist. In Rücksicht auf diesen letzteren Zweck wird alles nach den massgebenden Grundsätzen gestimmt, mit ihnen in Uebereinstimmung gebracht und gehalten. [3]) Demgemäss hat Kleinjoggs Verbrauchspolitik und Haushaltungs-Praxis in allen Dingen eine ökonomische und eine sittliche Tendenz, aber kraft des sie beherrschenden Uebereinstimmungsprinzips wirken beide Strebungen in einander, reproduzieren sich an einander, bedingen und tragen sich gegenseitig.

Wie Kleinjoggs Arbeitsideal auf Ertragssteigerung geht, so ist auch sein Verbrauchsideal darauf eingestellt, da jedoch sein ganzes Dichten und Trachten von der landwirtschaftlichen Berufsidee bestimmt und vorwiegend naturalwirtschaftlich orientiert ist, so ist das Objekt seines Erwerbstriebes nicht Geld, sondern Boden, sein Ziel nicht Ansammlung von Reichtum im kapitalistischen Sinne, sondern Erweiterung des Nahrungs-Spielraumes für seine engere und weitere Hausgemeinschaft, in der er das Urbild der grösseren Volksgemeinschaft erkennt. Das Geldkapital ist für ihn nur ein Mittel, um Boden und Arbeit zu befruchten. Als die wahren wertbildenden Kräfte betrachtet er die Arbeit, den Verbesserungstrieb, den Fleiss, die Umsicht, die Sparsamkeit, den haushälterischen Sinn und die Genügsamkeit. Geld sammelt er nicht an und häuft es nicht auf, um es durch Zins und Zinseszins sich selbst vermehren zu lassen, sondern er setzt es als Vorschusskapital eigenwirtschaftlich sofort immer wieder in Verbesserungswerte um. Es ruht auch ein ewig giltiges Genossenschaftsprogramm auf dem Grunde seiner Haus- und Wirtschaftspolitik und die Art, wie er den Kampf mit der Geldmacht aufnahm, durchführte und sich aus der Abhängigkeit von ihr Schritt um Schritt herauswand, ist ein untrüglicher Wegweiser für die Aufwärtsbewegung von ganzen Klassen, die sich ihrer Fesseln entledigen und durch zweckmässige Selbstverwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten zu Wohlstand und Unabhängigkeit emporringen wollen. Kleinjoggs ökonomisches Problem gipfelte in der Aufgabe, trotz einer verhältnismässig grossen und drückenden Schuldenlast, die er auf seine Schultern nehmen musste, sich zu behaupten und das Hauswesen vorwärts zu bringen. Er musste also zunächst seine eigenen Kräfte und Mittel mit der Kraft des Fremdkapitals messen. Seine Gemeindegenossen sagten ihm: «Das geht nicht, Du bist von vornherein verloren, denn die Zinsen werden Dich auffressen.» Die Dinge von ihrem Gesichtskreise aus gesehen, hatten sie recht, vom Standpunkte Kleinjoggs dagegen betrachtet, war der Einwand falsch. Die Macht des Fremdkapitals und jedes fremden ökonomischen Herrschaftsmittels hat nämlich jederzeit nur insofern und nur solange eine zehrende und aushöhlende Gewalt, als sich die von ihm abhängende Wirtschaft ganz oder vorwiegend in der Sphäre seiner Erwerbs-, Verwendungs- und Verbrauchsrichtung bewegt. So lange und so weit ist sie in Ermangelung eines eigenen Lebensgrundes deren Gesetzen mehr oder weniger wehrlos unterworfen. Das Verhältnis aber ändert sich sofort und kehrt sich allmählig geradezu um, wenn die vom Kapitalvorschuss abhängige Wirtschaft einen in sich abgeschlossenen eigenen Lebenskreis beschreibt, der in den wesentlichen Dingen auch eine eigene, seinen besonderen Bedürfnissen angemessene Arbeits- und Verbrauchsmoral hat. Ist diese Moral gut oder mindestens in ihrem ethischen Reinheitsgehalt besser als diejenige des allgemeinen Durchschnitts, so erzeugt sie eine überlegene Kraft, die den Druck des Fremdkapitals nicht nur viel leichter erträgt, sondern sich ihm auch in dem Masse zu entziehen vermag, in welchem sie den Ertrag ihrer Wirtschaft steigert und selbst Ueberschüsse erzeugt, die sie wiederum als Vorschüsse mit wachsender reproduktiver Wirkung in den Betrieb werfen kann. Das Fremdkapital wird auf diese Weise nach und nach überhaupt ausgeschaltet oder doch mindestens aus der Stellung eines Herrschaftsmittels in die einer dienenden, ja fördernden Potenz gedrängt. Von diesem Gesichtspunkte betrachtete und wertete

[1]) Infolge Stoffandranges musste die Fortsetzung obiger Artikelserie einige Nummern zurückgestellt werden.
[2]) Auserlesene Schriften I, 100.
[3]) Daselbst II, 238.

Kleinjogg die Dinge. Auf seine Verbesserungsmethoden bauend, und im übrigen die einfachsten Grundsätze der Wirtschafts-Ethik zur Richtschnur nehmend, nahm er die Zinslast des auf seinem Betriebe ruhenden Fremdkapitals mutig in Kauf und ging in Feld und Haus siegesgewiss seine «nächsten Wege», um Ueberschüsse zu erzielen. Die Reinerträge verwendet er nicht dazu, das Leihkapital abzustossen, die Zinsen machen ihm keine Schmerzen, denn er ist dahinter gekommen, dass bei seinen Wirtschaftsprinzipien der erzielte Gewinn grösseren Nutzen abwirft, wenn er «zu mehrerer Verbesserung» oder zum Ankauf «neuer Güter», als wenn er zur Ablösung von Schulden verwendet wird.[1]) Das scheint gewiss erwerbskapitalistisch gedacht, allein es liegt hier nur eine methodische Tendenz vor, die eigentliche kapitalistische Gesinnung und Zwecksetzung fehlt. Wenn eine konsumgenossenschaftliche Organisation mit Fremdkapital arbeitet, um ihren eigenen wirtschaftlichen Spielraum zu erweitern, bessere Produktionsmethoden einzuführen oder Grund und Boden in ihren Besitz zu bringen, so verfolgt sie auch eine erwerbskapitalistische Tendenz, wobei sich die Herbeiziehung und Nutzung der fremden Mittel unter Umständen sehr vorteilhaft erweisen kann, allein es fehlt auch hier wie in dem Verfahren Kleinjoggs die erwerbskapitalistische Zwecksetzung, die Güter-Akkumulation lediglich um des Gelderwerbs willen in grenzenloser, unendlicher Progression betreibt. Wenn dagegen eine konsumgenossenschaftliche Organisation Fremdkapital abstösst, weil es in Ermangelung produktiver Beschäftigung durch Verbesserung oder Erweiterung des Betriebes ihre Rendite beeinträchtigt, so tut sie das, was Kleinjogg in richtiger Erkenntnis des ökonomischen Machtverhältnisses wohlweislich zu tun verschmähte. Es ist aber sehr zu beachten, dass dieser kluge Bauer das Fremdkapital nur in der Voraussetzung eines gesunden Verhältnisses von Zinsfuss und Ertragsquote als ein nützliches Hilfsmittel wertet[2]), während er den Schwerpunkt auf die Erzeugung eigenen Kapitals und dessen zweckmässige Verwendung verlegt. Kleinjogg bildet aus den Ueberschüssen seiner Wirtschaft immer mehr selbständiges Betriebskapital, in dessen Reproduktion er seinen Besitz erweitert und seine Produktionsmittel verbessert. Dies geschieht aber, wie schon angedeutet wurde, nicht in der Absicht, ungemessene Reichtümer anzusammeln, sondern mit der einzigen, durch starke sittliche Motive gebundenen Tendenz, den Nahrungsspielraum für seine Familie und deren Nachkommenschaft zu erweitern. Es schwebt ihm das Ideal einer geschlossenen grösseren Hausgemeinschaft vor. Er möchte, dass alle seine «Nachkommen, bis auf die späten Enkel, in einer unzertrennten Haushaltung vereinigt bleiben» und in derselben nach seinem Vorbild leben und wirtschaften, um «durch eine geschickte Nachahmung in unermüdeter Anbauung der Erde sich das gleiche Glück zu verschaffen, welches er mit völliger Zufriedenheit geniesset.»[3])

In den Grenzen dieses Ideals, in dem die reine Genossenschaftsidee wie in einer Keimzelle erscheint, bewegt sich all sein Streben nach Gewinn wie nach der Vergrösserung und Verbesserung des Betriebes. Der Gewinn ist ihm nicht Selbstzweck und er weist ihn ab, wenn er nicht klar und lauter aus der reinen Quelle der Arbeit, aus dem Borne der natürlichen Fruchtbarkeit oder aus der Schatzkammer haushälterischer Wirtschaft kommt. Was er rechten «Gewinn» nennt, ist Arbeitsfrucht und Ersparnis, die niemand entzogen wurde, gemäss seiner sittlichen Auffassung, dass man sich mit gutem Gewissen nur an einem Besitze erfreuen kann, dessen Erwerbung und Erhaltung andern keine Leiden verursacht. «Er suchte nur seinen Gewinn, berichtet Hirzel, in der Vermehrung des Ertrags seiner Güter, und wendete deswegen meist alles vorgeschlagne Geld an Besserungsmittel und an Vermehrung der Güter, die immer neue Arbeiten darboten, und den Müssiggang — die Quelle alles Uebels — verhüteten. Aus diesem Grunde schien ihm der Reichtum selbst fürchterlich, wenn er nicht durch Arbeit erworben[1])». Daher auch Kleinjoggs Abneigung gegen den Handel. «Mancher Bauer, hörte ihn Hirzel einmal sagen, wünscht reich zu werden und findet hierzu den Handel bequemer, als die Arbeit seiner Hände. Er begnügt sich nicht mit dem Verkauf der ihm gewachsenen Früchte und selbst gezogenen Viehes. Er kauft auch von Andern, Getreide, Wein und Vieh, um damit zu handeln. Oft gelingt es ihm, und er sammelt mit leichter Mühe nicht wenig Geld. Allein er entwöhnt sich dabei von der Arbeit und wird ungerecht, indem er seine Ware in hohem Preise anzubringen sucht; sein Herz wird also verdorben, und dieses um so mehr, weil ihm sein Geld ein Ansehen erwirbt. — — Nun entstehet die Begierde, sein Glück zu geniessen; er wird leckerhaft, wollüstig, hoffärtig und verschwenderisch. [Dieselbe] Seuche ergreift [dann] seine Kinder und [sein] Hausgesinde, sie ahmen seinem Beispiel nach, hassen und verachten die Arbeit, und gewinnen den Müssiggang lieb, werden hoffärtig und wollüstig wie er. Nun nehmen die Güter an Fruchtbarkeit ab, die Ausgaben der Haushaltung vermehren sich, und oft bekommt das gewonnene Geld Flügel, das Hauswesen gerät in Verwirrung und zertrümmert endlich ganz. Das Elend ist desto grösser, weil bei dem Müssigange die Leibeskräfte abgenommen haben, und der Geschmack kostbarer Speisen und Getränke zur Notwendigkeit worden».[2])

Wie den Handelsgewinn, so verwarf Kleinjogg jede Art mühelosen Gelderwerbs, unter anderem auch die Sucht, «durch heiraten reich zu werden».[3]) Als er diese Neigung bei seinem ältesten Sohne entdeckte, war er unglücklich und witterte Unheil für dessen Zukunft, denn Reichtum, das betonte er immer und immer wieder, mache weichlich, vernichte die Arbeitslust und erzeuge einen Hang zu Gemächlichkeit, Wohlleben und «Kleiderpracht», weshalb leicht erworbenes Vermögen oft nicht auf den dritten Erben komme.[4])

Bei dieser Auffassung versteht es sich von selbst, dass Kleinjogg auch jede Form wucherischer Ausbeutung aufs entschiedenste verdammte. Charakteristisch dafür war sein Verhalten nach einer aussergewöhnlich guten Ernte. Der Preissturz der Früchte konnte ihn nicht verleiten, es wie viele andere seiner Berufsgenossen zu machen, mit dem Verkauf des Getreides zurückzuhalten und die Vorräte behufs künstlicher Herbeiführung einer bessern

[1]) Auserl. Schriften I, 89, 90.
[2]) «weil er auf diese Weise von 100 fl. weit mehr Nutzen ziehen kann als die 4 fl., welche er davon an Zins erlegen muss, da hingegen dieser Zins den Einwohnern der Städte nicht wenig wichtig seye, wenn dabei das ausgeliehene Hauptgut wohl versichert bleibt.» (I, 90.)
[3]) Auserles. Schriften I, 121, 90.

[1]) Auserles. Schriften II, 279, 280.
[2]) Daselbst II, 296, 297.
[3]) Daselbst II, 280.
[4]) Daselbst I, 109.

Konjunktur aufzustapeln. Ganz wie sonst entledigte er sich seines Ueberflusses zu gewohnter Zeit und nach dem laufenden Marktpreise und fand es sogar vorteilhafter, den Erlös sofort wieder an die Verbesserung der Güter zu wenden, «als die Frucht auf teure Zeiten zu sparen». Er gönnte es den armen Taglöhnern gerne, ihr Brot wohlfeil zu essen, und spottete, wie Hirzel dazu weiter bemerkt, «der verstellten Frömmigkeit derer, die bei jedem Gewinn immer mit Gottes Segen prahlen, während ihr Lob nur ein hungriger Wunsch nach neuem Vorteil ist, der oft mit anderer Schaden verbunden ist.» Das rechte Lob Gottes bestehe darin, zufrieden mit dem zu sein, was man mit Fleiss und Arbeit gewinne, und einem jeden das Seine zu gönnen. [1])

Wenn nun Kleinjogg es verschmähte, die Wege zu gehen, die zu ganz oder möglichst mühelosem Erwerbe führen, anderseits aber die Erweiterung seiner Wirtschaft und einen gewissen Wohlstand erstrebte, so konnte er diese Ziele natürlich nur durch eine rationelle Regelung der Arbeit und des Verbrauches erreichen. In der Tat ist auch seine ganze Praxis, sein Haus- und Hofregiment darauf angelegt, diese beiden Seiten der Wirtschaft gleichmässig zu kultivieren und in harmonische Uebereinstimmung zu bringen. Die Arbeit ist in seinem Systeme der Mittelpunkt, um den sich alles dreht, aus dem alles seine Ordnungen und Gesetze empfängt. Sein Glücksbegriff ist unlösbar mit der Arbeit verkettet. Genuss, Bequemlichkeit und Ruhe sind ihm nicht Selbstzweck. Sie dienen der Arbeit, sind durch sie bedingt und stehen mit ihr sozusagen in dem Verhältnis rhythmischer Bewegung. Solange der Mensch noch nicht arbeitet, ist er in seinen Augen kein ganzer Mensch und hat auch kein Anrecht, in der Ordnung des Genusses für voll genommen zu werden. Die Kinder kommen bei ihm erst an den gemeinsamen Tisch, nachdem sie angefangen haben, sich durch angemessene Betätigung nützlich zu machen. So lange sie zu der Feldarbeit untüchtig sind, speisen sie abseits von den andern auf dem Boden, sowie sie aber damit beginnen, beim Feldbau Hilfe zu leisten, werden sie in die Tischgemeinschaft der Aelteren aufgenommen. Kleinjogg wollte ihnen damit symbolisch zu verstehen geben, «dass ein Mensch, so lange er nicht arbeitet und in der Gesellschaft keinen Nutzen schafft, noch als ein Tier anzusehen sei, welches wohl auf Ernährung, aber nicht auf die Ehre eines Hausgenossen ein Recht hat.» [2]) Genosse ist, wer sich fruchtbringend betätigt und ein Gefühl für Arbeitsehre hat. Bevor die Kinder zur Feldarbeit reif waren, nahm sie Kleinjogg durch Beschäftigung im Garten in die Schule der Arbeit. Hier sollten sie sich allmählich an härtere Bemühungen gewöhnen, indem sie zur Versorgung des Haushaltes Gemüse, Küchengewächse usw. pflanzten und hegten und so gleichzeitig dazu beitrugen, einen Vorrat zur Entlastung des Getreideverbrauchs, das heisst des Mehl- und Brotkonsums zu schaffen. [3]) So brachte Kleinjogg schon den Kindern die Grundsätze der Streckungspolitik bei, die seine Vorstellungen über die Elemente der Vermögensbildung beherrschen. Ebenso erzog er sie systematisch zur Geringschätzung und Abweisung alles arbeitslosen Einkommens. Seine Kinder durften keine Geschenke entgegennehmen. In der Gewohnheit, die Kinder bei Taufen, bei Geburts- und Namenstagen, beim Jahreswechsel usw. zu beschenken, glaubte er eine Quelle des Verderbens der Haushaltungen entdeckt zu haben. Geschenke, sagte er, seien «Samen des Müssiganges», einer «Wurzel alles Bösen». Nicht nur dass sie beträchtliche Ausgaben verursachten, gewöhnten sie die Kinder auch schon frühe daran, auf eine andere Weise, als durch Fleiss und Arbeit Vorteil zu suchen. Er stellt sie dicht neben die Almosen, die auch nur dazu dienten, «unverschämt» zu machen und den Müssigang zu unterstützen, «welcher allerlei Laster nach sich zieht». Wer Geschenke und Almosen gibt, ist nach seiner überaus rigorosen Auffassung ein leichtsinniger Geber und versündigt sich. [1]) In seiner Praxis hielt er allezeit daran fest, die Menschen nur mit Arbeitsgelegenheiten zu beschenken.

Mit gleicher Strenge hielt Kleinjogg seine Kinder von der Teilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten, Jahrmärkten, Kirmessen und besonders vom Wirtshausbesuche ab. Man beschuldigte ihn deshalb der Grausamkeit und schalt ihn einen harten Vater, der seinen Kindern keine Freude gönne. «Sehen sie nicht immer gesund und fröhlich aus?» erwiderte Kleinjogg diesen Tadlern. «Sie können zu Hause lachen und froh sein. Meinst Du, man könne sich nicht anders als bei unmässigem Trinken und Lachen vergnügen? Kannst Du Dich im Wirtshaus mehr als satt essen? Kannst Du mehr als froh sein?» Wenn aber die andern meinten, man müsse doch zuweilen ein Uebriges tun, weil man hernach wieder mehr Lust zur Arbeit habe, so pflegte Kleinjogg zu entgegnen: «Ich habe doch schon oft gesehen, dass Du den Tag hernach, wenn Du Dich im Wirtshaus betrunken, zur Arbeit eben nicht am besten aufgelegt warst und Dich über Mattigkeit und Kopfschmerzen beklagtest und selbst gestandest, dass Du Dein unnütz verschwendetes Geld bereuest.» [2]) Freuden, die «allzugut schmecken», lehrt unser Bauer, reizen zur Unmässigkeit und stürzen zuletzt in das Verderben. Sie kommen aus des Teufels Küche und führen in sie zurück. Als einen ganz gefährlichen Verführer betrachtete er das Wirtshaus. Obwohl er selbst eine Weinschenke überkommen hatte und der einzige Wirt im Dorfe war, verschmähte er es, die damit verbundenen Vorteile leichten Gelderwerbs auszunützen. Er gab keinem Gast mehr Wein, als ihm zur Erfrischung des Leibes und zur Erholung der Kräfte nötig schien. Nach eigener Erfahrung beschränkte er dieses Mass auf einen Schoppen und hielt daran mit der grössten Genauigkeit fest. Wohl verlor er dabei den meisten Gewinn und die meisten Gäste, allein das machte ihm keine Sorgen. Nannte man dieses Verhalten töricht, so erwiderte er: «Meint ihr, dass ein solcher Gewinn von Gott gesegnet sein könne, der aus anderer Schaden erwachset? Sehet ihr nicht täglich, wie die Kinder der reichsten Väter bei den schönsten Meierhöfen zu Grunde gehen, weil sie sich dem Saufen und Müssiggang ergeben?» Bei dem Wein, setzte er oft auseinander, werde die kostbare Zeit vergeudet, das Geld, welches zur Verbesserung der Wirtschaft angewendet werden sollte, nutzlos verschwendet, und obendrein schwäche das übermässige Trinken auch die Leibes- und Geisteskräfte in einer Weise, dass sie zur Arbeit und Pflichterfüllung untüchtig würden. [3])

[1]) Auserles. Schriften I, 135, 136.
[2]) Daselbst. Schriften I, 119, 120.
[3]) Daselbst. Schriften I, 71.

[1]) Auserles. I, 111, 112, 113.
[2]) Daselbst. Schriften I, 117, 118, 192, 193.
[3]) Daselbst. Schriften I, 105, 106, 108.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kriegsjahr mit der schwer lastenden wirtschaftlichen Depression drückt sich in obigen Zahlen schon recht deutlich aus. Das Jahr 1913 brachte bereits einmal die absolut höchste Zahl von Löschungen; gegenüber dem schon schlimmen Vorjahr, zeigt 1914 noch eine Zunahme von 58,5% oder gegenüber 1912 eine solche von nahezu 100%. Abgesehen von den «diversen Genossenschaften» mit 40 Streichungen sind es dieses Jahr die Konsumvereine, die, im Gegensatz zu den früheren Jahren, mit am schwersten heimgesucht worden sind. Bei näherer Betrachtung zeigt es sich jedoch, dass der Verlust der **22** Konsumgenossenschaften für die Gesamtbewegung nicht sehr schwer wiegt. Der V. S. K. z. B., als massgebender Repräsentant der schweizerischen konsumgenossenschaftlichen Organisationen verlor effektiv nur einen Verein (1 Konkurs [ohne Einfluss durch den Krieg], 2 Fusionen, 1 Betriebsumwandlung und 1 Filialeinrichtung an Stelle des liquidierten Vereins). Dagegen forderte der Krieg die schwersten Opfer unter den wirtschaftlich durchaus unbedeutenden separatistischen italienischen Konsumvereinen; diese verloren nicht nur ihre «Grosseinkaufsgesellschaft», sondern dazu noch 11 Konsumvereine, was etwa 50% des nunmehr zusammengebrochenen Verbandes italienischer Konsumvereine ausmacht. Die übrigen gelöschten Genossenschaften verteilen sich wie folgt: Andere Konsumentengenossenschaften 6, Landw. Genossenschaften 26; Versicherungsgenossenschaften 4 und gewerbliche Genossenschaften 5.

Die ganze erdrückende Wucht des Weltkrieges konnte sich im Jahre 1914 dem Wirtschaftsleben noch nicht mitteilen. Die schwersten Schläge sind erst noch zu erwarten; auch die schweizerische Genossenschaftsbewegung wird ihnen nicht entgehen. Dennoch dürfen wir voller Zuversicht in die Zukunft blicken, denn der genossenschaftliche Gedanke wurzelt tief im Bewusstsein unseres Volkes, und Zeiten der schwersten Not waren je und je die kräftigsten Förderer zur Erkenntnis des Wertes der Bewegung, insbesondere der Konsumgenossenschaften. Ihre Führer sowohl, als auch die grosse Masse der organisierten Konsumenten treffen sich auch im gemeinsamen Streben und Arbeiten, alle Kräfte einzusetzen, um die kostbare Organisation über die schwierige Zeitepoche hindurch nicht nur zu erhalten, sondern im Hinblick der grossen Aufgaben, die ihrer Lösung harren, zu kräftigen und zu stärken.

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.

(Fortsetzung.)

Für Kleinjoggs Ideal, Arbeit und Genuss, Erzeugung und Verbrauch in Uebereinstimmung zu bringen, ist überhaupt nichts charakteristischer, als die Reihe der Maximen, die er sich in Sachen des persönlichen und häuslichen Aufwandes zur Richtschnur genommen hatte. Bemerkenswert sind vor allem seine Ernährungsgrundsätze. Auch hier kommt zunächst das Grundprinzip zur Geltung: Schädliches und Unnützes zu vermeiden, den Aufwand in den Grenzen des Einfachsten zu halten und keine Bedürfnisse zu wecken, die Verweichlichung, Arbeitsscheu und Unzufriedenheit erzeugen könnten. Die Ernährung soll als einfache Sättigung der Gesundheit dienen, die Arbeitskraft fördern und erhalten, weil davon nicht nur die Zufriedenheit des Menschen, sondern auch die Besitzbildung abhängt. So sorgt Kleinjogg dafür, dass seine Kinder bei guter Gesundheit aufwachsen und an Leibeskräften zunehmen. Nach Massgabe dieser Zunahme wertet er die Vermehrung der arbeitenden Hände und erwartet davon auch die Vermehrung des Besitzes. Umgekehrt sieht er in der Frucht der Arbeit vor allem wiederum das Mittel, den Leib zu ernähren, dessen Gesundheit und Kraft zu erhalten und zu vermehren. «Jede andere Anwendung der Früchte vom Felde, von den Reben, von der Viehzucht, zur Ueppigkeit und Wollust verabscheut er und entdeckt in solcher die Quelle der Armut, des Betruges und aller Laster.» [1]) Seine Kinder gewöhnte er von früh auf an die einfachsten und nahrhaftesten Speisen, ohne jemals durch Gewährung von Leckereien ihre Begierden zu reizen. Hatten die Kinder ihren Hunger gestillt, so waren sie zufrieden. Ohne wählerisch zu sein, assen sie, was ihnen vorgesetzt wurde, und das Einfachste schmeckte ihnen am besten. [2]) Die Nährkraft der Speisen beurteilte Kleinjogg nach dem Masse, in dem sie bei der Arbeit vorhielten. Er hatte gefunden, dass er bei weichlicher Ernährung weit eher ermattete, als bei schwerer Kost, woraus er schloss, dass die schwer verdaulichen Speisen die nahrhaftesten seien. Daher zog er auch das Roggenbrot dem Weizen- oder Kernenbrot vor. Wie die andern Bauern mästete und schlachtete er Schweine für den Verbrauch im Hause, nichtsdestoweniger spielte das Fleisch keine grosse Rolle in der Tischordnung seiner Haushaltung. Gewöhnlich wurde ein Stück klein zerschnitten und in das Gemüse verkocht, um dieses nahrhafter zu machen. [3]) Nicht selten waren aber auch völlig fleischlose Gerichte. Bei einem gelegentlichen Besuche fand Hirzel die Familie über zwei Schüsseln Gerstenbrei, zwei Schüsseln gekochten gedörrten Birnen, Brot und einem kupfernen Gefäss voll frischen Wassers. Das war die ganze Mittagsmahlzeit. [4]) Von der Bedeutung, die Kleinjogg der Kartoffel zumass, war bereits die Rede. Er schätzte sie als vorzügliches Streckungsmittel, um den Mehlkonsum einzuschränken und den Vorrat zu schonen, welcher das nötige Geld zur Bestreitung der Verbesserungsunkosten bringen musste. [5]) Bei alldem war Kleinjogg weit davon entfernt, kleinliche Knauserei zum Prinzip seiner Tisch-Praxis zu erheben. Er pflegte zwar die Mahlzeit je nach der Beschaffenheit der Arbeit, die gerade zu leisten war, einzurichten, [6]) aber soweit es sich um Sättigung handelte, wurde nichts gespart. Ein jeder konnte soviel zu sich nehmen, als sein Hunger verlangte. «Dem Arbeiter, pflegte Kleinjogg zu sagen, muss man die Speisen nicht vorwiegen.» [7]) Für alle war bei ihm der Tisch gleich gedeckt, keiner brauchte zu besorgen, dass nichts für ihn übrig bleibe oder Bevorzugte ihm die besten und grössten Bissen vorweg nähmen. So wenig als bei der Arbeit, gab

[1]) Auserlesene Schriften I., 90, 192.
[2]) Daselbst I., 120.
[3]) Daselbst I., 114, 115.
[4]) Daselbst II., 237.
[5]) Daselbst I., 71, 73.
[6]) Daselbst I., 114.
[7]) Daselbst I., 284.

es hier bei Tisch einen Unterschied zwischen Herr und Knecht, zwischen Eigen und Gesinde, und diese Gleichheit zog auch eine vollkommene Freimütigkeit im Gespräche nach sich, wie sie anderseits ein absolutes Vertrauen in die Ehrlichkeit der Hausgenossen schuf, so dass keine Tür und kein Schrank verschlossen zu werden brauchte.[1])

Da Kleinjogg die Ernährungsweise, wie soeben angedeutet wurde, in den engsten Zusammenhang mit dem Mass der Arbeitsleistung brachte, so musste ihm natürlich die allgemein übliche Gepflogenheit, an Feiertagen besser zu leben, sozusagen eine Extrawurst zu braten, als eine widersinnige Sitte erscheinen. Entschieden und beharrlich wandte er sich gegen diesen Brauch, «an den Ruhetagen dem Leib mehr Nahrung zu geben, als an den Werktagen, da die Kräfte durch harte Arbeit verzehrt werden und diesem nach eine mehrere Nahrung nötig sei.» Ganz folgerichtig schlug er den umgekehrten Weg ein und verstärkte die Mahlzeit nach dem Gradmesser der Kraftanstrengung. Auch bei besonderen Gelegenheiten, wie bei Erntefesten, Kirmessen, Kindtaufen usw. machte er von dieser Regel keine Ausnahme.[2]) Aehnlich wie mit den Speisen hielt es Kleinjogg mit den Getränken. Es wurde kein Wein auf den Tisch gebracht, wohl aber davon bei der Arbeit auf dem Felde behufs Erfrischung der Kräfte zu gleichen mässigen Portionen ausgeteilt, übrigens eine Art der Erquickung, wie sie schon Homer schilderte. Kleinjogg selbst soll dem edlen Traubensafte nicht eben ungerne zugesprochen haben, aber es war nicht wahr, was böse Zungen ihm nachsagten, nämlich, dass er Wasser predige und Wein trinke. Auf den Ruf völliger Abstinenz machte er in dieser Beziehung keinen Anspruch, denn er hielt dafür, dass der Wein, mässig genossen, geeignet sei, die Kräfte bei schweren Arbeiten «am besten zu unterstützen.» Während er selbst bei Tisch, gleich den andern, für gewöhnlich keinen Wein trank, tat er es, wie die andern, auf dem Felde, um «den Leib zu erquicken, wenn er anfing, matt zu werden.»[1]) So wenigstens hielt er es in seinen besten Jahren. Später soll der Wein die Festigkeit seiner Seele nicht selten übermannt haben und Hirzel weiss zu berichten, wie er ihm einst über einer sokratischen Unterredung das Geständnis abgelockt habe, «dass er zuweilen sich den Wein allzusehr schmecken lasse». Er habe damit einer gewöhnlichen Altersschwäche seinen Tribut gezollt, den Widerspruch mit seinen Grundsätzen aber schmerzlich empfunden und nach der ersten Erinnerung sich Mühe gegeben, dieser Leidenschaft auszuweichen.[2])

Radikal feindselig dagegen verhielt sich Kleinjogg gegen alles, was nach üppigem Wohlleben, nach luxuriösem Aufwand, Pracht und Hoffart aussah. In Ausschreitungen dieser Art erkannte er die eigentlich zerstörenden Gewalten der Wirtschaft, die Erzfeinde der Haushaltung. Nichts, erklärte er, sei dem Bauern schädlicher, als Hoffart und Pracht, denn sie verführten ihn zu ebenso kostspieligem als unnützem Aufwand, lenkten seine Gedanken von der Arbeit ab und brächten ihn überhaupt aus dem Gleichgewicht einer gesammelten aufmerksamen Haltung. Er hatte die Gewohnheit, in alten zerrissenen Kleidern zu arbeiten, und als ihn Hirzel einst in einem solchen Aufzug fand, bemerkte er mit heiterem Ernste: «Ihr sehet mich, lieber Doctor, in den schlechtesten Kleidern, aber so muss es sein, wenn man mit aller Aufmerksamkeit dergleichen Arbeiten verrichten will. Bessere Kleider würden einen Teil derselbigen auf sich ziehen, um ihrer zu schonen, aber so würde meine Arbeit desto schlechter werden.»[3]) Die Sucht der meisten Menschen, in schönen Kleidern, Pracht und Wohlleben das Glück zu suchen, forderte seinen Spott heraus. Keine Leidenschaft dünkte ihn törichter, lächerlicher und zugleich verderblicher als diese. Darum sah er besonders darauf, dass seine Hausgenossen in reinlichen und soliden Kleidern, aber nicht in hoffärtigem Aufputze einhergingen. Für sich

[1]) Auserlesene Schriften II., 237, I., 121, 200, 306.
[2]) Daselbst I., 113, 114, 299.
[1]) Daselbst I., 114; II., 239.
[2]) Daselbst II., 200, 203, 204.
[3]) Daselbst II., 205, 206.

Feuilleton

Genossenschaftliche Zukunftsmusik.

Von Leopold Katscher.

(Nachdruck nur mit Genehmigung des Verfassers gestattet.)

(Fortsetzung.)

Im ersten Jahre wurde jedem Arbeitenden der Reinertrag einer Arbeitsstunde mit 1 Shilling angerechnet; für das zweite Jahr wurde ein Vorschuss von 1½ Shilling pro Stunde bezahlt. Später betrug der Vorschuss 90 % des voraussichtlichen Stundenertrages. Am Schlusse des ersten Jahres hatte Freiland bereits 95,000 Einwohner, darunter 27,000 arbeitsfähige Männer, die in 218 «Assoziationen» 87 Gewerbe betrieben und deren Durchschnittseinkommen sich auf 180 Pfund Sterling belief. Das Durchschnittsergebnis einer Arbeitsstunde war im zweiten Jahre, nach Abzug der Steuern, 2½ Shilling. Schon in diesem Jahre wurden mehrere grosse Eingeborenenstämme im Ackerbau und in anderen Kulturbehelfen unterwiesen. Gleichzeitig mussten infolge starker Einwanderung viele neue Wagen gebaut, mehrere neue Dampfer gekauft und eine Eisenbahn nach Mombas begonnen werden. Bald folgten Telegraphenlinien etc. und die Zivilisierung der Eingeborenen nahm sehr rasch zu, weil sie sich immer mehr nützliche Fertigkeiten und das Leben veredelnde Künste aneigneten. Mitunter stiess man auf feindselige Völkerschaften, besiegte sie leicht und machte sie durch gute Behandlung zu Freunden. Nur die Ueberwindung der aggressiven Stämme von Uganda kostete grosse Mühe, aber sie gelang und war von den besten Folgen begleitet sowohl für die Ausdehnung Freilands als auch für den Frieden und die Ruhe Zentral-Afrikas, das von den wilden Ugandavölkern sehr viel zu leiden gehabt hatte.

Am Schlusse des vierten Jahres zählte Freiland 780,000 Menschen; davon lebten 270,000 in der Hauptstadt Edenthal, 140,000 in der Danastadt. Zahlreiche elektrische Lokalbahnen wurden gebaut, die Wagenpferde durch mechanische Spiralfederkraft ersetzt, mehrere Wasserleitungen und ein grossartiges Kanalnetz angelegt, ein umfassendes System der Fortschaffung und Verwertung der Fäkalstoffe eingeführt, bedeutende und neuartige Vorkehrungen für das Unterrichtswesen getroffen. Bald stieg der Durchschnittsertrag der Arbeitsstunde auf 6 Shilling und der allgemeine Aufschwung nahm einen so grossen Umfang an, dass die Gesamtvertretung Freilands am Ende des fünften Jahres beschliessen konnte, die bis dahin von den meisten Mitgliedern bei ihrem Eintritt in die Internationale Freie Gesellschaft geleisteten Beiträge, auf deren Rückzahlung natürlich niemand Anspuch hatte, zurückzuzahlen und in Zukunft von neuen Mitgliedern überhaupt keine solchen Beiträge anzunehmen. Im 25. Jahre erreichte die Einwanderung die Höhe von 1,152,000 Personen, die von den 54 riesigen Ozeandampfern der Gesellschaft vermittelt wurde. Die Bevölkerungsziffer betrug 20 Millionen, das Eisenbahnnetz umfasste 575,000 Kilometer. Der Reichtum, die materielle und die geistige Kultur hatten stetig und gewaltig zugenommen. Wo es auf Erden Not und Elend gab — also überall — sprang freiländisches Geld helfend ein; auch für die Bekanntmachung und Verbreitung der Lehre von der wirtschaftlichen Gerechtigkeit wurde im Auslande geopfert. Infolge dessen zogen immer mehr Menschen nach Zentral-Afrika.

Wie Freiland hierdurch mit einigen europäischen und asiatischen Regierungen in Zwiespalt geriet; wie es sich veranlasst sah, mehrere andere auswärtige Regierungen von ihren grossen Sorgen ob des agressiven Vorgehens Abessiniens zu befreien; wie es ganz allein mit dem mächtigen Negus, vor dem

selbst wählte er die dauerhaftesten und billigsten Stoffe aus; auch bei ganz aussergewöhnlichen Gelegenheiten, z. B. wenn ihn fürstliche Persönlichkeiten empfingen, erschien er in der bäuerischen Kleidung von Zwilch. Und wie er besorgt war, den grössten Teil der Nahrung aus dem eigenen Boden herauszuarbeiten, so hielt er auch seine Hausgenossen an, ihre Kleider nach Möglichkeit selbst zu verfertigen. Zu diesem Zwecke hatte er einen Webkoller erbaut und seine Töchter die Weberei erlernen lassen. [1])

Der Eifer Kleinjoggs gegen hoffärtiges Wesen greift in Dinge ein, die scheinbar ganz harmloser Natur sind, indessen gleich ein anderes Gesicht zeigen, wenn man sie nach der Weise dieses nachdenklichen Bauers zu dem Seelenleben des Menschen in Beziehung bringt, ihren Einfluss auf das Gemüt [2]) in Rechnung zieht, oder sie von dem Gesichtspunkte andauernder ökonomischer Wirkung betrachtet. In der Regel ist es sowohl ein sittlicher als auch ein ökonomischer Zweck, den Kleinjogg in seinem Kampfe gegen die Hoffart im Auge hat, und selbst unter dem anscheinend kleinlichsten Rigorismus verbirgt sich eine psychologisch und wirtschaftlich wohlbegründete Absicht, ein moralisches Prinzip, eine ökonomische Maxime. Hier ein Beispiel, das geeignet ist, in das tiefere Wesen dieser Zusammenhänge einzuführen. Anlässlich einer Hochzeit wollten Kleinjoggs Söhne in die Stadt reiten. Darob grosses Entsetzen und entschiedenster Widerstand seitens des Vaters. Als die Jungen darauf beharrten, erklärte ihnen Kleinjogg kurzweg: «wenn ihr reitet, so werde ich in meinen schlechtesten Kleidern, mit der Mütze in der Hand neben euch herlaufen und in der Stadt vor euch Herren um ein Almosen bitten». Da die Söhne ihren Vater kannten und wussten, dass er mit seiner Drohung Ernst machen würde, so unterblieb der Ritt. [3]) Dergleichen Züge brachten Kleinjogg in den Geruch eines herben Asketen, weil die Leute oberflächlich dachten und darum weder die Zusammenhänge, noch auch die Folgen sahen, die Kleinjogg deutlich vorschwebten und seinen alles verbindenden Geist beunruhigten. Auch in dem Falle, in den die Anekdote versetzt, handelt es sich um keinen asketischen Zug, sondern zunächst um eine ökonomische Maxime, in der weiteren und tieferen Tendenz aber um sittliche Hygiene. Die Begebenheit fällt in eine Zeit, als das Haus Kleinjoggs bereits behäbigen Wohlstand atmete und bei einigen der Söhne sich Anzeichen teilweiser Abwendung von den Grundsätzen des Vaters bemerkbar machten. Diese Söhne meinten, die guten Verhältnisse der Familie erlaubten ihm schon, sich das Leben bequemer zu gestalten, und so kam es öfters zu Ausschreitungen, die Kleinjogg mit Sorge erfüllten, weil er in jeder einzelnen Abweichung von den Regeln des Hauses einen Keim der Entartung und Zerrüttung sah. «Wir haben Pferde im Stall, meinten jene Söhne, wozu sollen wir zu Fuss gehen?» Kleinjoggs Grundsatz dagegen war, dass man die Produktionsmittel schonen müsse und nicht unnötig abnützen dürfe. Mit allem Nachdruck betonte er, dass die Pferde «zur Hülfe in der Arbeit», nicht aber «zur Erleichterung des Müssiganges» bestimmt seien. [1]) In der angezogenen Anekdote liegt nun der tiefere Sinn des Widerstandes gegen das Vorgehen der Söhne nicht in der Opposition überhaupt, sondern in der Androhung einer Selbsterniedrigung, die besagen soll, dass Hoffart verweichlicht, Müssiggang erzeugt, unwirtschaftlich macht, den Wohlstand verzehrt, kurz dass Prachtliebe, eitle Grosstuerei und Bequemlichkeit in ihren sittlichen und ökonomischen Folgen an den Bettelstab führen. Es liegt eine ergreifende symbolisierende Anspielung von dramatischer Kraft in der Drohung Kleinjoggs. Stellt man sich ihre Ausführung vor, so ergiebt sich eine Szene voll tragischer Ironie, etwa ein Auftritt, wie er sich im «König Lear» abspielt, wo Edgar in

[1]) Auserlesene Schriften I., 306, 136, 134; II., 229, 289.
[2]) Daselbst I., 135.
[3]) Daselbst II., 294.

[1]) Auserlesene Schriften I., 298.

Europa zitterte, Krieg führte und ihn ebenso schnell wie vollständig besiegte; wie infolge dessen der Weltfriede gesichert war und die zivilisierte Erde sich zu den freiländischen Grundsätzen bekehrte; wie freiländische Abgesandte und freiländisches Geld zur Mitwirkung bei der Einführung von Uebergangsstadien herangezogen wurden; wie dann schliesslich in Edenthal ein von allen Ländern beschickter Weltkongress zusammentrat und die einschlägigen Fragen behufs Belehrung der Vöker erörterte; — all dies lese man in dem wundervollen Buche nach. Einen Glanzpunkt des letzteren bilden die Kongressverhandlungen; sie bieten Hertzka Gelegenheit, eine Fülle wissenschaftlicher Probleme in fesselnd schöner Sprache und mit grosser Unparteilichkeit zu erörtern, gleichzeitig aber auch zahlreiche Einwendungen gegen die Haltbarkeit und Durchführbarkeit der freiländischen Grundsätze vorzubringen, um dieselben alsbald überzeugend zu widerlegen. Ganz besonders meisterhaft sind die Debatten über den Sozialismus und über die Bevölkerungsfrage. Von höchstem praktischem Interesse hinwiederum sind die Darlegungen über Eigentum und Eigennutz, sowie die Berichte über den Uebergang Russlands und Nordamerikas von der alten Ordnung zur neuen. Im übrigen muss ich mich darauf beschränken, die für den Geist des Buches sehr bezeichnende Tagesordnung des Kongresses wiederzugeben:

1. Wie erklärt sich die Tatsache, dass es im geschichtlichen Verlaufe vor Gründung Freilands noch niemals gelungen ist, ein Gemeinwesen nach den Prinzipien der wirtschaftlichen Gerechtigkeit und Freiheit einzurichten?

2. Ist der Erfolg der freiländischen Einrichtungen nicht etwa bloss auf das ausnahmsweise und daher vielleicht vorübergehende Zusammenwirken besonders günstiger Verhältnisse zurückzuführen, oder beruhen dieselben auf überall vorhandenen, in der menschlichen Natur begründeten Voraussetzungen?

3. Sind Not und Elend nicht etwa Naturnotwendigkeiten und müsste nicht Ueberbevölkerung eintreten, wenn es vorübergehend gelänge, das Elend allgemein zu beseitigen?

4. Ist es möglich, die Grundsätze der wirtschaftlichen Gerechtigkeit überall unter Schonung der erworbenen Rechte und überkommenen Interessen zur Durchführung zu bringen? Und wenn dies möglich ist: welches sind die geeigneten Mittel?

5. Sind wirtschaftliche Gerechtigkeit und Freiheit das letzte Ziel menschlicher Entwicklung? Und welchem Schicksal geht voraussichtlich die Menschheit unter dem Walten dieses Prinzips entgegen?

Die erste und hauptsächlichste Grundlage des Hertzkaschen Genossenschaftsstaates ist die Organisation der freien Arbeit lediglich zu Gunsten der Arbeitenden selber. Hierzu gehört vor allem schrankenlose Oeffentlichkeit in Verbindung mit ebenso schrankenloser Bewegungsfreiheit. Jedermann muss jederzeit wissen, in welchen Produkten jeweilig grösserer oder geringerer Bedarf und in welchen Arbeitszweigen jeweilig höherer oder niedrigerer Ertrag vorhanden ist. Soll dies erreicht werden, so darf es kein Geschäftsgeheimnis geben. Ferner muss Jedermann das Recht haben, sich, soweit seine Fähigkeiten und Fertigkeiten reichen, den jeweilig lohnendsten Produktionszweigen zuzuwenden. Um dies zu ermöglichen, müssen sämtliche Mittel und Stätten der Arbeit Jedermann zugänglich sein. Eine möglichst rasche und übersichtliche Statistik bringt jede Bewegug der Erzeugung, des Verbrauchs und der Preise aller Güter zur öffentlichen Kenntnis. Damit jedermann in die Lage komme, diese Kenntnis praktisch zu verwerten, wird dafür gesorgt, dass jedermann jederzeit in den Besitz der erforderlichen Produktionsmittel gelangen könne. Es sind dies: Naturkräfte und Kapitalien. Denn der Mensch kann seine Arbeitskraft nur dann ergiebig nutzen, wenn er einerseits über entsprechende Werkzeuge oder Maschinen, anderseits über die von der Natur dargebotenen Stoffe und

verstelltem Wahnwitz den «armen Thoms» markiert, in der Flucht vor dem bösen Feinde, «der ihm Rattengift neben die Suppe setzte und die Hoffart eingab, auf einem braunen trabenden Ross über vier Zoll breite Stege zu reiten und seinem eigenen Schatten wie einem Verräter nachzujagen» — — — «Thoms friert. Gebt dem armen Thoms ein Almosen, den der böse Feind heimgesucht. — — — Hüte dich vor dem bösen Feind, gehorch deinen Eltern .... stelle deine Sache nicht auf eitle Pracht. Thoms friert!»[1]) So bestätigt sich auch an diesem Vergleiche wieder, wie der Genius mit der Natur in ewigem Bunde wirkt und selbst zwischen der höchsten dichterischen Gestaltungskraft und den genialen Einfällen einer grossangelegten Bauernseele mitunter nur ein gradueller Abstand besteht. Hier wie dort dichtet und weissagt eben gleichsam instinktmässig die unmittelbarste Empfindung, und auch wo die Weisheit sich in das Gewand der Tollheit hüllt, hat sie noch ihre Methode.

Kleinjoggs Methode ist, wie gesagt, den Zusammenhängen der Dinge nachzugehen, die organischen Verbindungen und deren Wachstumstendenzen im Guten wie im Bösen zu beobachten und in plastischer Deutlichkeit herauszustellen. Er sieht überall auf den Samen und die Anfänge, besonders aber auf das Unkraut, das in die gute Saat hineinwuchert. Die Hoffart erscheint ihm nicht nur als ein leichtsinniger Verzehrer und Verschwender, der das Geld zum Hause hinausträgt, sondern auch als ein Krebsschaden, der jede Erzeugungskraft anfrisst und zernagt. Wie er die Ergebnisse der modernen physiologischen Forschung vorweggenommen und eingesehen hat, dass durch anhaltende Uebung in fleissiger Arbeit der Wille zur Arbeit gestärkt, die Kraft vermehrt und so die Arbeit selbst derart erleichtert wird, dass sie schliesslich eine wahre Arbeitsfreude auslöst, so hat er auch die erschlaffenden und zerstörenden Einflüsse erkannt, die Luxus und Wohlleben auf Körper, Geist und Seele ausüben. Ebenso hatte er in dem Hang nach Wohlleben und Pracht die in ihm waltende unersättliche Gier entdeckt, in deren Unrast «kein Gemüt ruhig und heiter bleiben kann.» [1]) Anderseits sah er wiederum und hatte es ja auch an einigen seiner Söhne erlebt, wie schon die leiseste Neigung nach dieser schiefen Ebene hin der Hang erzeugt, «die Frucht der Arbeit in träger Ruhe zu geniessen.» Darum liess er es unter keinen Umständen gelten, dass erworbenes Vermögen dazu berechtige, «sich mehrerer Ruhe zu pflegen und sich in Zucht und Ehrbarkeit zu vergnügen.» Schon des ansteckenden Beispiels wegen verwarf er diese Art züchtiger und geruhsamer Ehrbarkeit. «Wenn du dieses glaubst, entgegnete er gelegentlich, so verwundere dich nicht, wenn dein Knecht in deiner Abwesenheit müssig geht, denn es ist natürlich, dass jeder sucht, so glücklich zu sein als möglich ist», [2]) womit er übrigens nicht sagen wollte, dass er solchen Zustand selbst als «Glück» empfand, wissen wir ja doch, dass sich sein eigener Glücksbegriff in der ganz entgegengesetzten Richtung bewegt. Weder als Arbeitender noch als Geniessender gehört der Mensch nach Kleinjoggs Auffassung sich selbst, sondern in dieser wie in jener Beziehung ist er ein gesellschaftliches Organ, Glied eines Gemeinwesens und als solches den Gesetzen unterworfen, nach denen sich das Leben und die Wohlfahrt des Ganzen ordnet. Kleinjoggs Gemeinwesen ist nun sein Haus und die Gesamtheit alles

[1]) Shakespear, König Lear, 3. Aufzug, 4. Szene. Ganz im Sinne Kleinjoggs paraphrasiert auch Flavius im «Timon von Athen» die Folgen der Sucht nach Pracht und Aufwand:

O furchtbar Elend, das aus Pracht bereitet!
O wer will wohl nach Glanz und Reichtum ringen,
Wenn sie uns hin zu Schmach und Armut zwingen?
Wer möchte da von Pracht sich narren lassen?
(4. Aufzug, 2. Szene.)

[1]) Auserlesene Schriften II., 297, 298. Kleinjogg hatte ganz deutliche Begriffe von dem, was man heute in der physiologischen, medizinischen und pädagogischen Wissenschaft unter Steigerung der Kraft durch rationelle Uebung der Organe, unter Arbeitshygiene und Willensschulung versteht. Hirzel berichtet unter vielem anderm dazu, dass Kleinjogg den Müssiggang hasste, «weil er Trägheit und Schwäche der Glieder erzeugt, wie anhaltende Arbeit Gesundheit und Stärke gibt». (II., 22.)

[2]) Daselbst I., 103.

Kräfte verfügt. Demgemäss leiht das freiländische Gemeinwesen jedem seiner Mitglieder auf Wunsch Kapitalien zinslos, aber gegen Rückzahlung — aus den Erzeugungserträgen — innerhalb angemessener Fristen. Während nun jedes Kapital erzeugt worden ist, hat den Boden, der die Naturstoffe und -Kräfte darstellt, niemand erzeugt; es besitzt also ursprünglich niemand einen Eigentumsanspruch auf ihn und jedermann darf ihn benutzen. In Freiland bleibt der herrenlose Boden dauernd herrenlos. Im Grunde genommen sind aber auch die Kapitalien daselbst herrenlos, denn sie werden aus den Steuergeldern entnommen; sie gehören allen und keinem, da die Gemeinschaft der Produzenten sie hergibt, um sie zurückzuempfangen, zu benutzen und wieder zu erstatten. Die eingehenden Ausführungen Hertzka's über Boden und Kapital sind ebenso geistreich wie lichtvoll, und ich bedaure sehr lebhaft, dass der Raum mir nicht gestattet, längere Auszüge daraus zu machen. Wer in Freiland Boden bebauen will, darf dies tun, wo es ihm beliebt und kann seinen Anteil am Ertrag einheimsen. Damit hört jede Grundrente auf, denn diese ist nichts anderes als der Herrenzins für die Benutzung des Bodens. Freiland bedarf nicht, wie die «ausbeuterische» Welt, der Herren, die den Boden erst «besitzen» müssen, damit er bebaut werden könne. Das Zaubermittel, welches dort die Bebauung des gänzlich freien Bodens ermöglicht, ohne dass man sich darob in die Haare geriet, ist dasselbe, welches die Gütererzeugung ohne Lohnarbeiter ermöglicht: *die freie genossenschaftliche «Association»*, die ja auch, abgesehen vom Lohn, den Unternehmergewinn aus der Welt schafft.

Ebenso überflüssig wie der Lohn, der Unternehmergewinn und die Bodenrente ist in Freiland der Kapitalzins. Es ist niemandem verboten, sein Geld auf Zins zu leihen (und nach aussen hin, d. h. in ausländischen Werten, wird viel freiländisches Kapital zinstragend angelegt) aber niemand würde einen Abnehmer dafür finden, da, wie gesagt, jedermann zu Arbeitszwecken Kapital zur Genüge haben kann.

Dieses genossenschaftliche Zusammentun ohne jeglichen Rest des alten Herrschaftsverhältnisses irgend eines Arbeitgebers ist das Grundproblem der sozialen Befreiung. Hertzka behauptet mit Recht, dass eine solche Selbstorganisierung keineswegs so schwierig sei, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Er gibt zu, dass anfänglich grosse Fehlgriffe möglich sind, aber ohne Irrtümer geht es ja nirgends in der Welt ab, und dann würde der «gesunde Eigennutz» im Verein mit der unbegrenzten Oeffentlichkeit aller Produktionsvorgänge für baldiges Gutmachen der begangenen Irrtümer sorgen.

(Schluss folgt.)

Wahrspruch.

Warte den Ausgang ab. In allen Kämpfen, wenn du den Ausgang abwartest, hat jeder Kämpfer soviel errungen, als ihm seinem Rechte nach zukam. Sein Recht und seine Macht sind am Ende ein und dasselbe. Er hat mit all seiner Macht gekämpft und in genauem Verhältnis zu all seinem Rechte sich behauptet. Sogar sein Tod ist kein Sieg über ihn. Er stirbt allerdings, aber sein Werk lebt und lebt in der Tat und Wahrheit.

Thomas Carlyle.

Ist nicht die ungelähmte, rechte Hand mit ihrem Fleiss und ihrer Geschicklichkeit bestimmt, das «Szepter unseres Planeten» zu heissen? Wer arbeiten kann, ist ein geborener König, steht in Gemeinschaft mit der Natur, ist ein Herr der Dinge und in seinem Bereich ein Priester und König der Natur. Wer nicht arbeiten kann, masst sich die Königswürde nur an, in welchem Staatsgeschirr er auch auftreten mag; er ist ein geborener Sklave aller Dinge. Der Mensch ehre sein Handwerk!

Thomas Carlyle.

dessen, was in dasselbe eingegangen und aus ihm hervorgegangen ist oder noch hervorgehen wird, es ist sein sich erweiterndes Haus, die organisch erwachsende grössere Familiengemeinschaft, die Gesellschaft der geborenen und noch ungeborenen Hausgenossen. Dieses grössere Haus, dessen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sein Geist umspannt, will er zweckmässig regieren und wahrhaft glücklich machen, und dieser Wille ist es, der sein Führungs- und Gemeinschaftsideal gestaltete. Diesem wollen wir nun näher treten.

(Fortsetzung folgt.)

Volkswirtschaft

Hebung des inländischen Getreidebaues. Das schweizerische Volkswirtschaftsdepartement hat eine aus 26 Mitgliedern bestehende Expertenkommission eingesetzt, die sich über die Massregeln aussprechen soll, die zur Hebung des inländischen Getreidebaues getroffen werden sollen, und zwar sowohl für den Fall eines Importmonopols, wie auch für den Fall, dass von einem solchen abgesehen würde.

* * *

Milch- und Käsepreise. Zur Besprechung der Verhältnisse des Milchmarktes und insbesondere der Vertragsabschlüsse für den nächsten Winter traten auf Veranlassung des schweizerischen Volkswirtschaftsdepartements am Nachmittag des 15. Juli unter dem Vorsitz des Herrn Bundesrat Schulthess im Bundeshause die Vertreter der Milchproduzenten-Verbände und der Milchkäufer (Milchhändler-Verbände, Milchsiedereien, Konsumvereine etc.) zusammen.

Im Anschluss an diese Versammlung gibt das schweiz. Volkswirtschafts-Departement in einem Kreisschreiben bekannt, dass die Genossenschaft schweiz. Käseexportfirmen (G. S. K.) für Sommer-Käse im Einverständnis mit den beteiligten Kreisen folg. Preise bezahlt: Für Emmenthaler, Greyerzer und Sbrinz (Spalen), Prima Fette 212 bis 217 Fr., Sekunda Fette 200 bis 205 Fr. zu 100 kg mit 6% Eingewicht. Bei einem Käsepreis von 216 Fr. für Primaware ergibt sich, wie zu erwarten ist, ein Milchpreis von 18 Cts. per Kilogramm, wobei die Schoten auf den Lieferanten fallen. Es ist nicht daran zu denken, dass die Preise für Winterkäse 1915/16 sich höher stellen werden.

Die erwähnte Konferenz hat die Frage eingehend geprüft, ob Höchstpreise für die Milch festzusetzen seien. Sie hat sich aber von den grossen Schwierigkeiten überzeugen müssen, die einem solchen Versuch entgegenstehen, wobei namentlich die Erwägung sich geltend machte, dass mit der Preisbestimmung die Abgabe der Milch durch die Produzenten nicht gesichert ist. Auf alle Fälle wären einheitliche Festsetzungen für das Gebiet der ganzen Schweiz sehr schwierig.

Das Volkswirtschaftsdepartement hegt den Wunsch, die Milchversorgung des Landes auf dem Wege der Verständigung zu lösen unter Ausschaltung jeder Zwangsmassregel. Es ist auch der Meinung, dass es möglich sein dürfte, die Milchversorgung in den Städten zu einem Abgabepreis von 25 Rappen pro Liter durchzuführen, und nur in Ausnahmefällen, wo besondere Verhältnisse zutreffen, namentlich die Verteilungskosten sehr hoch sind, erscheint ein Preis von 26 Rappen als zulässig.

Aus der Praxis

Die Kontrolle der Rechnungsauszüge des V. S. K. Seit der Einführung der Bankabteilung und der damit bedingten Veränderung in der Buchführung des V. S. K. haben sich auch für die Grosszahl der Vereine die Monats- und Halbjahresrechnungen des V. S. K. wesentlich anders wie früher gestaltet. Ich hatte in letzter Zeit Gelegenheit in verschiedenen Fällen zu konstatieren, dass den Rechnungsauszügen des V. S. K. nicht diejenige Sorgfalt punkto Kontrolle zuteil wurde, die im Interesse der Ordnung etc. eben notwendig ist. Sei es nun, dass die betreffenden Funktionäre, die die Vereinsbuchhaltungen führen, entweder die Auszüge nicht verstanden haben, oder zu nachlässig waren, oder aber auch mit Absicht sie nicht verstehen wollten.

Aus diesem Grunde schadet es nichts, wenn einmal an dieser Stelle auf die Wichtigkeit und die Art der Durchführung dieser Kontrolle hingewiesen wird.

Anstatt nun diese Auszüge mit dem Konto des V. S. K. im Journal, Hauptbuch oder Kontokorrent, d. h. dem Buchkonto zu vergleichen, werden dieselben oft an Hand der Fakturen und sonstigen Belege punktiert oder aber, wie bereits erwähnt, nicht einmal nachgesehen und beiseite gelegt.

Die Kontrolle soll aber wie folgt erfolgen: Bekanntlich sind im Soll der Kontokorrentpause V. S. K. alle Fakturen enthalten mit Ausnahme der Rechnungen für das Abonnement des «Gen.-Volksblattes», «Schweiz. Konsum-Verein», Versicherungsprämien und Inserate. Bei den Vereinen verteilen sich die V. S. K.-Fakturen gewöhnlich in Waren-, Unkosten-, Mobilienfakturen, eventuell noch in Fakturen für verschiedene Geschäftszweige wie Bäkkerei, Schuhwaren etc. Diese verschiedenen Konten werden also für die betreffenden V. S. K.-Fakturen belastet und der Buchkonto V. S. K. dafür erkannt. Es handelt sich nun darum, jeden Monat festzustellen, ob diese Fakturabuchungen im V. S. K.-Konto Haben im Total übereinstimmen mit dem Total der Kontokorrentpause V. S. K. Soll. Bekanntlich stehen beim V. S. K. und übrigens bei jedem Bank- oder Lieferantenauszug die Schulden der Vereine (Fakturen etc.) im Soll, die Guthaben der Vereine (Zahlungen etc.) hingegen im Haben. Erst wenn dieser Vergleich nicht stimmt, so ist die Punktierung mit den Fakturen V. S. K. und die Kontrolle der Additionen notwendig. Würde in der Buchhaltung des V. S. K. ein Fehler gemacht, sei es, dass eine Faktura in unrichtigem Betrag zu viel oder zu wenig, vielleicht auch gar nicht in der Pause aufgeführt worden ist, so ist ordnungshalber an die Zentralstelle sofort Mitteilung zu machen. Alle Fakturendifferenzen müssen aber unfehlbar genau verfolgt, eventuell gebucht, jedenfalls aber vermerkt werden auf der Pause, damit beim nächsten Monatsauszug man weiss, warum eventuell die Zahlen differieren. Umgekehrt addiert man jeden Monat im V. S. K.-Konto Soll die belasteten Gutschriften und vergleicht die Totalsumme mit derjenigen auf der

nossenschaften besteht ein ganz fundamentaler Unterschied. So behauptet die Eingabe weiter. Ganz einverstanden. Wie schon wiederholt ausgeführt, ist die Rückerstattung ein Teil der Ersparnisse, die durch die genossenschaftliche Bedarfsversorgung erzielt werden. Die Prozente der Rabattvereine aber sind ein schlecht nachgemachtes Surrogat für die Rückerstattung, mit dem man das Publikum glauben machen will, es sei das ein und dasselbe, man brauche nicht erst einem Konsumverein beizutreten, Eintritt und Genossenschaftsanteil zu bezahlen, sondern beim Warenbezug in den Rabattgeschäften falle die Frucht, eben die «Prozente», ohne irgendwelches Zutun von selbst in den Schoss. Diese Prozente sind ein Lockmittel, das die Wirkung der Rückvergütungen aufheben soll, im Effekt aber eine Verteuerung der Waren bedeutet. Vom steuerpolitischen Standpunkt aus sind jedenfalls diese Reklamerabatte weit eher als Steuerobjekte zu betrachten als die Rückerstattungen der Konsumvereine. (Schluss folgt.)

Die Genossenschaft ist ein Friedensreich im Kleinen.

Professor Leonhard Ragaz hat seinen Züricher Vortrag «Ueber den Sinn des Krieges» dem Drucke übergeben. Wir möchten dem Schriftchen weiteste Verbreitung wünschen, denn was der gelehrte Verfasser darin ausspricht, ist das, was so Viele empfinden ohne dafür den richtigen Ausdruck zu finden.

Nicht ein bestimmtes Volk, auch nicht die Fürsten, Diplomaten und Grosskapitalisten können ausschliesslich für den Ausbruch des Weltbrandes verantwortlich gemacht werden. Ragaz schürft tiefer. Wir alle sind verantwortlich, Kriegführende wie Neutrale; die ganze Menschlichkeit hat eine schwere Niederlage erlitten. Die Weltkatastrophe ist eine Folge unserer gesamten zerrissenen Kultur ohne Einheit und geistige Orientierung.

Eine neue Welt muss kommen — ruft Ragaz aus. Der Weg zur Rettung aus dem unsagbar grossen Elend, in das die Menschheit versunken ist, liegt in einer neuen, wahrhaft geistigen Orientierung unseres ganzen Lebens. «Diese Kultur des Egoismus, des Mammonismus und der Gewalt muss verschwinden, um einer besseren Lebensordnung Platz zu machen.»

«Die neue Ordnung muss nach und nach und auf organische Weise werden. Sie muss aufgebaut werden vor allem durch die Entwicklung der nationalen Staaten selbst. Diese müssen sich demokratisieren. . . . . Das Raubtierverhältnis, das Misstrauen muss aus den internationalen Beziehungen weg. An Stelle der Machtpolitik muss eine Politik des Dienens, an Stelle der Raubtierpolitik die Menschenpolitik treten. . . . . So muss die einzelne Nation, der einzelne Staat sich von innen her der Völkergemeinschaft erschliessen. Dazu müssen aber Bewegungen kommen, die, vom nationalen Boden ausgehend, doch ihrer Natur nach darüber hinausgehen. Hier nenne ich vor allem die **Genossenschaftsbewegung.** Die Genossenschaft ist ihrer Idee nach ein Friedensreich im Kleinen. Sie will ihre Mitglieder zu einer Gemeinschaft zusammenschliessen, wo an Stelle der gegenseitigen Ausbeutung die Arbeit für einander getreten ist. Je mehr diese Bewegung sich ausbreitet, desto mehr entzieht sie dem Völkerstreit seinen wichtigsten Nährstoff, den wirtschaftlichen. Die Genossenschaft ist aber die ideale Form des wirtschaftlichen Sozialismus, auf den wir hiermit wieder stossen. Und nun müssen wir erklären, dass eine notwendige Voraussetzung jenes Sozialismus, der zur leitenden sittlichen Idee der Völkergemeinschaft werden soll, der Sozialismus des wirtschaftlichen Lebens überhaupt bildet. . . . Ich verstehe hier unter Sozialismus einfach das Prinzip, dass das wirtschaftliche Leben irgendwie unter die Regelung durch die Gemeinschaft treten und so aus einem Kampf Aller gegen Alle zu einem Ausdruck der sittlichen Idee der Gemeinschaft werden soll. Ich denke, dass gerade die Katastrophe den Triumph dieses Sozialismus verkündet, wie sie den Zusammenbruch des Kapitalismus bedeutet. Denn zeigt es sich nicht in allen Völkern, dass die Regelung des wirtschaftlichen Lebens durch die Gemeinschaft eine notwendige Sache ist? — So wird eine Wurzel des Streites im Menschenwesen abgegraben: der wirtschaftliche Gegensatz, der zugleich Ursache und Wirkung des Egoismus ist. Und so muss überall aus dem nationalen Boden Leben erwachsen, das menschenverbindend, also international wirkt.»

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.

(Fortsetzung.)

Kleinjoggs Ideal einer fortdauernden Familiengenossenschaft, die eine Lebensgemeinschaft im vollen Sinne des Wortes darstellen sollte, ist nicht ohne typisches Vorbild, wovon er selbst aber keine Ahnung hatte. Er pflegte, wie Hirzel hervorhebt, den Begriff seines Ideals gelegentlich «schön zu entwickeln»[1]), da es aber nicht zur volleren Entfaltung kam, sondern in einer embryonalen Verwirklichungsphase mit dem Tode des «philosophischen Bauers» ohne fortzeugende Kraft unterging, so sind wir darauf angewiesen, die charakteristischen Züge dieses Gemeinschaftsbildes aus den verschiedenen gebrochenen Mitteilungen zusammenzusetzen, die wir Hirzel verdanken. Das analytische Verfahren, welches die Komposition der einzelnen Mosaikstücke bedingt, wird nun erheblich erleichtert und die Anschauung des Ideals lebendiger, wenn wir bei unserer Untersuchung von dem einheitlichen Grund des typischen Vorbildes ausgehen und dieses selbst wieder in seinen geschichtlichen Unterlagen erfassen. Ein derartiges Vorgehen ist um so notwendiger, als Hirzel das eigentliche Ideal seines Helden gewissermassen wie eine fixe Idee behandelte, die er ihm geflissentlich auszureden suchte.

Einen andern Standpunkt nahm in dieser Beziehung der ältere Graf Mirabeau ein, der sich, wie wir bereits erfahren haben, für Kleinjogg in

[1]) Auserlesene Schriften I., 121.

hohem Grade begeisterte. «Wenn mir in meinen Umständen eine Reise vergönnt wäre», schreibt er in einem Briefe[1]) an den französischen Uebersetzer der «Wirtschaft des philosophischen Bauers», mit wie viel Vergnügen und Frucht würde ich mit einem solchen Manne in Unterhaltung treten... Ich könnte ihn belehren, dass seine Hoffnung eines besonderen Stammes nichts weniger als chimärisch ist, da ja die Clans in Schottland dasselbe sind; nur möchte man mir einwenden, dass diese ein unbewohntes Land angetroffen. Ich berufe mich also auf die Höhen von St. Omer. Sie machen die Vorstädte einer grossen Stadt aus, ihr Hauptunterhalt ist die Handelschaft, welche notwendig Verkehr und Vermischung erzeugt, nichtsdestoweniger bewahren die Einwohner vermittelst der Sorgfalt, sich nun unter sich selbst zu verheiraten; ihre eigene Sprache, ihre eigenen Sitten und eine ausgezeichnete Klugheit, worauf sich ihre ganze Glückseligkeit gründet. Doch nähern wir uns wieder der Lage unseres würdigen Kleinjoggs, so könnte ich ihm sagen, dass schon vor einem Jahrhundert Pinçon, ein Feldbauer in Auvergne, die gleiche Idee wie er verfolgte. Er liess seine vier Söhne heiraten und befahl ihnen, sich bei demselben Stamme zu halten und gewissenhaft das heilige Feuer der Einigung, die Gemeinschaft der Güter und die ererbte Rechtschaffenheit zu bewahren. So wohl gelang sein Plan, dass die Pinçons nicht nur einen Hauptplatz in dem Gebirge besitzen, wo es alle Gemächlichkeit des Lebens, Gastfreiheit und Wohnräume für Personen vom höchsten Range gibt, sondern dass man überdies ganze Dörfer findet, die einzig von ihnen bevölkert sind. Pfarrer, Gerichtsschreiber, kurz jedermann ist aus gleicher Quelle entsprungen. Bei diesem Stamme werden alle notwendigen und nützlichen Gewerbe betrieben. Den Ueberschuss verkaufen die Einwohner auf den benachbarten Märkten, wo alles, was von ihnen stammt, seine innere Güte verbürgt.»

[1]) Vergl. Erstes Schreiben des Herrn Marquis von Mirabeau an den Uebersetzer, datiert aus Paris vom 8. November 1762. Auserlesene Schriften I., 436—438.

Näher geht Graf Mirabeau in die Verhältnisse dieses «sonderbaren Völkchens» nicht ein. Er kannte es, wie er betont, nicht aus eigener Anschauung, obwohl es nur dreissig Stunden von seinen Besitzungen in Limousin entfernt lebte. Die Quellen seiner Wissenschaft sind vielleicht zwei Abhandlungen, die in den Dezember-Nummern des «Journal œconomique» von 1755 erschienen. Auf sie müssen wir zurückgreifen, wenn wir mehr darüber erfahren wollen. Da Hirzel selbst bekennt, dass die Analogie zwischen den darin verzeichneten Tatsachen und der Geschichte Kleinjoggs auffallend sei und deshalb einen Auszug aus jenen Abhandlungen gibt[1]), so verlohnt es sich auch für uns, auf Grund des so überlieferten Materials die Andeutungen des Grafen Mirabeau zu vervollständigen.[2]) Wir folgen in etwas freier und abgekürzter Fassung dem Texte, wie er in dem Auszuge Hirzels erscheint.

Etliche Meilen von der Stadt Thiers in Auvergne, heisst es in der ersten Abhandlung, liegt ein wohleingerichtetes Schloss. Es ist der Hauptort einer Herrschaft, welche die Baronie von Saudon genannt wird. Wohl 400 Jahre mag es her sein, dass dieses Schloss von einer zahlreichen Familie von Bauern angekauft wurde. Zu gleicher Zeit erhielt die Familie von dem damals regierenden Pabst das Privilegium, sich in verbotenen Graden der Blutsverwandtschaft ohne besondere Dispensation zu verheiraten. Das Privilegium wurde nicht aufgehoben, die Familie blieb unter sich und ihr Besitz pflanzte sich von dem Vater auf den Sohn fort bis auf diese Stunde. Nach der Familien-Tradition ging die Anregung zu dem Verbande von einem Vorfahren aus, der vor ungefähr 1100 Jahren gelebt haben soll. Dieser, ein sehr reicher Mann mit zahlreicher Familie, habe angesichts des Todes seinen Kindern auseinandergesetzt, wie sich der Wohlstand der Familie bald vermindern müsse, wenn sie, wie üblich, nach seinem Hinschied das Vermögen unter sich teilten. Er rate ihnen, nach

[1]) Auserlesene Schriften I., 468 ff.

[2]) In der Genossenschaftsliteratur ist dieser Fall, soweit wir sehen, nur von *J. J. Holyoake* (History of Co-operation, 1906 I, 22, 23.) flüchtig berührt worden.

Feuilleton

Genossenschaftliche Zukunftsmusik.

Von Leopold Katscher.

(Nachdruck nur mit Genehmigung des Verfassers gestattet.)

(Schluss.)

Die leitenden Grundzüge der freiländischen Produktionsweise sind folgende: Der Eintritt in jede Arbeits-Assoziation steht jedermann frei, auch kann man jede Assoziation (Genossenschaft) jederzeit verlassen. Jedes Mitglied erhält einen seiner Arbeitsleistung entsprechenden Anteil am Reinertrag der Assoziation. Die Arbeitsleistung wird jedem Mitglied im Verhältnis der geleisteten Arbeitsstunden berechnet, jedoch — um bei hohem Ertrage leichtfertiges Zuströmen einzudämmen — mit der Massgabe, dass ältere Mitglieder für jedes Jahr, um das sie der Assoziation länger angehören als später eingetretene, eine Prämie von x% des Normalstundenertrages erhalten. Die Leistungen der Vorsteher oder Leiter jeder Assoziation werden einer im Wege freier Vereinbarung bestimmten Anzahl von Normal-Arbeitsstunden gleichgestellt. Der Ertrag jeder Assoziation wird am Schlusse jedes Betriebsjahres berechnet und der Zentralbank mitgeteilt, welche dann nach Abzug der etwaigen Kapitalrückzahlungen und der an das Gemeinwesen zu entrichtenden Abgaben die Verteilung des Reingewinns an die einzelnen Assoziationsmitglieder durch Gutschrift in den Bankbüchern vornimmt. Inzwischen haben die Arbeitenden, wie schon einmal erwähnt, Vorschüsse von x% des vorjährigen Reinertrages erhalten. Die oberste Behörde jeder Assoziation ist die Generalversammlung ihrer sämtlichen Mitglieder. Die Geschäftsleitung ruht in den Händen eines Direktoriums, das von der Generalversammlung auf x Jahre gewählt wird, aber nötigenfalls jederzeit absetzbar ist. Die Generalversammlung wählt auch einen Aufsichtsrat, der die Aufgabe hat, das Gebaren der Geschäftsleitung zu überwachen, und die Bücher zu prüfen. Die Direktoren, deren Gehälter — wie gesagt, in Normalarbeitsstunden — in der Generalversammlung vereinbart werden, ernennen die Unterbeamten der Assoziation.

Ich habe vorhin die Abschaffung des Geschäftsgeheimnisses gestreift. Wo der Kampf ums Dasein darin gipfelt, dass man einander nicht bloss auszubeuten, sondern auch, wenn möglich, wirtschaftlich zu vernichten trachtet, wo infolge der allgemeinen Ueberproduktion «konkurrieren» so viel heisst wie: einander die Kunden abjagen, dort wäre Preisgebung der Geschäftsgeheimnisse gleichbedeutend mit Preisgebung mühsam errungenen Absatzes, also mit Untergang. Wo die grosse Mehrheit der Menschen sich mit dem zur knappsten Lebensfristung Nötigen begnügen muss, also nicht kaufkräftig ist, kann es selbstverständlich keine Verwendung für die Gesamterträge hochproduktiver Arbeit geben und da infolgedessen das Angebot die Nachfrage übersteigt, so muss die erste Sorge der Erzeuger auf die Erzielung eines möglichst grossen Absatzes gerichtet sein. So heute; anders in Freiland. Hier kann man des Absatzes jederzeit sicher sein, «denn bei uns *kann* nicht mehr erzeugt werden als gebraucht wird, da ja der gesamte Produktionsertrag dem Arbeitenden gehört und der Verbrauch — die Befriedigung eines realen Bedürfnisses — die ausschliessliche Triebfeder der Arbeit ist; bei uns kann also durch Preisgebung der Absatzquellen niemand um seine Kunden kommen. . . . Wir lassen jedermann an unseren Geschäftsvorteilen teilnehmen; und wir *müssen* diese veröffentlichen, weil —

seinem Tode vereint zu bleiben, wie sie es zu seinen Lebzeiten gewesen, sofern sie sich stark genug fühlten, sich über die beschränkten Begriffe der meisten Menschen zu erheben. Als sie den Vorschlag in Erwägung zogen, hätten sich sehr viele Schwierigkeiten ergeben, worunter die Einsetzung eines autoritativen Hauptes als die grösste erschienen sei; der Vater, der diese Gegenvorstellungen vorausgesehen, habe darauf erwidert: Gute Gesetze, die genau befolgt werden, vermögen alle Schwierigkeiten zu überwinden. Er selbst habe dann die Gesetze entworfen, die angenommen und durch die Jahrhunderte hindurch in Kraft geblieben seien.

Nach diesen Gesetzen liegt die väterliche Gewalt in den Händen der mündigen Familienglieder. Sie sind es, die alles gemeinschaftlich beraten, allen Benachteiligungen zu steuern suchen und in jedem Fall, wo ein Entschluss gefasst werden muss, entscheiden. Nach erreichtem Alter von zwanzig Jahren ist jedes Familienmitglied berechtigt, an den gemeinschaftlichen Verhandlungen teilzunehmen. Die Versammlung wählt ein Haupt, dem sie das Geld, die Papiere und die allgemeine Führung der Geschäfte anvertraut. Ueber Ausgaben, die den Betrag von zehn Pistolen[1]) nicht übersteigen, kann der Führer allein verfügen, was darüber hinausgeht, unterliegt der Genehmigung der Versammlung. Im übrigen aber, heisst es in dem Berichte weiter, werde von dem «Haupte» keine Rechenschaft über seine Verwaltung gefordert und die Familie habe auch niemals Ursache gehabt, ein so ungewöhnliches Vertrauen zu bereuen. «Eine grenzenlose Ehrfurcht der Glieder für das Ganze, dessen Teile sie sind, ist das Fundament, auf welchem ihre Gesetze fest begründet sind, und die Erziehung der Kinder zu dieser Ehrfurcht ihre erste Maxime.» Hunderterlei Züge, fährt der Bericht fort, lassen sich nur aus diesem Grundsatz erklären. Die zweite Maxime ist: sich niemals über ihren Stand zu erheben. Demgemäss haben sich die Pignou, wie sie sich im Dialekte ihres Landes selbst nennen, in Hinsicht auf Kleidung, Nahrung und Wohnung niemals von den andern Bauern unterschieden. Unter sich hören sie auf den Taufnamen, nur das Haupt wird als «Meister Pignou» angesprochen. Alle verrichten Feldarbeit und alle Dienstboten müssen sich den gleichen Gesetzen unterwerfen, denen die Familie folgt. Man verlangt, dass sie dem Morgen- und Abendgebet beiwohnen und gewissenhaft alle Christenpflichten erfüllen. Die Kinder werden ohne Unterschied gemeinschaftlich erzogen und bis zu einem gewissen Alter stehen sie unter der Aufsicht einer Frau, der ausserdem noch die Aufsicht über die Besorgung der Milcherei obliegt.

Wer sich von der Familie trennen will, erhält eine anständige Abfindung. Die meisten, die es taten, bereuten den Schritt und verlangten wieder einzutreten, allein vergebens. Die Familie nimmt diejenigen, die sie einmal verlassen haben, niemals wieder auf. Die Pignou sind mitleidig und freigebig gegen Arme, gastfrei und daher allgemein beliebt, geschätzt und bewundert. Viele adelige Familien wie auch Bauern haben versucht, ihre Einrichtungen nachzuahmen, jedoch ohne Erfolg. Aus den adeligen Anstalten wurden bald Lust-Gesellschaften, und die Bauern vermochten niemals zu demjenigen Grade der Vereinigung und des Wohlstandes zu gelangen, das die Pignou auszeichnet. Beiden Versuchen fehlte das Fundament, auf welches das Glück der Pignou gegründet ist: Frömmigkeit, Menschenliebe, Uneigennützigkeit, Liebe zur Arbeit, Einfalt, Dinge, die nötig sind, eine glückliche Gesellschaft zu gründen und Frieden und Ueberfluss zu vereinigen.

Dies, bemerkt Hirzel, sei das Interessanteste aus der ersten Abhandlung. Die zweite weiche in verschiedenen Dingen von der ersten ab, denn die letztere stamme aus dem Jahre 1739, die zweite aber sei ganz neu. Die Berichte ergänzen sich, widersprechen sich aber anderseits auch in mancher Beziehung in einer Weise, die sich durch den Zeitabstand schlechterdings nicht erklären lässt. Uebrigens sind die in der zweiten Abhandlung berührten Ergänzungen meistens ziemlich belanglos, so

[1]) 1 Pistole nach damaliger französischer Währung = 10 Franken.

---

mangels eines Marktes willen- und interesseloser Arbeiter — die Veröffentlichung der einzige Weg ist, bei steigender Nachfrage entsprechende Arbeitskräfte heranzuziehen.»

Anknüpfend an das vorstehende Zitat lasse ich ein anderes folgen, welches den freiländischen Grundsatz «*Ausgedehnteste Oeffentlichkeit*» betrifft: «Wir gehen von dem Grundsatze aus, dass die Gesamtheit sich so wenig als möglich hindernd oder anordnend, dagegen so viel als möglich orientierend und belehrend in das Tun und Lassen der Individuen zu mengen habe. Jedermann mag handeln, wie ihm beliebt, sofern er nur nicht die Rechte anderer kränkt. Aber wie immer er handle, sein Tun muss vor Jedermann offen daliegen. Da er hier nicht mit wirtschaftlichen Gegnern, sondern nur mit wirtschaftlich Wetteifernden zu tun hat, die überdies allesamt ein Interesse daran haben, ihn möglichst zu fördern, so ist diese Offenheit sein eigener Vorteil.» Veröffentlicht werden die Listen der Neuankömmlinge mit ihren Gewerben oder Berufen, damit die betreffenden rasch Arbeit finden können, ferner die ausführlichen Betriebsausweise der Genossenschaften.

Die *Zentralbank,* die ich schon flüchtig berührt habe, spielt eine ungeheure Rolle. Durch ihre Bücher gehen sämtliche Geldangelegenheiten des Staates und aller Einwohner; die Kapitalien, die Zahlungen, Gewinnanteile, die Steuern, die gegenseitigen Ver- und Abrechnungen. Diese Bank ist somit ein Clearing-House von grossartigster Ausdehnung. Hand in Hand mit ihr gehen die riesigen *Zentral-Lagerhäuser* und *Warenhallen,* in denen der *Einkauf* und *Verkauf* aller erdenklichen Erzeugnisse und Handelsartikel des Landes konzentriert ist. Es steht zwar Jedermann frei, anderwärts zu kaufen oder zu verkaufen, aber jene öffentlichen Umsatzstellen bieten so grosse Vorteile, dass niemand daran denkt, sie zu umgehen, denn man hat keinerlei Einlagerungs- und Manipulationsgebühren zu bezahlen; auch ist mit diesen Lagern ein umfassendes Warrantsystem verbunden; die Verwaltung ist als Vermittlerin der Kaufaufträge stets vortrefflich über die Marktlage unterrichtet und kann die eingelagerten Waren meist mit nahezu dem vollen Werte belehnen; auch für die Vermittlung wird nichts berechnet.

Ebenso einfach wie sinnreich ist das freiländische *Steuerwesen* eingerichtet. Die Abgaben werden ohne jede Hilfe von Aemtern und Beamten dadurch eingehoben, dass die Zentralbank das Konto jedes Bürgers mit dem betreffenden, für alle gleichen Prozentsatz des Ueberschusses seiner Arbeit belastet. Natürlich kennt die Bank sowohl auf Grund ihrer Bücher als auch infolge der grossen Oeffentlichkeit die Höhe des Arbeitsanteils, wie überhaupt den ganzen Vermögensstand jedes Einzelnen. Die Steuern werden also kostenlos, schleunig und auf vollkommen sicherer Berechnungsgrundlage erhoben. Selbst beim grössten Anwachsen des Arbeitsertrages belaufen sich die Steuern auf 30—35% desselben, denn Hertzka stellt hohe Ansprüche an die Finanzkraft des Staates. Die Hauptposten seines Ausgabenbudgets sind: die Kapitaldarlehen, das überaus entwickelte öffentliche Erziehungswesen, die Verkehrsmittel, vor allem aber die gewaltigen Versorgungssummen, denn alle Männer von über 60 Jahren, sowie sämtliche Frauen — auch die verheirateten — Kinder und Arbeitsunfähige werden aus Staatsmitteln mit beträchtlichen Jahreseinkünften versehen. (Vielleicht geht Hertzka übrigens sowohl in der Allgemeinheit als auch in der Höhe der Versorgungsansprüche allzu weit). Auch die Statistik, die Zentralbank und die Lagerhäuser erfordern Geld, wenngleich verhältnismässig wenig. Dagegen kosten das Polizei- und Militärwesen, die Rechtspflege und die — nicht vorhandene — Finanzverwaltung gar nichts — also gerade diejenigen Posten, die in anderen Ländern neun Zehntel des ganzen Budgets zu verschlingen pflegen. Ausserordentlich interessant lesen sich im Verlaufe des Buches die trefflichen Darlegungen darüber, wie diese Obliegenheiten soweit sie nicht

dass nur wenig nachzutragen ist. Den Wert des Gesamtbesitzes der Pignou schätzt der Verfasser des letzten Berichtes auf 200,000 Franken. Das unbewegliche Vermögen der Familie bestand zu jener Zeit in Ackerland, Wiesen und Weinbergen, wozu noch das Lehen Saudon kam, das aber nicht weiter ins Gewicht fiel. Die Familie war in vier Aeste geteilt, die gemeinschaftlich einen Gebäudekomplex bewohnten. Die Zahl der Aeste, bemerkt dieser Berichterstatter, sei unveränderlich, denn von den Kindern jedes Astes behalte man nur diejenigen in der Familie, die bestimmt seien, später unter einander eine Ehe einzugehen. Die andern, Knaben wie Mädchen, versorge man anderswo und gebe ihnen eine Mitgift von 500 Livres. Ausserdem erhielten die Mädchen noch Wäsche und Kleider, wie sie die Bauersleute tragen. Im übrigen, führt der Bericht weiter aus, werde mit grosser Sorgfalt auf die Erziehung der Mädchen gesehen. «Diese erhalten sie alle auf gemeine Unkosten im Kloster, bis sie die Jahre erreicht, wo sie verheiratet werden können. Ereignete sich der Fall, dass von einem Ast nur eine Tochter übrig [und diese einzige Erbin vom vierten Teil des Familienvermögens wäre], so würde ein Jüngling von einem andern Ast mit ihr verheiratet werden, und dieser wäre alsdann das Haupt dieses Astes.» Nach dem zweiten Bericht hat also jeder Ast sein besonderes Haupt und es ist noch ausdrücklich bemerkt, dass die Güter gemeinschaftlich durch die vier Häupter verwaltet werden, indes habe der Meister, der aus dem Kreise der vier Sonder-Vorsteher gewählt werde, die grösste Gewalt. Diese Abweichungen von dem Verfassungswesen, wie es in dem ersten Bericht geschildert ist, finden ihre natürliche Erklärung in der Ausdehnung der Gemeinschaft. Die ganze Sippe ist gewissermassen ein Bund von kleinen Hausstaaten, in denen die vier Aeste dezentralisiert sind. Mit grösseren staatsrechtlichen Verhältnissen verglichen, ist die Gemeinschaft ein Bundesstaat, der verfassungsmässig unter demokratischer Mitwirkung der Volksversammlung von vier Ast-Königen und einem obersten Stammes-Fürsten beherrscht und regiert wird. Der Stammes-Fürst ist «Wahl-Kaiser», die Ast-Könige scheinen ihr Amt nach den Gesetzen agnatischer Erbfolge erhalten zu haben. Die Verfassung zeigt jene eigentümliche Mischung von absolut-monarchischen und demokratischen Elementen, wie sie eben im Wesen der Familie enthalten sind. In wirtschaftlicher, moralischer und religiöser Hinsicht bildete die Gemeinschaft eine Einheit, die, wie auch in dem zweiten Bericht hervorgehoben ist, ihre Hauptstütze in der Erziehung des Nachwuchses zur «Ehrfurcht für die Familie und ihre Gesetze» hatte. Diese Ehrfurcht hielt das Ganze fest zusammen und ihre bindende Kraft wirkte auch selbst in den Ausgeschiedenen noch in einer Stärke nach, dass sie es nicht gewagt hätten, auf Kosten des gemeinschaftlichen Vermögens je «eine Vergrösserung ihrer Legitima zu verlangen».

Nach dem Zeugnis des zweiten Berichts führten die Pignou in allen Dingen ein höchst bescheidenes Leben. So wohnten sie zwar «sehr geräumig, doch einfach und dem äusseren Anschein nach ärmlich.» Sobald man anfange, meinten sie, in einem so wichtigen Stück, als die Wohnung sei, sich von der «Einfalt» zu entfernen, so werde man es zum grossen Nachteil des kleinen Staates bald auch im Uebrigen tun. Dagegen waren sie, wie auch dieser Bericht aussagt, höchst mildtätig und gastfreundlich. Arme waren ihnen stets willkommen und wurden von ihnen in jeder Weise unterstützt, Fremde, die sie besuchten und ihre Anstalt zu besichtigen wünschten, aufs Beste aufgenommen und nach ihrem Stande bewirtet.

Es ist interessant und auch für unsere Zwecke von erheblichem Belang, zu erfahren, wie man diese genossenschaftliche Familienorganisation in dem Kreise jener französischen Oekonomisten beurteilte, die anfangs der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihren literarischen Mittelpunkt in dem «Journal œconomique» hatten, in welchem die zwei Abhandlungen erschienen. «Man erlaube uns, heisst es in den Betrachtungen, die daran geknüpft wurden, auf die soliden Vorteile einer guten häuslichen Einrichtung, auf den Ueberfluss, den sie verschafft, auf die Einigkeit, die sie unterhält, auf den Frieden, den sie gewährt, aufmerksam zu machen. Sie ist es, die die Arbeit

---

gänzlich überflüssig geworden, dennoch recht wirksam versehen werden.

Die hauptsächlichsten Bestimmungen der *politischen Verfassung* Freilands sind die folgenden. Die *Regierung* liegt in den Händen von 12 «Regenten», die mit 12 inländischen Ausschussmitgliedern der «Internationalen Freien Gesellschaft» identisch sind. Jeder von ihnen steht einem der zwölf Verwaltungszweige vor; Präsidium, Versorgungswesen, Unterricht (nebst Militär), Kunst und Wissenschaft, Sanität und Justiz, Kommunikationswesen, Post und Telegraphie, Auswärtige Angelegenheiten, Statistik, Lagerhausverwaltung, Zentralbank, Gemeinnützige Unternehmungen. «Die öffentlichen Angelegenheiten werden nach den Entschliessungen aller voll- (mehr als 20-) jährigen Einwohner ohne Unterschied des Geschlechts verwaltet, die sämtlich in allen die Gesamtheit betreffenden Angelegenheiten das gleiche aktive und passive Wahlrecht besitzen.» Wie die ausübende (Regierungs-) Gewalt, ist auch die *beschliessende (parlamentarische) nach Geschäftszweigen getrennt*, d. h. die freiländischen Kammern sind keine politischen Parteiparlamente, sondern Fachkörperschaften. Sie sind nicht aus Personen zusammengewürfelt, die, natürlich ohne sämtliche Fächer verstehen zu können, als Laien über sämtliche Gebiete des Lebens Gesetze machen, die oft den sonderbarsten Interessen und Zufällen ihr Entstehen verdanken. Vielmehr wählen die Angehörigen der betreffenden Berufsarten Fachparlamente für die 12 Verwaltungszweige, so dass einerseits die Wähler die zu Wählenden richtiger beurteilen können und besser wissen, wem und aus welchen Gründen sie ihre Stimme geben, anderseits die Vertretungskörper durchweg aus Sachverständigen bestehen, was für das Staatswohl doch wahrlich erspriesslicher ist als das heutige Parlamentswesen.

Krisen und Bankerotte sind im wirtschaftlichen Leben Freilands ausgeschlossen. Was der Verfasser hierüber und im Anschluss daran über Produktionsschwankungen, Schutzzoll und Freihandel, grosse Vermögen, Interessengemeinschaft, endlich Privatunternehmungen und Aktiengesellschaften sagt, ist durchweg eben so geistvoll wie anziehend, ohne extrem oder überspannt zu sein.

Hertzka bemerkt in einem seiner freiländischen Werke, er hoffe, die Verwirklichung seiner Ideen noch zu erleben — wenigstens einen kräftigen Versuch dazu —, «denn jene Herrschaft über die Naturkräfte, die Baco von Verulam in seiner «Nova Atlantis» vorahnend als Ende des menschlichen Elends besungen, ist nun tatsächlich erreicht, und was uns deren Früchte heute noch vorenthält, was uns hindert, das ist einzig *jenes träge Beharrungsvermögen, welches Gesetze und Einrichtungen noch in Kraft erhält, nachdem die Voraussetzungen, unter denen sie entstanden, längst entschwunden sind.*» Tatsächlich könnte vieles von dem, was unser Autor als tatsächlich geschehen *nur erzählt, wirklich* geschehen, wenn sich genug Menschen fänden, die sich durch ihre Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände zu dem Entschluss hindrängen liessen, zu handeln, statt bloss zu klagen. Es wäre das der erste praktische Schritt zu einer grossen Reform; folglich wäre die Sache nicht allzu leicht. Grosse Reformen sind eben nie leicht, aber ihre Schwierigkeiten schrumpfen sehr zusammen, wenn sich beherzte, tatkräftige Männer zu deren Ueberwindung die Hand reichen. Wenn fünfzig denkende Personen *ernstlich* wollen und planvoll vorgehen, muss es ihnen gelingen, tausend tüchtige, intelligente Leute als Pioniere zu gewinnen, und das ist jedenfalls leichter als die Bekehrung der Gesamtheit; diese humpelt von selbst nach, sobald greifbare Erfolge eingetreten sind.

«Schön!» höre ich sagen; «aber ist das Hertzka'sche Projekt überhaupt ausführbar?» Antwort: *wahrscheinlich.* Ich habe von Lesern des Buches mancherlei Einwendungen gegen die Durchführbarkeit vernommen, und es ist natürlich, dass sich,

erleichtert, Neid und Eifersucht vernichtet, und die Stände einander näher bringt. Wenn sie unter Bauern eine so wohltätige Wirkung äussert, was für Wunderdinge dürfte man von ihr erwarten, wenn einsichtsvollere und aufgeklärtere Menschen sich in gleichem Geist vereinigten! Welcher Ueberfluss und welche Kraft müsste den Staat auszeichnen, in dessen Schoss eine beträchtliche Zahl solcher Gesellschaften sich bildeten! Männliche und edle Einfalt würde an die Stelle eines weiblichen Luxus treten, Mässigkeit, diese Tochter ununterbrochener Arbeitsamkeit, würde die erworbenen Schätze haushälterisch verwalten; und man würde endlich einsehen: der beste Schutz gegen Armut sei Entsagung des Reichtums und ein gemässigter Genuss der Güter, die man besitzt. Kinder, nach diesen Maximen erzogen, würden die Rückkehr reiner Sitten befördern, deren Verlust sich täglich fühlbarer macht, und die von der Hand der Unschuld gebaute Erde würde nicht mehr [die Schätze versagen, die man mit eitlen Gelübden vergebens erfleht]. Gibt es denn kein anderes Mittel, uns zur natürlichen Einfalt zurückzubringen, als die schrecklichen Wirkungen einer zerstörenden Revolution?»

Wie man sieht, liegt es in der Tendenz dieser «verstandvollen Betrachtungen», wie sie Hirzel nennt [1]), aus dem Familienstaate der Pignou die Genossenschaftsidee herauszuschälen, um «einsichtsvollere und aufgeklärtere Menschen» zu veranlassen, sich in anderen Formen, aber «in gleichem Geiste» zu vereinigen. Der Sinn für organische Gesellschaftsgebilde hatte das Zeitalter der Aufklärung verloren und auch diese Oekonomisten, die einen neuen Staat und einen neuen Gemeingeist ersehnten, hatten kein Verständnis für die Erfassung des organischen Keimes, der soziologischen Quelle, aus der sich die Familiengenossenschaft der Pignous entwickelt hatte. Sie sahen das Ueberbleibsel eines uralten gesellschaftlichen Formgebildes für eine zufällige Schöpfung an und selbst Graf Mirabeau scheint keine Ahnung davon gehabt zu haben, dass es in seinem Vaterlande einst hunderte, wenn nicht tausende von Gemeinschaften gab, die wie die schottischen Clans und die Pinçons aus einer Familie hervorgegangen waren. Sehen wir uns diese organischen Gebilde näher an, und versuchen wir, in ihre vielfach noch in Dunkel gehüllten Tiefen hinabzuleuchten, so werden wir nicht nur ganz neue Gesichtspunkte für die Erkenntnis der natürlichen und seelischen Keime des menschlichen Gemeingefühls, sondern auch ein psychologisches Verständnis für die fixe Idee gewinnen, in der Kleinjoggs Gemeinschafts- und Führungsideal seine natürlichen Wurzeln hat. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Auserlesene Schriften I., 478.

Der Gruss der waadtländer Regierung an die schweiz. Konsumgenossenschaften.

Am Bankett der Delegierten des V. S. K. im Casino Montbenon richtete Herr Kanzler Addor als Sprecher der waadtländischen Regierung folgende Worte an die Versammlung:

Herr Präsident, meine Herren!

Der Staatsrat hat mich mit der angenehmen Aufgabe betraut, ihn in Ihrer Versammlung zu vertreten und Ihnen für Ihre freundliche Einladung zu danken. Zugleich wollen Sie mir gestatten, das Nichterscheinen der übrigen Mitglieder mit dem Hinweis auf dringliche anderweitige Verpflichtungen der Herren zu entschuldigen.

Zum erstenmal tagt die Delegiertenversammlung Ihres Verbandes an den Gestaden unseres herrlichen Genfersees, dessen Anblick den Dichter Juste Olivier so entzückte, dass er den Wunsch äusserte, hier einmal seine Grabstätte zu finden.

Es ist also das erstemal, meine Herren, dass die waadtländische Regierung die Ehre hat, Sie in unserem Kanton zu begrüssen, mit dem aufrichtigen Wunsch, dass Sie von Ihrem Aufenthalt in unserer

---

solange die Sache Theorie bleibt, viele theoretische Einwände erheben lassen. Ein wirklich ernstes Hindernis, das dem Plane des Verfassers im Wege steht, böte meiner Ansicht nach die Schwierigkeit, für die Gründung einer Versuchsansiedlung eine wirklich geeignete, gesunde, herrenlose Oertlichkeit zu finden. Vor mehr als zwanzig Jahren wurde tatsächlich eine Kenia-expedition ausgerüstet; aber sie war sehr schlecht und übereilt organisiert; überdies weigerte sich die britische Regierung, sie von Sansibar weiter ziehen zu lassen. Sie musste sich daher schon in Mambassa auflösen. So wurde dieser erste und einzige Versuch, die freiländischen Ideen praktisch durchzuführen, im Keime erstickt. Ich fasse, ehe ich schliesse, zusammen, was das Neue und Grundlegende in Hertzka's wirtschaftlichen Ideen und Vorschlägen ist: 1. Abschaffung des Kapitalzinses durch Kapitalsdarleihung von Staatswegen und ohne kommunistischen Beigeschmack. 2. Beseitigung der Grundrente durch die Herrenlosigkeit des Bodens. 3. Beseitigung von Lohn und Unternehmergewinn durch Heimfall des ganzen Arbeitsertrags an die Arbeitenden. 4. Abschaffung des Geschäftsgeheimnisses durch Einführung schrankenloser Oeffentlichkeit aller Geschäftsvorgänge. 5. Vereinigung der Arbeiter zu vollkommen freien Genossenschaften. 6. Vorwalten eines gesunden Eigennutzes in Verbindung mit freiestem Individualismus.

Man sieht, unser Sozialreformer ist kein Kollektivist, kein Kommunist, kein Umstürzler. Er will nicht, dass der Einzelne in der Gesamtheit aufgehe und geistig eine Null bleibe; er will nicht, dass den Bürgern nur das notwendigste Ausmass an Bedürfnissen verstattet sei, sondern dass sie im «Ueberfluss» leben; er will nicht, dass sie nur angestellte Lohnarbeiter des Staates seien, sondern, dass sie ihre eigenen Herren werden und alles für sich behalten. Der «wesenlose Sozialismus der abstrakten Idealisten» liegt ihm fern; sein, die Menschenliebe keineswegs ausschliessender — im Gegenteil! — «erleuchteter Eigennutz» entspricht der menschlichen Natur weit besser. Und was die Umwandlung der nicht herrenlosen Länder in «freiländische» betrifft, so zeigt er sich auch hier massvoll, indem er nicht, wie die meisten sozialistischen Parteien, für die Einziehung des Eigentums zugunsten der Gesamtheit ist, sondern das bewegliche Eigentum den Besitzern belassen, das unbewegliche aber zum vollen Marktwert einlösen möchte.

Die grosse Besonnenheit, durch die sich seine Forderungen bei all' ihrer grossen Kühnheit auszeichnen, trug seinem «Freiland» trotz der letztern die Anerkennung der gemässigten, ja selbst der konservativen Sachverständigenkreise ein. Und da er trotz aller Besonnenheit eben, wie gesagt, ausserordentlich radikal ist und die weitestgehenden Wünsche des vierten Standes — wenngleich auf anderem Wege als die Kommunisten und Sozialisten — in Erfüllung gehen lässt, erfreute er sich auch der Zustimmung aller links stehenden Parteien. Schon diese, bei sozialpolitischen Werken äusserst seltene Tatsache, dass «Freiland» auf den allerverschiedensten Seiten — bei Fürstlichkeiten wie bei Arbeiterführern — Beifall fand, deutet darauf hin, dass es ein ganz ungewöhnliches Werk sein muss. Ein gründlicher Mann der Wissenschaft hat da die belletristische Form zuhilfe genommen, um ein ebenso eigenartiges wie denkwürdiges Buch zu schaffen, das jeden verständnisvollen Leser auch dort, wo er nicht zustimmt, zu entzücken vermag.

Ich glaube, Hertzka anlässlich seines «Ehrentages» nicht besser ehren zu können, als durch die Wiederausgrabung seiner bedeutendsten Leistung, durch die er die Gesellschaftswissenschaft so sehr bereichert hat, und durch den innigen Wunsch, dass seine genialen Grundsätze bei den sozialen Neuerungen, die die Zeit nach dem Weltkrieg bringen wird in hohem Masse Beherzigung finden mögen.

Rechenschaft geben können, dass wir weit davon entfernt sind, überall den hohen Marktpreisen zu folgen.»

* * *

Profitgeschäft Konsumgenossenschaft.

Eine Hauptbeschäftigung der Mittelstandsblätter vom Schlage des «Schweiz. wirtschaftlichen Volksblattes» und des «Berner Geschäftsblattes» ist, während der ernsten Zeitlage, die Konsumvereinsbewegung zu verleumden. Nun, dieses Vergnügen ist sehr billig und trägt den Herren kaum viel ein, und unserer Bewegung schadet es nicht. Es genügt, von Zeit zu Zeit ohne umständlichen Kommentar die Tatsachen sprechen zu lassen.

Unter dem Titel: «Teuerung und Konsumvereine» schreibt das «Berner Geschäftsblatt» u. a.: «Zusammenfassend kann konstatiert werden, dass die Konsumgenossenschaften allerdings «preisregulierend wirken», es ist aber eine Preisregulation nach oben.»

«Mit dieser Phrase — so entnehmen wir der vierten Seite des «Genossenschaftlichen Volksblattes» der Konsumgenossenschaft Bern — glaubt das Geschäftsblatt unsere Bewegung ins Lächerliche zu ziehen. Wie verhält es sich nun aber mit dieser Preisregulation? Vor einigen Tagen haben wir in drei verschiedenen grösseren Privatgeschäften eine Anzahl der notwendigsten Lebensmittel holen lassen und dabei folgende Preise, für welche wir die betreffenden Belege besitzen, konstatiert:

		Privatgeschäfte 1	2	3	Konsum-genossenschaft
Brennsprit	1 Liter	—.80	—.65	—.65	—.65
Brot	1 Kilo	—.48	—.48	—.48	—.47
Cigarren, bouts	3 Stück	—.10	—.10	—.10	—.09
Erbsen, ganz	1 Kilo	1.10	1.10	1.10	1.10
Gries	»	—.80	—.70	—.70	—.70
Maisgries	»	—.45	—.45	—.50	—.42
Mehl	»	—.70	—.70	—.70	—.66
Melassen	»	—	—.70	—.75	—.66
Malzkaffee	1 Pak.	—.65	—.65	—.60	—.55
Oel, Arachide	1 Liter	1.80	1.50	1.50	1.60
Petroleum	»	—.28	—.28	—.28	—.28
Reis, Aracan	1 Kilo	—.60	—.60	—.80	—.60
Stahlspäne	1 Pak.	—.25	—.25	—.25	—.22
Schmierseife, weiss	1 Kilo	—.80	—.90	—.85	—.78
» gelb	»	—.75	—.80	—.75	—.74
Soda	»	—.15	—.12	—.15	—.12
Schweinefett	»	2.80	2.80	2.80	2.40
Teigwaren: Hörnli Ia.	»	—.90	—.90	—.95	—.90
Makkaroni sup.	»	1.—	1.—	—.95	—.96
Weinessig	1 Liter	—.50	—.40	—.50	—.35
Zucker: Pilé	1 Kilo	—.60	—.60	—.60	—.60
Sackwürfel	»	—.65	—.65	—.65	—.65
Gries	»	—.65	—.60	—.65	—.64
Platten	»	—.65	—.60	—	—.64
2,5 Kilo-Pakete		1.80	1.65	1.75	1.75
1 Kilo-Pakete		—.70	—.70	—.70	—.70

Erläuternd haben wir zu obiger Tabelle folgende Mitteilungen zu machen:

Oel, Arachide. Das aus den Privatläden stammende billigere Arachideöl liessen wir in unserem chemischen Laboratorium untersuchen, ob dasselbe ein reines Erdnussöl sei oder nicht, und erhielten aus demselben folgenden Bericht: «Es handelt sich also bei dem untersuchten Oel um ein sesamölhaltiges Erdnussöl. Der Gehalt an Sesamöl ist aber derart, dass man denselben nicht als eine Verunreinigung betrachten kann, sondern es muss sich zweifellos um einen absichtlichen Zusatz handeln.»

Petroleum. Auf diesem Artikel geben die Privatgeschäfte keinen Rabatt. Die Konsumgenossenschaft bezahlt die Rückvergütung auf sämtlichen Artikeln.

Weinessig. Schon oft haben wir unsere Ware vom Kantonschemiker analysieren lassen. Stets wurde dieser als reiner Weinessig befunden.

Brot. Die Privatgeschäfte geben trotz den höhern Preisen auf Brot keinen Rabatt.

Schweinefett. Das gleiche gilt von diesem Artikel.

So sieht es in Wirklichkeit mit der Preisregulation aus! Wo nach oben und wo nach unten reguliert wird, vermögen nun unsere Mitglieder selbst zu beurteilen. Wir begnügen uns, diese Tatsache wieder einmal festzustellen und lassen das Geschäftsblatt auch in Zukunft weiter — lügen.»

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.

(Fortsetzung.)

Bäuerliche Familien-Genossenschaften nach Art der Pinçons waren die sogenannten «Communautés», die früher im mittleren Frankreich, dem Kerne des Landes, nachweisbar noch im 12. und 13. Jahrhundert zu tausenden bestanden, sich in einzelnen Exemplaren bis zum Ausbruch der grossen Revolution und in einem letzten Rest sogar bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein erhielten. Auch die Pinçons waren wahrscheinlich ein Ueberbleibsel dieser ländlichen Gemeinschaftsform, das man nur als solches nicht mehr erkannte, weil die ganze Institution mit ihrem allgemeinen Verfall in Vergessenheit geraten war, sodass nicht einmal die berühmte grosse Enzyklopädie des vorrevolutionären Frankreich etwas davon zu berichten wusste. Die Abhandlung, die sich an das Stichwort «Communauté» knüpft, nimmt in dem gelehrten Werke der Enzyklopädisten mehrere Folio-Seiten ein, aber das Ganze ist ein Sammelsurium von dürren juristischen Begriffen, das nichts von dem umfasst, was eigentlich den Kern und die «grüne Weide» des jenen Begriffen zu Grunde liegenden Urbildes ausmacht. Erst neuere Forschungen haben unter dem Einfluss der modernen Assoziationsbewegung den Weg zu der eigentlichen «Communauté» gefunden, deren ursprüngliches Wesen wieder entdeckt und mehr und mehr aufgeklärt wurde.[1]) Tiefgreifende allgemein geschichtliche und besonders auch ethnologische Untersuchungen brachten Licht in die Sache, und heute wissen wir, dass die keltisch-französische Communauté sich mit dem allgemeinen soziologischen Begriff der Hausgenossenschaft und Familienkommunion mehr oder weniger deckt. Bei zahlreichen Naturvölkern, bei uralten Kulturnationen, wie den Chinesen, und bei allen Völkerstämmen der arischen Rasse findet sich die Institution der erweiterten Herd- und Hausgemeinschaft, aus

[1]) Vergl. *Bonnemère,* Histoire de l'association agricole. Paris 1850.

der sich allmählich fast überall die Dorf- und Gaugemeinde entwickelte. Auch in der Schweiz finden sich noch heute Rudimente ehemaliger Hausgemeinschaften. [1]) Ursprünglich nur die unmittelbaren Nachkommen eines Hausvaters als Blutsverwandte umfassend, verästelte sich wie bei den Pinçons die Gemeinschaft, hielt sich aber auf dem Grunde des Ahnenkultus und nach dem Prinzip der Unteilbarkeit der Güter auch als wirtschaftliche Einheit zusammen, allenthalben einen idiorhythmischen, das heisst gleich gestimmten Lebensstil hervorbringend und bewahrend. Viele dieser Hausgenossenschaften wuchsen bald zu ganzen Weilern und Dörfern aus, andere teilten sich, wenn sie zu gross geworden waren und bildeten wiederum kleinere Gemeinschaften für sich, ohne indessen in allen Beziehungen aus dem Verbande der grossen Familiensippe auszuscheiden. In diesen gleichsam dezentralisierten Spaltungs-Produkten erhielt sich das Urwesen der Institution rein, während die grösseren Verbände mit in den Gemeinderschaften und Markgenossenschaften oder in den grundherrlichen Gemeinschaften untergingen, aus denen das feudale gesellschaftliche Ordnungsprinzip erwuchs, welches in seiner Basis übrigens ein starkes hausgenossenschaftliches Gepräge aufweist, wie auch der alte feudale Grundherr guter Art die Züge des «Aeltern», des grösseren Hausvaters, des Clan-Häuptlings trägt. Sie sind noch deutlich erkennbar in der Gesinnung und Haltung jener «Seigneurs» von altem Schrot und Korn, wie sie nach dem Zeugnis Tocqueville's und Taine's, der Schilderer des «ancien régime», neben den Typen der entarteten Grundaristokratie und des Hofadels keineswegs seltene Erscheinungen des vorrevolutionären Frankreich waren. Alle grösseren gesellschaftlichen Organisationsformen haben überhaupt ihre Wurzeln in den hausgenossenschaftlichen und blutsverwandtschaftlichen Verbänden, und diese selbst verraten die Merkmale der primitivsten Formen menschlicher Vereinigung, die uns in jene Urzeit zurückführen, wo sich das gesellige Leben in den Räumen der Nahrungssuche und um den Herd ärmlicher Hütten herum abspielte. Wohl wenige haben eine Ahnung davon, wie tief die Urbegriffe der «Communauté», der «Gemeinschaft» und der «Genossenschaft» in einer Jahrtausende umfassenden Entwicklungsgeschichte auch sprachlich verwurzelt sind und wie sich diese ihre Wurzeln verschlingen, ein einheitliches oder doch mehr oder weniger gleichförmiges Gebilde zeigen, das sich ausweitet und vergeistigt, wie sich die materielle Form ausdehnt und verfeinert. Verfolgt man die Genossenschaftsidee von diesem Gesichtspunkte aus, so erhält man eine ungeheure, zwar nicht gerade, aber doch ununterbrochene Entwicklungslinie, die von der Gegenwart bis in die graue Vorzeit, von dem heutigen Geschlecht bis zu seinen fernsten Ahnen zurückreicht, eine Linie, die spiralförmig um den festen Punkt der sittlichen und wirtschaftlichen Familienidee ihren Umlauf nimmt.

In der keltisch-französischen «Communauté», einem Worte, das in seiner Zusammensetzung die Gemeinsamkeit von Wohnung und Nahrung andeutet und die gleiche Wurzel wie das deutsche Wort «Genossenschaft» hat, nannten sich die meist ein und derselben Familie entsprossenen Mitglieder «Compaignes» oder «Copains», was wiederum genau dem deutschen «Genossen» entspricht. Die romanische Vorsatzpartikel co-, lateinisch cum, deutet, wie die deutsche Partikel ge- ein Verhältnis des Mitseins, der Verbindung und Zusammengehörigkeit an. Compaigne oder copain bezeichnet daher seiner ursprünglichen Bedeutung nach einen Mit-Esser, d. h. einen, der das Brot (pain) mit andern teilt. Die indogermanische Stammwurzel von pain aber ist Pa, wovon sich das lateinische pascere = füttern, unterhalten, nähren ableitet. Demgemäss besagt auch das provenzalische Companatge und das altfranzösische Compagnage soviel wie nourriture = Futter, Nahrung, Kost und lässt die gleiche Wurzel erkennen wie wiederum in dem lateinischen Worte pagus, was zunächst Dorf, dann Gau oder Kanton bedeutet. In diesem erweiterten Sinne findet sich bei Cäsar der Satz: «omnis civitas Helvetia in quatuor pagos divisa»: Der ganze helvetische Staat ist in drei Gaue geteilt. Nun aber ist die Urstätte der gemeinsamen Ernährung die Hütte und der Platz um den Herd des Fischers, des Jägers, des Hirten und des Ackerbauers, mit einem Wort die Urfamilie. Mit dem Ackerbau beginnt die feste Ansiedlung und das Brot wird das vorzüglichste Nahrungsmittel. Die Familie wird, rein materiell genommen, Brotgenossenschaft, und alsbald erscheint auch der Brotherr, welcher zunächst Hausvater ist, dann sich wohl auch zum grösseren Hausherrn und Häuptling entwickelt. In den angelsächsischen Wörtern Lord und Lady hat die vergleichende Sprachwissenschaft den Zusammenhang mit dem Brotleib einwandfrei festgestellt. In ähnlichem Ableitungsprozesse entstand aus dem mittellateinischen companium, das Gesellschaft, eigentlich Brotgenossenschaft bedeutet, der cumpanio (Brotgenosse) und aus diesem der Kumpan und die militärische Kompagnie, denn auch diese letztere ist aus einer Familien- und Verpflegungseinheit hervorgegangen. Auf dem Schlachtfeld kämpften in alten Zeiten die Geschlechtsgemeinschaften geschlossen in Reih und Glied zusammen und auch die Etymologie des Wortes «Kamerad» leitet auf hausgenossenschaftliche Zusammenhänge zurück. Ebenso das deutsche «Gesellschaft» und «Geselle». Alle diese Wörter decken sich in ihrer ursprünglichen Bedeutung wie das Wort «Genosse»[1]) ein gemeinschaftliches Ernährungs- und Wohnverhältnis auf, in der Urbedeutung des Wortes «Familie» aber kommt beides zugleich und noch mehreres zum Ausdruck. Hier fallen die Begriffe Ernährung, Wohnung, Herrschaft, Hilfe und Dienst sprachlich in eins zusammen, gleichwie in dem uralten Worte Hus, Huscha und dem neuern «Haushab». Haus, Geschlecht und Gesinde sind in der alten Bedeutung des Wortes synonym. «Ich weiss, heisst es 1 Mos. 18, 19, er (Abraham) wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm.» Sehr früh hat sich demgemäss auch der wirtschaftliche Begriff des «Hausens» in der Bedeutung von zusammenhalten und sparen, kurz der Begriff der Oekonomie und der ökonomischen Verwaltung herausgebildet. Uebel, schlecht hausen, bedeutet im übertragenen Sinne des Wortes das Gegenteil von Sorgfalt und gemeinschaftlicher oder freundlicher Rücksicht. Es bezeichnet eine ungenossenschaftliche, auf Zerstörung gerichtete

[1]) Vergl. *E. Huber*, Betrachtungen über die Vereinheitlichung des schweizerischen Erbrechtes. 1895, S. 37.

[1]) Die wurzelhafte Bedeutung des Wortes «Genosse» ist in den gothischen Verben *niutan* und *ganiutan*, die fangen, essen, ernähren und geniessen bedeuten, enthalten. Der Zusammenhang mit dem lateinischen *nutrire* (nähren, ernähren) ist klar: ganiutan bezeichnet das Gemeinsame, aber nicht allein das, was gemeinsam genossen (gegessen), sondern im weitesten Sinne auch, was gemeinsam *gebraucht* wird, wie auch im Lateinischen nutrire (nähren) und uti (gebrauchen, nützen) sprachlich verwandte Begriffe sind. So auch bedeutete das deutsche Wort Nutzen ursprünglich Speise, Nahrung, ebenso *Not*. Dieselbe Doppelbedeutung im litauischen nauda.

Handlung. Was anderseits im Hause geborgen ist, steht unter dem Schutze der Familienliebe, der natürlichen Neigung, die zunächst die Eltern, Kinder und Geschwister, dann die Stammesgenossen in der weiteren Hausgemeinschaft verbindet. Es ist die Geschlechts- und Blutsverwandtschaft, welche das stärkste natürliche, wenn auch nicht das tiefste genossenschaftliche Verhältnis begründet, denn die sittlich tiefsten Antriebe dieser Art kommen aus höheren Regionen als denjenigen der materiellen Welt und sind von religiösen Vorstellungen bedingt, die in der Urgesellschaft mit dem Ahnenkultus zusammenhängen. Der Geist des Ahnen schwebt über dem Geschlechte. Sein Wohlwollen bestimmt das Los der Familie und ihrer Nachkommenschaft. Der Geist des Ahnen fordert Verehrung und Opfer und der Träger dieser Verehrung kann nur der Sohn sein, der die Fortdauer des Geschlechtes sichert. Die Familienglieder und alle weiteren Geschlechtsgenossen sind einem Schicksal unterworfen, sind consortes, wörtlich «Schicksalsgenossen». Wie sich diese ursprünglich religiös-sittliche Idee im Laufe der Zeit materialisierte, aber im Kreise der Gemeinschaftsidee verblieb, davon zeugt das Wort Konsortium, das heute freilich eine sehr prosaische Bedeutung hat, indessen umspannt das Schicksal auch in jenen uralten Vorstellungen die ganze Fülle des Alltagslebens und des profanen Geschehens. Wir sind, was hier füglich eingeschaltet werden kann, trotz aller scheinbaren Abschweifung vom eigentlichen Thema, unserer Sache sehr nahe, denn in dieser Tiefe liegt die Zentralidee nicht nur der typischen Hausgenossenschaft, sondern auch der Gedanken- und Gefühlswelt unseres Kleinjoggs. Durch die Vermittlung des Sohnes — das ist die Idee — strömt das Blut des Ahnen durch das Geschlecht, und wie er Blutserhalter ist, so setzt er auch die Persönlichkeit des Ahnen fort, und wie er Erbe seines hausväterlichen Charakters ist, so ist er auch der natürliche Träger und Bewahrer der Haussitte, der ganzen Familientradition, die sich durch die Generationen hindurch zur Geschlechtssitte und Stammestradition ausweitet und verdichtet. Im Ahnen-Kultus verewigt sich sozusagen die Persönlichkeit des Hausvaters und aus derselben Quelle kommt das autoritative Prinzip, kommt somit auch die Führungsidee, die in der Beherrschung und Leitung des Hauswesens ansetzt und sich von diesem ursprünglich kleinen Mittelpunkt aus erweitert, vervielfältigt, erhöht, verstärkt und verfeinert, in dieser Evolution aber allmählich die ganze Welt, d. h. das Schicksal der Menschheit gestaltet.

Autorität und Führung schliessen, wenn sie von rechter Art sind, stets eine gewisse Meisterschaft in sich, in der nach der Urbedeutung des Wortes das «Hehre», das Schaffende und Schöpferische, das über das Werdende Erhabene waltet. Im Grunde genommen ist aber Meisterschaft nichts anderes als die Erfahrenheit der Väter, welche von den Söhnen als Erbe übernommen und durch sie vermehrt werden muss. Sie ist in ihrem Fundamente Tradition, in ihrer Fortbildung Ergebnis neuer Zeugungs- und Schöpferkraft, in der alle Urkräfte noch nachwirken, so dass im letzten Meister auch noch die Kraft des ersten und aller ihm folgenden Meister wirkend und schaffend ist. Wie der Vater in seinen Kindern und insonderheit in seinen Söhnen sich vervielfältigt sehen möchte, so sucht der Meister Schüler, in denen sich sein Werk fortzeugt und vermehrt. Von diesem Willensdrange bestimmt, wird er zum Erzieher, der erste Erzieher aber ist der Vater und darum haben auch alle wirklichen und grossen Erzieher ihre Sache im Vatersinn, in väterlicher Weise und mit väterlicher Willensneigung betrieben. Die schlechten Väter, die falschen Lehrer und Führer dagegen pflegen stets von diesem Wege abzuweichen und in dem Grade, als dies geschieht, erkältet die Wärme der menschlichen Beziehungen, schwindet die Liebe, lockern sich alle genossenschaftlichen Bande und tun sich die sittlichen Abgründe der menschlichen Differenzierung und Distanzierung auf. Schwindet die Autorität des Vaters, so geht das Haus auseinander, und verliert die Führung den rechten Weg, so löst sich jeder gemeinschaftliche Organismus in ein Chaos auf. Es fallen die Traditionen. Die Achtung und Ehrfurcht vor allen überkommenen Werten, die Pietät für die Arbeit, die Produkte, die kristallisierten Einsichten der Väter wird bei Seite geschoben und gelbschnäblige, naseweise Eintagserfahrung vermisst sich, eine völlig neue, von allen Verbindungen mit der Vergangenheit losgelöste Welt aufzubauen, eine Welt, die auf das Experiment und die Regel des Eintags gestellt ist, aber kaum in Betrieb gesetzt, auch schon versagt und aus den Fugen weicht. Jede rechte Gemeinschaft hat darum in dem Wesen der rechten Familie ihr natürliches Vorbild, sie ist nicht Familie, denn das in der Ehe versittlichte natürliche Verhältnis von Mann und Weib, in dem allein sich der ganze Mensch darstellt, kann in keiner weiteren Gemeinschaft reproduziert werden, ohne dass dieser Urquell aller gesunden, natürlichen und sittlichen Schöpfungskräfte verschüttet und die zugleich zartesten und stärksten Bande, welche die Menschen an einander fesseln, zerrissen würden, aber jede rechte Gemeinschaft ist nichtsdestoweniger den elementaren geistigen Ordnungsgesetzen der Familie unterworfen. Man hat daher mit Recht gesagt, dass die Familie die Basis aller weiteren Gesellschaftsentwicklung sei und dass sie den Keim aller organischen Gliederungen der Gesellschaft enthalte, «wie der Eichbaum in der Eichel steckt».[1])

Kann nun auch das Zusammengehörigkeitsgefühl einer grösseren Gemeinschaft nie zu jener Stärke und Innigkeit gesteigert werden, welche in der Sonderfamilie durch die unmittelbarste Blutsverwandtschaft verbürgt ist, so liegt es doch nicht im Bereich des Unmöglichen, bis zu einem gewissen Grade auch im gesellschaftlichen Kunstgebilde das zu erreichen, was in der organisch erwachsenen Grossfamilie und in der erweiterten Hausgenossenschaft an familienhafte Grund- und Unterlagen erhalten und zu konstitutionellen Elementen mehr umfassender Genossenschaftlichkeit solidarisiert werden konnte. Dieses Familienhaft-Elementare zu erfassen, vom Fremden abzusondern und in Reinkultur zu erhalten, war Kleinjoggs eigentliche Absicht. Mit der Sicherheit eines Naturgenies erfasste er die wesentlichen Elemente: 1. die einfache Gemeinschaftlichkeit der Familie in Hinsicht auf Arbeit und Genuss, 2. die Erhaltung und Ausdehnung der familienhaften «Brot-Genossenschaft» und ihrer Existenzbedingungen, 3. die väterliche autoritative Erziehung, Disziplinie-

[1]) *Riehl*, Die Familie. 1855, S. 114, 115. Durchaus zutreffend betont Riehl, dass *nicht* der *Staat*, wohl aber die *Gemeinde* die einheitlichen Merkmale der erweiterten Familie in sich trage. «Die altdeutsche Gesamtbürgschaft der Gemeinden, sagt er, hat ihr Fundament in der älteren Gesamtbürgschaft der Familie... Es liegt eine tief sittliche Bedeutung in dieser Gesamtbürgschaft. Unsere Gemeinden haben [aber] längst vergessen, dass sie ursprünglich *Clan* gewesen sind... *Aus der Sittlichkeit der Familie wächst die allgemeine Sittlichkeit hervor.*» Daselbst, S. 137, 138.

rung und Leitung der ganzen Hauskommunion. Die grössere Hausgemeinschaft, die ihm vorschwebt, hat viele Züge gemein mit dem Wesen der südslavischen Hauskommunion, wie es sich bis heute in der serbischen Zadruga erhalten hat. Zwischen dieser gesellschaftlichen Institution und der Familiengenossenschaft der Pinçons, dem wahrscheinlichen Ueberbleibsel der alten keltisch-französischen «Communauté», steht Kleinjoggs Familiengemeinschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Volkswirtschaft

Zum Milchpreis. Zwischen Vertretern der Kantonsregierungen von Schaffhausen, St. Gallen, Thurgau und Zürich hat am 2. August im Rathaus Zürich eine Konferenz stattgefunden zur Besprechung der Erhöhung des Milchpreises durch die Delegiertenversammlung des Verbandes der nordostschweizerischen Käserei- & Milchgenossenschaften. Die Konferenz hat beschlossen, die Regierungen der vier genannten Kantone zu gemeinsamem Vorgehen in dieser Angelegenheit zu veranlassen. (Bekanntlich beschlossen obgenannte Produzentenverbände, vom 1. August an den Milchpreis um 1 Rappen pro Liter zu erhöhen, so dass der Abgabepreis auf 26 Rappen pro Liter zu stehen kommt; die ostschweizerischen Konsumenten dagegen sind fest entschlossen, diese Preiserhöhung nicht zu akzeptieren.)

Aus der Praxis

Warum sollen wir der Schokolade Marke „Co-op" den Vorzug geben? [1]

Zur Beantwortung dieser — nicht nur für die Mitglieder des Konsumvereins, sondern auch für die allgemeine Konsumentenschaft — wichtigen Frage müssen wir ein Jahr und etliche Monate zurückgreifen. Es sind kurz folgende Punkte zu erwähnen:

1. Die grossen Firmen der schweiz. Schokoladen-Industrien verfolgten seit Jahren das Ziel, eine allumfassende Organisation zu gründen, zwecks Reduzierung der Konkurrenz unter sich, zwecks Konzentrierung der Industrie in wenigen Händen und grösserer Rendite.

   In der Folge gehörten auch bald alle, mit wenigen Ausnahmen, dieser Orgnisation an.

   Ein weiterer Schritt war die Verschmelzung mehrerer grosser Fabriken. Diese sind die Hungrigen. Die Aktien wurden zu hohen Preisen bewertet und es müssen entsprechend früherer Jahre ansehnliche Dividenden herausgearbeitet werden. Dieses Ziel verlangt entsprechende Verkaufspreise!

   Der Fabrikantentrust suchte dies dadurch zu erreichen, dass er nach der Alleinherrschaft auf dem schweizerischen Gebiete trachtete. Diesen Zeitpunkt glaubte er vor anderthalb Jahren als gekommen. Er erklärte, dass nur diejenigen Grossbezüger und Wiederverkäufer die sogenannte Treue-Prämie — auch Treue-Bonus genannt — erhalten werden, welche ausschliesslich die Schokolade bei seinen Mitgliedern beziehen. Damit sollte erstens bezweckt werden, dass die wenigen Fabrikanten, welche ihre Freiheit bewahren und dem Trust nicht beitreten wollen, zur Kapitulation gezwungen werden sollen, und zweitens freie Hand in der Festsetzung der Verkaufspreise zu erhalten.
2. Der Verband schweiz. Konsumvereine widersetzte sich dem monopolistischen Ansinnen des Fabrikantentrustes und organisierte in aller Eile mit Hilfe der ringfreien Fabriken die Eigenpackung **Co-op.**

   Welchen Zweck hat nun diese Marke **«Co-op»?**

   Die Antwort ist eine gegebene.

   1. Die vorerwähnten Bestrebungen des Fabrikantentrustes — wie Alleinherrschaft auf weiter Flur — zu brechen,
   2. den Konsumenten selbst das Mittel in die Hand zu geben, um privatmonopolistische Tendenzen zu verunmöglichen und jede Bevogtung abzulehnen,
   3. den Konsumenten eine gute Qualität zu gerechtem Preise zu sichern.

Aus diesen kurzen Ausführungen geht hervor, dass der **Schokolade «Co-op»** vor allem eine volkswirtschaftliche Bedeutung zukommt, deren Aufgabe es ist, das Volk vor einer drohenden Ausbeutung zu bewahren.

Dies sind die Gründe, warum die Konsumenten der Marke

„CO-OP"

den Vorzug beim Einkauf geben sollen. Es ist aber auch **Sache des Ladenpersonals,** die Konsumenten und speziell die Hausfrauen hierüber aufzuklären.

Wir sagen nicht:

«Gebt einfach die Marke «Co-op», wenn Leute eine andere Marke verlangen, sondern erklärt unter gleichzeitiger Vorlegung der Ware:

«Wir halten auch die Marke «Co-op», die den Zweck hat, die Interessen der Konsumenten zu vertreten und ungerechter, drohender Verteuerung durch den Fabrikantenring entgegenzuarbeiten.»

Wir wissen aus Erfahrung, dass die Marke «Co-op» selbst in unmittelbarer Nähe grosser Ringfabriken nicht nur sehr geschätzt, sondern auch sehr begehrt ist. Die Qualität der Marke **«Co-op»** ist unbestritten.

Und nun noch eine kleine Erklärung:

Warum hat man die Bezeichnung «Co-op» gewählt und nicht eine andere?

«Co-op» ist eine Ableitung von co-operieren, englisch-französischen Ursprungs, wie unsere Konsumgenossenschaften auch. Co-operieren heisst: mitarbeiten, mitwirken. Auf diesem Grundsatze basiert der Aufbau der Konsumvereine, deren Mitglieder eben mitarbeiten und mitwirken müssen, denn der Konsumverein arbeitet durch das Volk und für das Volk.

Wir kaufen nur noch

„CO-OP"-Schokolade!

Zur Erholung für das Ladenpersonal.

Wir leben in einer geschäftlich allgemein flauen Zeit. Der mörderische Krieg mit allen seinen Folgen macht sich bis zur hintersten und letzten Hütte in Tal und Berg sehr fühlbar. Sparsamkeitsmassnahmen

[1] Zum Abdruck auf der vierten Seite des „Genossenschaftlichen Volksblattes" geeignet.

allein sich ihr Plätzchen zu schaffen sucht, schaffen sie alle gemeinsam an der Hebung und Besserung der ganzen Berufsschicht. Das ist der Sinn auch Ihrer Organisation. Wer ihr angehört, der hat — vielleicht unbewusst — den ersten Schritt getan aus dem Zustand des Kampfes in den der Gemeinschaft.

Aber, so werden Sie mir einwenden, ist denn nicht auch diese Gemeinschaft wiederum nur um des Kampfes willen entstanden? Entbrennt nun zwischen den organisierten Massen der Krieg nicht um so heftiger? (Schluss folgt.)

Energische Selbsthilfe.

Ueber einen originellen Selbsthilfeakt mährischer Hausfrauen, um sich der Preistreibereien auf dem Lebensmittelmarkt zu entledigen, berichtet die «Frankfurter-Zeitung»:

Auf dem letzten Wochenmarkt in Mährisch-Ostrau gab es für die Marktleute eine nicht geringe Ueberraschung. Die Hausfrauen hatten, um dem unerhörten Treiben der Marktleute zu begegnen, den Verkauf der von der Stadtgemeinde aufgekauften Gemüse übernommen und sich als Verkäuferinnen schon früh in die Verkaufsstände der Gemeinde begeben, um die Grünwaren feilzubieten. Die Qualität der Waren war vorzüglich, die Preise waren bis zu **40** Prozent niedriger als jene, welche die Marktleute verlangten, da die Gemeinde die Gemüse zum Selbstkostenpreis abgibt. Versuchsweise waren fünf Fuhren Gemüse und Kartoffeln den Hausfrauen zum Feilhalten zur Verfügung gestellt worden. Der ganze Vorrat war bis neun Uhr vormittags bis auf einen kleinen Rest Petersilie ausverkauft. Dieses Eingreifen der Hausfrauen hatte zur Folge, dass alsbald ein Preissturz auf dem ganzen Gemüsemarkte eintrat und um acht Uhr vormittags schon viele Marktleute die städtischen Preise unterboten, um nicht mit dem Gemüse wieder heimfahren zu müssen.

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.

(Fortsetzung.)

Die Zadruga ist diejenige Form südslavischer Hauskommunion, deren Gemeinschaftsleben dem Ideale Kleinjoggs im allgemeinen wohl am nächsten steht. Sie ruht wie alle Herd- und Familiengenossenschaften in den uralten Vorstellungen des Ahnenkultus, denen zufolge die Geschlechtsgenossen eine Wurzel und eine Krone, Schuld und Forderung gemein haben, Schande und Ehre zusammen teilen. Diese heidnisch-animistischen Anschauungen, die sich auch heute noch bei Naturvölkern finden [1]), wurden später durch christliche Einflüsse geläutert und vermischten sich mit dem Bruderschafts-Ideale, das in der slavischen Welt zu gesetzlichen Normen führte, wie sie in dem böhmischen Gerichtsbuche von Libusa einen charakteristischen Ausdruck in der Vorschrift erhielten: «Nach dem Satze des ewigen Gottes sollen Brüder gemeinsam schalten. Beide sollen gemeinsam besitzen.» Die Idee der Geschlechts-Einheit verfeinert sich zur Idee der Verbrüderung, die zwar auch in der natürlichen Vorstellung der Sippengemeinschaft, aber in viel roherer Auffassung enthalten ist. Die christlichen Einflüsse bewirkten hier eine Vergeistigung des blutsverwandtschaftlichen Prinzips, die ihre zarteste Blüte in der Idee und Sitte der Wahlgeschwisterschaft trieb, wozu einige südslavische Stämme das Freundschaftsverhältnis gestalteten und das von ihnen für heiliger und bindender gehalten wird als die natürliche Blutsverwandtschaft. Die natürliche Familiengemeinschaft strebt da gewissermassen aus der Enge des Hauses zu einer umfassenderen Genossenschaft, jedoch unter Bewahrung der Innigkeit des Haus- und Familiengefühls. Es liegt eine ähnliche Ausweitungstendenz vor, wenn sich der christlich gesinnte Slave zu der Auffassung bekennt, dass für Gott die ganze Menschheit eine Familiengemeinschaft sei. [1]) Indes ist diese kosmische Ausweitung des Familien-Ethos kein spezifisch slavischer Geisteszug. Die Entwicklungskurve, die Goethe in «Wilhelm Meisters Wanderjahren» von der «Hausfrömmigkeit» zur «Weltfrömmigkeit» beschreibt, bewegt sich im Grunde in derselben Bahn.

Ist die Blutsverwandtschaft das stärkste Band, welches die Mitglieder der Hauskommunion zusammenhält, so treten die wirtschaftlichen Vorteile, welche in ihr die Vereinigung mehrerer Personen zu einer unteilbaren Besitz-, Wirtschafts- und Arbeitsgemeinschaft gewährt, nur wenig hinter die Bedeutung jenes Blut-Cimentes [2]) zurück. Von diesem Gesichtspunkte gesehen, ist die Hauskommunion eine natürliche, aus dem Wesen der Einzelfamilie, ihrer inneren Ordnung und aus den Bedürfnissen ihrer Vermehrung und Erhaltung erwachsenen Vollgenossenschaft, die im Keime und auf dem Boden der Naturalwirtschaft alle Elemente einer in ihren verschiedenen Bestandteilen in einander greifenden allgemeinen Wirtschaftsgenossenschaft enthält. Die Begriffsbestimmung der Hauskommunion deckt sich daher in den ökonomischen Beziehungen ziemlich genau mit der allgemeinen Definition der Genossenschaft an sich. «Unter Hauskommunion, definiert O. Utsesenovitch, wird jene Art volkstümlichen Familienverbandes verstanden, in welchem mehrere Familien oder Hausgenossen als gleichberechtigte Mitglieder eines häuslichen Grundwirtschaftsvereins zur gegenseitigen Unterstützung und Erhöhung ihres Erwerbes in einer Familiengütergemeinschaft mit vereinten Kräften arbeiten.» [3]) Juristisch bestimmt, besteht eine Hauskommunion dort, wo die Gemeinschaft des Lebens und Vermögens durch Verwandtschaftsbande oder durch Aufnahme in die Kommunion natürlich begründet

[1]) Vergl. *Ernst Grosse,* Die Form der Familie und die Form der Wirtschaft, 1896, S. 140, wo von einem malaischen Sippenhaus, das jedoch eine *Muttersippe* darstellt, die Rede ist.

[1]) *Wladimir Solovjeff,* Die geistigen Grundlagen des Lebens. Jena 1914, S. 26.

[2]) *Dragolioub Novakovitch,* La Zadrouga (Les communautés familiales chez Serbes). Paris 1905, p. 105.

[3]) *Utsenovitch,* Die Hauskommunion der Südslaven. 1859, S. 189. — *Milan Markovic,* Die serbische Hauskommunion (Zadruga) und ihre Bedeutung in der Vergangenheit und Gegenwart. 1903, S. 20. — *Novakovitch,* a. a. O., p. 102, 103.

und befestigt geworden ist.[1]) Die serbische Zadruga, deren Wesen in diesen zwei Definitionen ökonomisch und juristisch umrissen ist, verrät die wirtschaftliche Herausstellung aus dem engsten Kreise des familiären Blutverbandes und die Annäherung an den Charakter der weiteren Besitz-, Wirtschafts- und Arbeitsgenossenschaft schon in ihrer Bezeichnung, denn «Zadruga» bedeutet, wörtlich übersetzt, «für den Kameraden» und auch die andern, früher dafür gebräuchlichen Namen (druzina, druztvo) besagen ungefähr das Gleiche wie «Assoziation» oder «Genossenschaft» [2]). Tatsächlich verkörpert die Zadruga die Familie in der Uebergangssphase zu einer rein genossenschaftlichen Organisation, freilich ohne Verwischung der vorherrschenden Merkmale des Sippenverbandes, denn in die zadrugarische Organisation können, von Adoptionen und anderen Ausnahmefällen abgesehen, der strengen Sitte gemäss, nur Blutsverwandte aufgenommen werden und die ursprüngliche Bildung einer solchen Hauskommunion vollzieht sich in der Weise, dass eine Familie mit ihrer Nachkommenschaft gemeinwirtschaftlich solange beisammen bleibt, als es die Raumverhältnisse und die Möglichkeit, an demselben Herde teilzunehmen, es nur immer gestatten. Es entsteht so zunächst eine Grossfamilie, die sich dann im gegebenen Momente spaltet, deren einzelne Glieder aber nach der Ordnung der Vorahnenschaft sofort wieder eine neue Hauskommunion bilden, die mit der alten keine Besitz- und Wirtschaftsgemeinschaft mehr hat, wohl aber in einer Art politischen Verbandes mit ihr verbleibt, der neben den Vorteilen einheitlicher höherer Führung auch die Möglichkeit weiterer interconnubialer Verbindungen erschliesst. Da die Stammeseinheit, das Pleme, älter ist als die zadrugarische Familienorganisation, so war übrigens unmittelbare Inzucht keine besonders bedrohliche Gefahr, aber die heiratsfähigen Söhne der Zadruga selbst pflegten sich in der Regel nur mit Töchtern aus andern Hauskommunionen zu vermählen, weil nur solche den Geist der Zadruga mitbringen und sich somit leichter in den neuen Familienverband idiorhythmisch einharmonisieren.[3]) Schrader[4]) glaubt, dass in der indogermanischen Urzeit die Deszendenten eines Mannes so lange beisammen blieben, als der gemeinsame Aszendent lebte oder die patria potestas, die väterliche Gewalt körperlich und geistig ausüben konnte, dass dann diese patriarchalische Grossfamilie auch nach dem Tode des Vaters, Grossvaters oder Urgrossvaters nicht selten bei einander blieb und dann mehr einen genossenschaftlichen Charakter annahm. Das entspricht durchaus unserer Auffassung von der ursprünglichen Entstehung der Hauskommunion. Die Urzelle ist die patriarchalische Grossfamilie, aber die serbische Zadruga ist nicht mehr patriarchalische Grossfamilie, sondern ein Verband von mehreren Familieneinheiten, die infolge eines Spaltungsprozesses aus jener Urzelle hervorgegangen sind und sich gewissermassen als Familien-Persönlichkeiten zu einer wirtschaftlichen Einheit verbunden haben, so dass die Pluralität der Familien-Mitgliedschaft geradezu als das charakteristische Merkmal der Zadruga erscheint, welches sie von der patriarchalischen und rein kommunistischen Grossfamilie unterscheidet. Mit dem Urbild der Zadruga verwandt, wenn nicht wesensgleich ist die frühere russische Grossfamilie, die es in zahlreichen Fällen zu sehr beträchtlicher Ausdehnung brachte, in dem schliesslich unabwendbaren Spaltungsprozess jedoch keine neuen Familieneinheiten ansetzte, sondern in die Gemeindeorganisation des «Mir» zerfloss. «Mir» und Zadruga, die oft für identische Gebilde gehalten werden, sind daher zwei verschiedene Institutionen, die begriffsmässig sich in keiner Hinsicht mehr decken, wiewohl sie gleiche Wurzeln haben. Der Zug zu Vereinigungen hauskommunistischer Art ist indes im russischen Volke noch heute sehr stark und selbst in der Fülle gewerblicher Genossenschaften (Artele), die nicht selten auch Haushaltungsvereine sind, ist die Grundidee der Hauskommunion noch lebendig. Das eigentliche, wenn man so sagen darf: modernere Wesen der Zadruga dagegen wird sich am anschaulichsten darstellen, wenn man sich diese Hauskommunion als einen Konsumverein vorstellt, der etwa 5—10 Haushaltungs-Familien mit deren Angehörigen umfasst. Diese Gemeinschaft, wollen wir nun annehmen, legt einen besonderen Wert darauf, unter sich zu bleiben, um den Geist, der sie schuf und ihre Eigenart begründete, zu erhalten. Durch den eigenen Familienzuwachs wird sie bald aus sich selbst heraus grösser werden und in dem Grade, als dies geschieht, wird zwar die Mitgliedschaft zu-, aber der ursprüngliche Geist durch allmähliche Ausschaltung des unmittelbaren Verkehrs abnehmen.

Man wird sich schwerer verstehen, die Reibungen und Unstimmigkeiten werden sich häufen und eines Tages wird man zu dem Entschlusse kommen, sich zu trennen. Da man aber die Sache selbst nicht aufgeben will, also an der Idee der Haushaltungsgenossenschaft festhält, so wird es zwar zur allgemeinen Auseinandersetzung und zur Differenzierung des Ganzen, aber nicht zur Auflösung in seine einzelnen Teile kommen. Je nach den Umständen, welche die Lebensfähigkeit und die Mischung einer selbständigen Gruppe bestimmen, wird man aus dem einen Vereine mehrere Vereine bilden und das vorhandene Grundvermögen unter die neuen Einheiten verteilen. Es erfolgt also nur eine gesellschaftliche Differenzierung, aber keine Teilung des Besitzes in individualistischem Sinne, denn eine solche würde die gleichmässige Verteilung des Vermögens an die einzelnen Haushaltungen bedingen. Hier jedoch bleibt das Vermögen des aufgelösten Ganzen gleichsam der Idee jenes Ganzen erhalten und dieses selbst setzt sich nur in neue Aggregatzustände um. Statt eines einzigen bestehen mehrere neue, nach demselben Prinzip organisierte Vereine. Bleiben diese zur Erhaltung der gemeinsamen Idee und Organisation in einem gewissen Zusammenhang unter einander, so wird sich nicht nur eine einheitliche Oberführung, sondern auch ein dauernder wechselseitiger Verkehr herausbilden und dieser Verkehr wird sich nach den Grundgesetzen der gleichmässigen Organisation und ihrer Zwecke vollziehen. Die einzelnen Mitglieder der Vereine werden sich alle als gleichberechtigte Genossen und in ihrer Gesamtheit sozusagen als eine Verbands-Sippe, als «Verwandte» erkennen.

Wie jeder Vergleich, so hat auch dieser seine Unebenheiten, aber unterschiebt man dem Prinzip

[1]) § 57 des serbischen B. G. B. von 1844.

[2]) «Druzina, druztvo ou zadruga, mots qui signifient à peu près association». *E. de Laveleye*, De la propriété et de ses formes primitives. 1874, p. 204.

[3]) S'il y a des membres de la *zadrouga* à marier, on tâche de leur trouver une fiancée parmi les jeunes filles d'une autre *zadrouga*, ne voulant pas prendre dans la maison une jeune fille qui n'a pas vécu dans une association nombreuse, de crainte que la jeune femme, n'ayant pas appris à vivre dans la collectivité et sous la discipline de la *zadrouga*, ne soit une cause de dissolution. *Novakovitch*, a. a. O., p. 87.

[4]) *O. Schrader*, Sprachvergleichung und Urgeschichte. 1907, II., S. 354.

der Sachverwandtschaft die Blutsverwandtschaft, so hat man in dem Vorgang, der hier geschildert wurde, eine Analogie des Bildungsprozesses der Zadruga, allerdings nicht des Bildungsprozesses in seinen primitiven Anfängen, sondern in den späteren Entwicklungs- und Mutationsperioden. Die Analogie zeigt die Zadruga in ihrer volleren Bewegung, in der sie sich tatsächlich immer mehr dem Wesen der Genossenschaft genähert hat, vor allem aber gibt sie eine Erklärung des beobachteten Phänomens, wonach die zadrugarischen Organisationen eine entschiedene Neigung zu dezentralistischer Differenzierung zeigen. «Alle Zadrugen, berichtet einer der wenigen wissenschaftlichen Erforscher, die sich auf persönliche Beobachtung stützen können, alle Zadrugen, welche wir besucht haben, sind aus vielen Mitgliedern zusammengesetzte Familien-Zadrugen. Aber es gibt auch zadrugarische Einzelfamilien. Die Zadrugen von 5—6 Mitgliedern sind sehr zahlreich. Es sind neugebildete Organisationen, oder Zadrugen, die sich durch Auflösung einer grossen Hauskommunion verkleinerten. Die Landleute sagten uns, die Zadruga könne niemals so gross werden, dass sie alle Einwohner eines Dorfes umfasse, sobald sie eine gewisse Zahl von Mitgliedern erreicht habe, löse sie sich von selbst auf. Die Gründe der Existenz-Unmöglichkeit sehr grosser Zadrugen vermochten uns die Landleute nicht aufzuklären. Im Falle der Auflösung wegen zu grosser Mitgliederzahl bilden sich an dem Platze dieser Organisation zwei oder drei kleinere Zadrugen und es kommt nicht sehr selten vor, dass sich jede Familie auf eigene Rechnung stellt. [1])

Den eigentlichen Grund dieser Erscheinung zeigt nun eben unser Vergleich. Er ist vorwiegend psychologischer Natur und die Neigung zur Dezentralisation, Auflösung und Neubildung erklärt sich aus der Schwierigkeit, innerhalb einer grösseren Organisation die Harmonie zu bewahren. Die grosse Hauskommunion steht vor der Alternative, entweder Gemeinde zu werden und damit auf die innigeren gegenseitigen Beziehungen zu verzichten oder aber durch Teilung und neue Aggregatbildung das Urwesen der familiären Organisation zu erhalten. Die «nicht sehr seltene» Flucht in die Einzelfamilie ist nur die äusserste Konsequenz dieser Teilung, welche auf den patriarchalisch-kommunistischen Urkern der Zadruga zurückführt. Die Einzelfamilie bildet in diesem Falle eine Zadruga für sich und die Serben haben dafür eine besondere Bezeichnung. Sie nennen diese zadrugarische Urform inokosna. Von unserer Einzelfamilie unterscheidet sich diese dadurch, dass in ihr der Wille lebt, dauernd zusammenzubleiben, gemeinsam zu wirtschaften und keine Besitzteilung vorzunehmen. Bleibt sie ohne Nachkommenschaft, so wird sie in absehbarer Zeit im Tempo der Absterbeordnung erlöschen, sind dagegen Söhne vorhanden und gehen diese eine Ehe ein, ohne den häuslichen Herd zu verlassen, so entsteht und entwickelt sich in ganz natürlicher Weise die eigentliche und typische Zadruga, deren charakteristisches Merkmal eine Mehrzahl blutsverwandter, in engster Lebens-, Arbeits- und Gütergemeinschaft verbundener Familien ist, deren Wachstum aber, wie wir festgestellt haben, einer Beschränkung unterworfen ist, die sich aus dem triebhaften Willen erklärt, der Disharmonie eines grösseren Verbandes zu entrinnen und die ursprüngliche Art rein zu erhalten. Ein weiteres Merkmal der entwickelteren Zadruga ist die Abschwächung der patriarchalisch kommunistischen Lebensformen. Die Besitz-, Wirtschafts- und Arbeitsgemeinschaft dauert in ihr fort, aber das Haus geht insofern auseinander, als jede Familie eine eigene Wohn- oder Schlafstätte bezieht, die sich an das Stammhaus anlehnt. «Entsprechend der Zahl der Verheirateten, berichtet Wuk Karadschitsch, ist die Zahl der kleinen Nebenhäuschen, die um das Haupthaus herumliegen, welches allen gemeinsam zum täglichen Aufenthalt dient. Dort finden die gemeinsamen Mahlzeiten statt, dort wohnen und schlafen die alten Leute, während alle andern in ihren eigenen Häuschen schlafen, das aber ohne Feuer ist, im Winter und im Sommer. In jeder Hauskommunion ist ein Hausvater, der regiert und das Haus, sowie das sonstige Vermögen verwaltet. Er gibt die Direktive, wo und wie gearbeitet werden soll und im Einverständnis mit den andern Mitgliedern der Hauskommunion, verkauft er, was zu verkaufen und kauft, was zu kaufen nötig ist. Er führt den Geldbeutel und sorgt für die Zahlung der Steuern und Abgaben. Der Hausvater ist nicht immer der Aelteste. Wenn der Vater alt wird, so übergibt er die Würde des Oberhauptes dem klügsten Sohne (dem Bruder oder Neffen), selbst wenn er auch der jüngste ist. Zuweilen kommt es auch vor, dass an Stelle des Hausvaters, der sein Haus nicht gut verwaltet, von den andern Mitgliedern ein neuer gewählt wird.» [1]) In der Regel tritt an die Stelle des verstorbenen Hausvaters der Aelteste derGenossen und zwar zunächst probeweise. Ist man mit seiner Verwaltung nicht einverstanden, so wählt man bald an seine Stelle endgültig einen neuen Hausvater. [2]) Natürlich gibt es in der Zadruga auch eine Hausmutter. Sie ist regelmässig die Frau des Hausvaters und nur in dem Fall, dass diese noch zu jung oder zu ungeschickt ist, wird eine andere Hausmutter erwählt. Lebt die Mutter des Hausvaters noch, so geniesst sie den Rang einer «Oberhausfrau». Die Hausmutter hält die Ordnung im Hause aufrecht, teilt den andern Frauen die Arbeit zu und sorgt für ein gutes Einvernehmen unter sämtlichen weiblichen Mitgliedern der Hauskommunion. Die grosse Bedeutung ihrer Stellung und Funktionen kommt in dem serbischen Sprichwort zum Ausdruck: «Das Haus steht nicht auf dem Boden, sondern auf der Frau.» Alle richtigen Arbeiten in einer Hauskommunion werden nach vorausgegangener gemeinsamer Beratung aller Mitglieder in Angriff genommen, indes haben ein Recht, an den Beratungen und Beschlüssen teilzunehmen, nur männliche Mitglieder und diese erst dann, wenn sie verheiratet sind, oder das zwanzigste Lebensjahr vollendet haben. [3])

Wir sehen nun klar, wie die Zadruga in der patriarchalisch-kommunistischen Einzelfamilie wurzelt und in ihrer natürlichen Entwicklung zu einem Familienverbande auswächst, der in Verfassung und Verwaltung genossenschaftliche Formen annimmt. Es ist die Genossenschaft auf der Stufe der Naturalwirtschaft, die im Bau und Leben der Zadruga in die Erscheinung tritt und in dem Rahmen der primitiven ländlichen Verhältnisse nicht nur gewisse verfassungsmässige Züge und die föderalistische Entwicklungstendenz der Genossenschaft aufweist, sondern, wie noch an einzelnen Beispielen zu zeigen ist, auch schon alle wesentlichen Elemente der wirt-

[1]) *Novakovitch*, a. a. O., S. 87.

[1]) *Wuk Karadschitsch* in der Zeitschrift «Daniza» von 1827, zitiert bei *Markovic*, a. a. O., S. 20.
[2]) *Markovic*, a. a. O., S. 25.
[3]) Daselbst, S. 22, 25, 26.

schaftlichen Assoziation und Kooperation in sich fasst. Aus diesen Merkmalen wird sich dann ergeben, wie sich das Gemeinschafts- und Führungsideal Kleinjoggs teilweise in ganz natürlicher Weise «zadrugarisch» gestalten musste. (Fortsetzung folgt.)

Ein Dokument der Bildung, das für sich selbst spricht.

Vom Bildungsgrad des Herrn K. Wunderli, Sekretär des V. o. l. G. in Winterthur, hatten wir nie eine grosse Meinung. In seinem jüngsten Produkt aber, das er anlässlich des Milchpreisstreites in der Ostschweiz verbrochen hat, überschreitet Herr Wunderli in jeder Beziehung die Grenze des anständigen Menschen.

In einem geistreich sein wollenden Poem an Herrn Nationalrat Schenkel wird die schweizerische Konsumentenschaft gröblich beleidigt.

Es lautet:

Der Nurkonsument.
Der moderne, von der «Liga» gezogene
Und von den schwächern Behörden verzogene
Nurkonsument ist ein:
Nie zufriedener,
Stets reklamierender,
Nur an sich denkender,
Sein Maul in alles henkender,
Von Gewissen und Logik befreiter,
Zum Verdrehen immer bereiter,
In Schwindelstatistik gern machender
Die Inlandsprodukte verachtender,
Nach Gefrier- und Bell-«Rind»(!)-Fleisch trachtender,
Speziell über die Bauern lästernder,
An der Staatskrippe gern sich mästender,
Als Volksfreund sich gerierender,
Hin- und her politisierender,
Nicht zu verbessernder,
Am besten sich selbst
auffressender
Parasit.

Den Anlass zu diesem «poetischen» Erguss gab, wie gesagt, der Milchpreisstreit in der Ostschweiz. Bemerkenswert an der ganzen Sache ist nur, dass Herr Nationalrat Abt, der Chefredakteur des Herrn Wunderli, diesen letzteren in der Milchpreisfrage selbst desavouiert. Das sagt genug!

Ein mittelständisches Urteil über die Konsumvereine.

«Wenn wir uns die Konsumvereine betrachten, so finden wir, dass sie besser als alle Kaufleute mit Vorräten eingedeckt waren und infolgedessen ihren Mitgliedern lange Zeit den alten Bezugspreis gewähren konnten. Aber auch nachdem ihre Vorräte aufgebraucht waren, konnten sie auf Grund ihrer grossen und guten Geschäftsverbindungen zu wesentlich billigeren Preisen einkaufen als die Kaufleute. Ausserdem machten sie aber auch die Preistreibereien nicht mit, standen dem tatsächlich vorgekommenen Lebensmittelwucher fern und konnten infolgedessen ihre Mitglieder um **20** bis **50** Prozent billiger bedienen als die übrigen Konsumenten und hauptsächlich die Wirte bedient wurden. Diese wesentlichen Vorteile kamen dann nicht nur den Mitgliedern zugute, sondern auch dem Verein selbst, denn sein Ansehen wurde gestärkt und seine Mitgliederzahl erhöhte sich beträchtlich. Das muss uns zu denken geben. Wir müssen uns fragen, was können wir Gastwirte in dieser Richtung tun?

Wir müssen unser Genossenschaftswesen besser ausbauen, besser unterstützen, Einkaufsgenossenschaften gründen und sie mit reichlichen Mitteln ausstatten, damit sie dieselbe Aufgabe, welche die Konsumvereine für die Konsumenten gelöst haben, für unser Gewerbe lösen können. Wären unsere Genossenschaften reichlich mit Mitteln versehen, dann könnten sie sich von unverderblichen und gangbaren Artikeln reiche Lager halten, und der wucherischen Spekulation wäre es in vielen Fällen nicht möglich gewesen, die Preise so unverschämt in die Höhe zu treiben, wie es tatsächlich geschehen ist.»

Dieses höchst vernünftige Urteil findet sich zwar in keinem mittelständischen Organ der Schweiz, wohl aber im «Bayrischen Gastwirt», München, in Nr. 23 vom 6. Juni 1915.

Diese Vernehmlassung ist um so bemerkenswerter, als die Wirteorganisationen — wie die «Konsumgen. Rundschau» richtig betont — vielfach wahrlich nicht allzuviel Wohlwollen für die Konsumvereine bekunden, sondern stramm Mittelstandspolitik mitmachen.

Volkswirtschaft

Zolleinnahmen. Die Zolleinnahmen betrugen im Monat Juli 1914 6,039,321.23 Fr., im Monat Juli 1915 4,718,695.35 Fr. Die Mindereinnahmen im Juli 1915 erreichen die Summe von 1,320,625.88 Fr.

Vom 1. Januar bis Ende Juli 1914 gingen ein 45,244,327.58, in der gleichen Zeitperiode 1915 dagegen Fr. 32,146,625.09. Die Mindereinnahmen während der sieben ersten Monate des Jahres 1915 betragen Fr. 13,097,702.

Milchpreiserhöhung in der Ostschweiz. Auf Einladung des schweizerischen Volkswirtschaftsdepartementes tagte Freitag den 7. August in Zürich eine Konferenz zu dem Zwecke, mit dem Verband nordostschweiz. Käserei- und Milchgenossenschaften in der Frage der Milchpreiserhöhung zu einer Verständigung zu gelangen. An der Konferenz nahmen teil Vertreter der Kantonsregierungen von Schaffhausen, St. Gallen, Thurgau und Zürich, der Stadträte von Schaffhausen, Frauenfeld, St. Gallen, Winterthur und Zürich, des schweizer. Milchhändlerverbandes, des Verbandes nordostschweizerischer Käserei- und Milchgenossenschaften sowie des Bauernsekretariates. Die Verhandlungen leitete Dr. Käppeli, Chef der landwirtschaftlichen Abteilung des schweiz. Volkswirtschaftsdepartements. Eine vollständige Einigung konnte nicht erzielt werden. Die Vertreter des Produzentenverbandes

Konsumenten und Produzenten um den Profit, — aber ein anderer Krieg bleibt gleichwohl: Wozu denn haben wir uns organisiert, — kämpfen wir denn nicht da als Arbeiter gegen Konsumenten? Ist der Kampf da nicht nur verschoben?

Nein, er ist da untergeordnet, eingeordnet, unter die Herrschaft der Gemeinschaft, wie wir es erstrebten; er spielt sich ab innerhalb einer grösseren, umfassenden Organisation. Denn die Gemeinschaft nimmt doch auch Sie und alle andern Genossenschaftsangestellten auf. Sie alle können Mitglied und damit zugleich Mitbestimmende sein. Das ist der grosse Unterschied. Hier wird der Arbeiter Mitbesitzer der Produktionsmittel; von der Ablage, der Sie vorstehen, in der Sie mich bedienen, gehört Ihnen genau so viel wie mir und Ihrem Vorgesetzten. Wir alle gehören dieser Gemeinschaft an, wir alle haben ein Interesse daran, dass sie wächst und gedeiht. Das gibt uns ein ganz anderes Verhältnis zueinander. Komme ich dagegen in ein Privatgeschäft, so sehe ich in der Verkäuferin die Angestellte jenes Geschäftes, die dessen Interessen vertritt. Derselbe Wandel findet auch in Ihrer Berufsstellung statt: Dem Leiter eines Privatgeschäftes gegenüber stehen Sie in reiner Kampfstellung, mit dem Ziel, ihm durch ihre Organisation möglichst viel an guten Arbeitsbedingungen abzuringen. Eine Grenze liegt da schliesslich nur in der Leistungsfähigkeit seines Geschäftes. In der Genossenschaft stehen Sie sich selbst gegenüber. Sie haben mit Ihren Wünschen und Forderungen selbst abzuwägen, wie weit die Leistungsfähigkeit Ihres Geschäftes geht. Sie sind zugleich Inhaber und Angestellte und müssen da Ihre Interessen in Einklang bringen.

Hier also ist die Gemeinschaft die Herrscherin, in ihrem Rahmen spielen sich dann, gebändigt, an ihr gemessen, die Kämpfe ab.

Nun aber werden Sie mir erwidern, dass das in der Theorie ja gut und schön aussieht, aber in Wirklichkeit nicht so ist. Wir haben alle die Juli- und Augusttage noch nicht vergessen, wo es auch Krieg gab zwischen den Hausfrauen und Ihnen! Wir wissen, dass man viele Beispiele dafür bringen kann, dass man es in Privatgeschäften besser hat als bei uns, Beispiele, bei denen man noch nirgends etwas von Genossenschaftlichkeit und Gemeinschaft merkt.

Ja, wir wollen getrost noch weiter gehen und an den Krieg von heute denken. Es ist nicht gesagt, dass es gelingt, mit Hilfe der Genossenschaft ihn auszutreiben. Wohl, wenn wir die Profitwirtschaft durch eine genossenschaftliche Wirtschaft ersetzen, dann beseitigen wir diese Art von Konkurrenzkampf. Wer aber bürgt uns dafür, dass nicht wieder andere Kämpfe im Wirtschaftsleben auftauchen? dass sie nicht auch unter der genossenschaftlichen Hülle zum Kriege ausarten?

Darum lassen Sie mich noch deutlich sagen, was wir mit der Genossenschaft gewonnen haben: In der kapitalistischen, der Profitwirtschaft, da geht es nicht ohne Kampf, da muss der eine des anderen Gegner sein. In der genossenschaftlichen Wirtschaft, da ist diese Notwendigkeit beseitigt, da können die Menschen friedlich miteinander schaffen, ja, sie kann nur wachsen, wenn sie es tun. Die Form der friedlichen Zukunft ist mit der Genossenschaft gegeben, — was wir aber hinzutun müssen, das ist den Geist, den Willen. Die Friedensmöglichkeit in Wirklichkeit zu übertragen, ist unsere Aufgabe.

Wir alle müssen wollen, dass kein Kampf mehr sei. Wir müssen unsere Gemeinschaft gross machen wollen, müssen sie erfüllen mit dem Geist der gegenseitigen Hilfe. Ich weiss wohl, da gibt es ganz ungeheure Arbeit zu leisten. Schon innerhalb unserer Genossenschaft sind wir weit davon entfernt. Und im Leben einer Nation und im Völkerleben kann ja doch nur dann Frieden herrschen, wenn dieser Geist sich auch in dem inneren Gemeinwesen durchringt.

Wollen Sie aber sagen, das sei unmöglich? Haben sich doch um des Profites willen bitterfeindliche Konkurrenten so und so oft geeinigt! Haben nicht in den grossen Organisationen der Arbeiter, haben nicht Sie in der Ihrigen, alle den momentanen Einzelvorteil dem Interesse der Klassen- und Berufsgenossen untergeordnet und halten nun Gemeinschaft? Warum sollte es durch gleiche, treue Arbeit nicht möglich sein, in dem weiteren Wirtschaftslebén gemeinsam an unsere gemeinsamen Ziele zu denken und für sie zu arbeiten? Ist es wirklich ein Wahngedanke, es für möglich zu halten, dass alle, statt sich im kapitalistischen Wirtschaftsleben zu bekämpfen und zu bekriegen, nun gemeinsam, alle für alle schaffen können? Halten Sie es wirklich für ausgeschlossen, das soziale Wirtschaftsgebilde, wo die Menschen nicht mehr immer nur ich, ich, ich denken, sondern auch du und du und ich? Nun, wenn Sie das für unmöglich halten, so haben Sie auch den Mut, treten Sie vor die Menschen hin, die unter diesem Kriege leiden, die aus ihm heimkehren nur mit dem einen Gedanken: es muss der letzte sein, treten Sie vor sie hin und rufen ihnen Ihr «Unmöglich» zu, — unmöglich, denn wir glauben nicht an des Menschen Fähigkeit zum Frieden!

Stimmen Sie aber mit ein in den Schrei nach Frieden, nun wohl, dann treten Sie bewusst und entschlossen auf unsere Seite, dann arbeiten Sie mit am Werke des Friedens. Sie werden Millionen Feinde haben, überall, aber auch Millionen Helfer: Mütter, die ihre Kinder im Sinne der Zukunft erziehen, Lehrer, welche die Schule in ihren Dienst stellen, Politiker, die den äusseren Bau des Friedens bauen helfen, — und mit Ihnen nun Sie und wir, — alle tätig in der Wirtschaft, der Grundlage allen Lebens, den Frieden zu begründen. Sie, die Verkäuferinnen, und wir, die Käuferinnen, wir alle geeint in einer Organisation, wollen arbeiten so lang unser Leben währt, an unserer Stelle, dass die Form des Friedens sich erweitere, und vor allem, dass der Geist des Friedens bei uns lebendig sei.

D. Staudinger.

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.

(Fortsetzung.)

Die Hauskommunion stellt überall, wo sie auftritt, nicht nur eine auf die Blutsverwandtschaft, sondern zugleich auf die Gemeinschaft der wirtschaftlichen Interessen gegründete Genossenschaft dar. Markovic bemerkt, dass er den Versuch, an Stelle von Hauskommunion «Grossfamilie» zu sagen,

schon deshalb nicht für besonders glücklich halte, weil dadurch der ökonomische Charakter der in Rede stehenden Familienassoziation nicht genügend angedeutet werde.[1]) Auch andere Erforscher und Schilderer der hausgenossenschaftlichen Organisation haben auf die unterscheidenden Merkmale hingewiesen, die zwischen der «Grossfamilie» und der typischen Hauskommunion bestehen. So ergänzt Schrader die Beschreibung einer partriarchalischen Grossfamilie Russlands, indem er hinzufügt, dass es neben dieser Art noch eine zweite, mehr genossenschaftliche Art (semija artélinago tipa) gebe, die aus einigen Brüdern mit ihrer Nachkommenschaft bestehe, zuweilen aber auch aus Personen, die nicht miteinander verwandt seien, dann Zusammenleger oder Genossen (sjabry) hiessen und einen gewählten Führer an ihrer Spitze hätten.[2]) Diese letztere Art ist nun freilich eine von dem Grundprinzip blutsverwandtschaftlicher Organisation abweichende Neubildung, aber sie zeigt jedenfalls, wie nahe es liegt, die Familienidee in die Genossenschaftsidee überzuleiten, oder vielmehr die Genossenschaft auf der ideellen Grundlage der Familie zu errichten. In Wirklichkeit handelt es sich dabei allerdings mehr um die Uebernahme wirtschafts-technischer, als ethischer Prinzipien, wie auch die moderne Hauskommunion in Serbien sich weniger auf gemeinsames und unteilbares Eigentum, als auf gemeinsame Bewirtschaftung stützt.[3]) Doch wird sie hier ausserdem noch nach wie vor durch den Zement blutsverwandtschaftlicher Bindung zusammengehalten, wenn auch der Zutritt geschlechtsfremder Elemente keine so seltene Erscheinung mehr ist, wie er es früher war. Dadurch eben hebt sich die Zadruga wesentlich von der Natur der freien landwirtschaftlichen Genossenschaft ab, die in Serbien übrigens in gewissem Sinne auch Zadruga sein will.[4]) Die echte und typische Hauskommunion ist eine Bruderschaft des Blutes, die freie moderne Genossenschaft, die zurzeit noch kein einheitliches Gebilde darstellt, strebt der Bruderschaft des Herzens und des Geistes zu. Um mit Proudhon zu reden, ist die Frage jetzt die, wie wir, Brüder von Natur, es auch durch die Gesinnung werden können.[1]) Die geistige Bruderschaft ist also das Ziel der freien Genossenschaft, in der ursprünglichen und echten Hauskommunion aber ist natürliche Bruderschaft das Prinzip der Gemeinschaft. Mit der Gemeinschaft an sich verhält es sich jedoch nicht so, wie Proudhon meint, nämlich, dass sie sich mit dem Wesen der Familie, «ihrem Bilde und Vorbilde», nicht vertrage. Die Familie bewegt sich allerdings auf einer anderen Ebene und ist eigentlich, wie gesagt schon im Prinzip, schon in den Anfängen am Ziele, eben weil sie Natur ist, aber gerade weil sie das ist, ist sie Vorbild und ist dieses Vorbild von grosser Bedeutung für die Entwicklung des Gemeinschaftscharakters der Genossenschaft. Weil Proudhon nicht in der Gemeinschaft, sondern in einer nach dem Buchhaltungs-Prinzip von «Soll und Haben» geregelten allgemeinen Interessen-Harmonie das Heil der menschlichen Gesellschaft sucht, negiert er zwar nicht die Familie als natürliche Gemeinschaft, behandelt sie aber als den Sitz des natürlichen Egoismus, über die er ideell eine «Bruderschaft von Herz und Geist» setzt, die in Wirklichkeit lediglich auf dem Prinzip des gerechten Werttausches beruht, an dessen Möglichkeit er kraft seiner Kreditorganisation glaubt, den es aber niemals gegeben hat und niemals geben wird, aus dem einfachen Grunde, weil die Gesellschaft aus Individuen besteht, deren Kräfte ungleich, ja zum Teile sehr schwach sind, und weil der Wert der menschlichen Arbeitsleistung nicht nur individuelle, sondern auch kollektive Potenzen in sich schliesst, was von vorneherein jede allgemein befriedigende Ausgleichung im Sinne mathematisch-exakter Gerechtigkeit verunmöglicht. Die Natur allein hat den sichersten Weg zur Ueberbrückung der Klüfte gewiesen, und dieser Weg führt durch die Familie hindurch, über mannigfache Differenzierungsgebilde hinweg zur föderativen Genossenschaft, in deren richtiger Verfassung und Organisation sich die Idee der Familie wie in einem Gleichnis spiegelt.

In der Hauskommunion ist die natürliche Familie gewissermassen wirtschaftlich in die Genossenschaft hineingewachsen und die Sippengemeinschaft der Ackerbauer führte aus ökonomischer Notwendigkeit zur Herausstellung der elementaren genossenschaftlichen Form- und Bildungsgesetze. In den Zeiten nomadischer Lebensführung waren Hordensippen und Stämme die Hauptträger sozial-ökonomischer Einheit, mit der festen Ansiedlung, die durch Aufnahme der Bodenkultur eingeleitet wird und Ackerbau-Geschlechter hervorbringt, verschiebt sich der Schwerpunkt ökonomisch-sozialer Einheit auf Haus, Hof und Feld der Einzelfamilie. Als dieser Prozess einsetzte, war der Boden noch ganz frei, res nullius, oder er wurde von den Stämmen, die ihn im Kampfe erobert hatten, den einzelne Sippenfamilien zur Bebauung und Nutzung zugeteilt. Die Einzelfamilie übernahm die Rodung und Bebauung, und die eine wie die andere Verrichtung erforderte eine gewisse Anzahl von Arbeitskräften. «Dem Bauern, bemerkt gelegentlich unser Hirzel, dient eine zahlreiche Haushaltung zum Segen, er sieht neue Kräfte in seinen Kindern anwachsen seinen Wohlstand zu vermehren, der immer mit der Anzahl der arbeitenden Hände im Verhältnis steht.»[2]) Zunächst stellt die einzelne Familie eine einfache Wohn- und Brot-

[1]) *Markovic,* a. a. O., S. 22.

[2]) *Schrader,* a. a. O., II., S. 357.

[3]) *Markovic,* a. a. O., S. 69.

[4]) Das literarische Organ des Verbandes der serbischen landwirtschaftlichen Genossenschaften führt den Titel «Zadruga». In genossenschaftlichen Schriften des Verfassers der vorliegenden Abhandlung glaubte die Leitung dieses Verbandes zadrugarischen Geist entdeckt zu haben, weshalb sie nicht nur verschiedene Stücke übersetzen liess und in ihrer Zeitschrift zum Abdruck brachte, sondern auch an den Verfasser mit dem Ersuchen herantrat, sich in einer besondern, von dem serbischen Verbande herauszugebenden Schrift über das Verhältnis der modernen Wirtschaftsgenossenschaft zur Zadruga und über die Stellung beider zu Gemeinde und Staat zu äussern. Die Familiengenossenschaft hatte den Verfasser tatsächlich schon lange stark beschäftigt und auch zu praktischen Versuchen modifizierter Nachbildung veranlasst, die nicht ohne gewisse theoretische Ergebnisse blieben, und so stellte ihn die Einladung des serbischen Verbandes vor eine willkommene Aufgabe. Andere Verpflichtungen verzögerten indes die Ausführung des Auftrages, die nun infolge des europäischen Krieges auf unbestimmte Zeit vertagt ist. Zufällig oder auch nicht zufällig bot sich dem Verfasser im Verfolg seiner nächsten Verpflichtung wieder dasselbe Problem zur Behandlung dar, wovon eben die vorliegende Abhandlung zeugt, die in ihrer weiteren Entwicklung vielleicht auch die Lösung gibt, welche die serbischen Genossenschafter suchen. Im übrigen handelt es sich hier sowohl in Hinsicht auf die genealogischen als auf die ethischen Momente um ein *allgemeines* Genossenschaftsproblem und es wird sich zeigen, wie die Familienidee überall als höheres Leitmotiv in der Bewegung der Genossenschaftsidee heraustönt.

[1]) *P. J. Proudhon,* Die Widersprüche der Nationalökonomie oder die Philosophie der Not. Deutsche Ausgabe von W. Jordan. 1847. 2. Teil, S. 320, 321.

[2]) Auserlesene Schriften I., 256.

genossenschaft dar. Sie rodet und pflegt nur soviel, als sie zu ihrer Ernährung notwendig braucht, also nur die Not oder Nahrung (nauda, naute). Mit dem Familienzuwachs steigert sich der Bedarf und in der Wechselwirkung von Zuwachs und Bedarf wird immer mehr Land okkupiert, gerodet, in die Hofzone einbezogen und in Kultur genommen. Nichts ist dabei natürlicher, als dass die Familie einschliesslich der erwachsenen, besonders aber der männlichen Sprösslinge beisammen bleibt und im Rahmen der Wohn- und Brotgenossenschaft auch eine dauernde Arbeitsgemeinschaft bildet, die sehr bald zu einer primitiven Arbeitsteilung übergeht. Es kommt hinzu, dass die Landwirtschaft zu gewissen Zeiten und bei gewissen Gelegenheiten, z. B. zur Erntezeit Arbeitshäufung, d. h. die Gemeinschaft einer Mehrzahl gleichzeitig und gleichartig arbeitender Menschen fordert[1]), die viel mehr und viel schneller bewältigt, als ein einzelner oder eine Minderzahl von Arbeitern selbst in einem viel grösseren Zeitraume fertig bringt. So entsteht das gemeinsame Werk, die Arbeitsvereinigung des Ackerbauers. Was in den nomadischen Zeiten «Mitfänger» und «Reisegefährte» hiess, heisst jetzt Brot- und Dienstgenosse, und beide Begriffe fallen mit dem der Familie zusammen. Die alte Sippe tritt in ihren ökonomischen Funktionen in den Hintergrund, denn es hat sich der Quellpunkt, der Jungbronnen einer neuen Sippe aufgetan, die sich ein nach den Gesetzen ihrer Fortpflanzung, ihrer Existenzbedingungen und ihres Erwerbes in sich einheitliches Dasein, eine zugleich familiäre und ökonomische Lebensgemeinschaft bereitet. Das Leben unter einem Dache und um einen Herd vermindert die Unterhaltungs- und indirekt auch die Produktionskosten, was leicht bemerkt wird, da Erzeugung und Verbrauch in der Landwirtschaft sich sehr nahe liegen und als übersichtliche Einheit in die Augen fallen. Diese zwei ökonomischen Wirkungen mussten sich schon in den primitivsten hausgenossenschaftlichen Vereinigungen fühlbar machen. «Sie sind unseren Bauern wohlbekannt, sagt Novakovitch, und für sie sind Zadruga und Wohlstand gleichbedeutende Begriffe.»[2]) So also entstand die Hauskommunion und so traten die ersten Elemente der sesshaften Gemeinwirtschaft in die Erscheinung. Die Bodenkultur löst die Familie von den ökonomischen Existenzbedingungen der nomadenhaften Ursippe ab und eröffnet ihr einen selbständigen ökonomischen Mittelpunkt, die Haus- und Hofwirtschaft der Einzelfamilie, aus der sich ja auch etymologisch der Begriff der Oekonomie und des Wortes selbst ableitet. Der Wohlstand von Haus, Hof und Feld wächst mit der Zahl der Familiengenossen, und nachdem der früher umherschweifende Sippenmensch in Reih und Glied der Horde das Kraftgesetz der grösseren Zahl für Kampf und Abwehr gefunden hatte, entdeckt nun der sesshafte Sippenmensch dasselbe Gesetz in dem Bezirke der geschlossenen Familienwirtschaft und in dem Masse ihrer Ausbreitung. Die neue familiäre Gemeinschaft, die neue Familiensippe ist in Wirklichkeit der Keim einer neuen gesellschaftlichen Ordnung. Der Keim entwickelt Wachstumsenergie, drängt und treibt zur vielfachen Entfaltung; er will Gesellschaft, er will die Gesellschaft werden. In diesem instinktiven Drange arbeitet er, des letzten Zieles unbewusst in dem Vaterwillen, in dem Vatersinne und in der Vaterliebe, was alles im tiefsten Grunde viel geistiger und weitgreifender ist als Muttersinn und Mutterliebe, denn das Wesen des Mannes ist vorwiegend Geist, das Wesen des Weibes aber vorwiegend Natur. Jener drängt in die Weite, dieses ist in der Bemutterung und Beherrschung des engsten Kreises in seinem Elemente und daher auch schon an seinem Ziele. Die Frau ist darum die eigentliche Trägerin und Bewahrerin der einfachen Familienidee, die natürlich liebevollste und zuverlässigste Hegerin der nächsten Blutsgemeinschaft; der Mann dagegen strebt hinaus aus dieser Enge, und soweit er in sich selbst noch vorwiegend Natur ist, sucht er die Befriedigung seines instinktiv-geistigen Dranges in der Fortsetzung und Zusammenfassung der Reihen seines Geschlechtes. Er ist Erzeuger und als solcher der individualisierte Lebenswille der Gesellschaft; in seiner Natur waltet das Gesetz des unendlichen Vermehrungstriebes, in seinem Geiste aber das sittliche Gesetz der Verantwortung für die Lebensmöglichkeit der Nachkommen. Im Bewusstsein dieser Verantwortlichkeit geht des Mannes Sinn auf Erweiterung des Nahrungsspielraums für die wachsende Familie und die kommenden Generationen. Der bekannte «Landhunger» des Bauern ist nichts anderes als der dunkle Drang, seine Persönlichkeit, sein Ich zu vervielfachen und dem vervielfachten Ebenbilde, dem vermehrten eigenen Blute die Nahrung, im weiteren Sinne die Existenz und grössere Entwicklungsmöglichkeiten zu sichern. Der Bauer ohne Kind oder Kinderschar ist beinahe ein undenkbares Wesen. Seine Kraft versiegt, erschlafft oder gerät auf Abwege, wenn er seinen Samen nicht aufgehen und wachsen sieht wie die Frucht auf seinem Felde. In demselben Bewusstsein der Verantwortlichkeit für die Nachkommen, das «Geschlecht», wie er sagt, wird er Land-Okkupator, Land-Erwerber, gleichzeitig aber auch Wirtschafter — homo œconomicus. Wir haben bereits gesehen, wie Kleinjoggs Landhunger mit seinem Wirtschaftsideal verwurzelt ist. Er ist sparsam im Verbrauche, in allen Dingen haushälterisch, wirtschaftlich, um die Produktionsergebnisse zu steigern und zu verbessern, er verbessert auch den Boden, aber dies alles nicht, wie Proudhon einmal in einem andern Sinne sagt, aus dem Grunde unfruchtbaren Zusammenscharrens, sondern zum Zweck einer neuen Schöpfung, d. h. einer immer grösseren Produktion und Konsumtion.[1])

Kleinjogg erachtete es daher für vorteilhafter, aus den Reinerträgen seiner Wirtschaft neues Land zu erwerben, als sie zu kapitalisieren. Bei den serbischen Zadruga-Bauern hat man denselben Zug beobachtet. Novakovitch schildert eine grössere Hauskommunion in dem Dorfe Voukoni, die er im Jahre 1903 besuchte. Dieselbe umfasste damals an Acker-, Wiesen- und Waldland ungefähr 160 Hektar, an Vieh etwa 100 Stück, darunter 11 Pferde, 60 bis 70 Schweine usw., das Federvieh nicht eingerechnet. «Das jährliche Einkommen dieser Hauskommunion, berichtet Novakovitch nach dem Zeugnis des Hausvaters (starechina), beträgt 4000 Fr., wovon 1000 Fr. auf häusliche Ausgaben entfallen, der Rest aber auf Landkäufe verwendet wird, weil die Bauern finden, dass man auf diese Weise ökonomischer verfährt. Man lässt nur wenig Bargeld im Hause liegen, und sobald man eine Summe von 500—600 Fr. beisammen hat, verwendet man sie zum Ankauf von

[1]) *Bücher,* Arbeit und Rhythmus. 5. Auflage, S. 54.

[2]) *Novakovitch,* a. a. O., S. 154.

[1]) *Proudhon,* a. a. O., II., S. 361.

Land.»[1]) Das ist nun nicht etwa eine modernem Spekulationsgeist entspringende Hauspolitik, sondern eine Methode der Besitzerweiterung, die teils auf Erhaltung des Geschlechts, teils auf grössere Oekonomisierung des Betriebs und des ganzen Hauswesens abzielt. Sie ist so alt wie die Institution der Hauskommunion selbst, die, wie auch von Markovic betont wird, durch Vermehrung der Familie, durch das Anwachsen ihrer Mitglieder und durch die Okkupation des nötigen Landes für deren Erhaltung entstanden ist.[2]) Solange es Land im Ueberflusse gab und durch freie Okkupation und Nutzung Eigentum an einer Bodenfläche erworben werden konnte, pflegte sich jede Familie so viel davon anzueignen, als sie zu bebauen vermochte.[3]) Es ist klar, dass unter diesen Umständen durch Vermehrung der Betriebskräfte nicht nur die Okkupation selbst, sondern auch die Bewirtschaftung des Bodens, sowie die gesamte Haus- und Hofhaltung erleichtert wurde. Die Arbeitskraft war Kapital erster Potenz, und jede weitere arbeitsfähige Hand bedeutete für die Familie einen Zuwachs an Aneignungs- und Nutzungskraft. Kinderreichtum war ein wirklicher Segen, denn je mehr eigene, mit dem Organismus der Familie verwachsene Hände sich betätigten, desto glatter und sicherer vollzog sich der Arbeits- und Wirtschaftsprozess und desto rascher wuchs man in den Wohlstand hinein.[4]) Die grössere Familie wurde Mass und regulatives Prinzip für die rationelle Wirtschaftseinheit, woraus sich auch die spätere Erscheinung erklärt, dass es mit dem Prinzip der blutsverwandten Bindung nicht mehr so genau genommen wurde und fremde Elemente Eingang in die Hauskommunion fanden, sofern die Quellen des eigenen Blutes zu versiegen drohten. Wenn sich trotzdem im Bereiche der Hauskommunion nirgends ein eigentlicher Grossbetrieb entwickelte, so ist der Grund der Einschränkung auf ein bestimmtes Mass ökonomischer Zentralisation vor allem in dem Umstande zu suchen, auf den wir bereits hingewiesen haben, nämlich in der Neigung der grösseren Gemeinschaft zur Auslösung disharmonischer Stimmungen, der man durch Teilung grösserer Einheiten und Neubildung kleinerer Organismen sowohl im Interesse der Wirtschaft wie des Sippenfriedens zu entgehen trachtete. Eben dadurch erhielt sich die Institution selbst, während sie die schrankenlose ökonomische Zentralisation im Kerne verdorben und so in ihrem innersten Wesen zerstört hätte. Wie die Hauskommunion soziologisch ein Mittelding ist zwischen Grossfamilie und Wirtschaftsgenossenschaft, so reiht sie sich in rein ökonomischer Hinsicht als eine Zwischenstufe zwischen Klein- und Grossbetrieb ein, indem sie die Vorteile beider Betriebsformen in sich vereinigt und in den primitiven landwirtschaftlichen Verhältnissen Mass und Grenzen des Oekonomisch-Rationellen umschreibt. (Fortsetzung folgt.)

[1]) *Novakovitch,* a. a. O.: «Le reste est employé à l'achat des terres, puisque les paysans trouvent que c'est le meilleur moyen d'économiser.» (p. 82.) An einer andern Stelle: «Les dépenses pour le ménage de la zadrouga ne sont pas grandes, puisque la vie des paysans est sobre et le luxe minime. Le surplus qui reste après le prélèvement des dépenses pour toute une année est employé ordinairement à l'achat des terres, des instruments aratoires nécessaires à l'exploitation agricole. Le paysan serbe, du reste comme tous les paysans, est très avide de l'achat des terres.» (p. 123.)

[2]) *Markovic,* a. a. O., S. 38.

[3]) *Markovic,* daselbst, S. 41.

[4]) «La zadrouga a toujours assez d'hommes, et sa prospérité est d'autant plus grande qu'elle peut donner plus de bras à travailler. Si l'on ajoute que les journaliers des villages sont très rares, on peut se faire une idée de la valeur de la pluralité des membres dans l'association.» *Novakovitch,* a. a. O., p. 154.

Aus der Praxis

Ueber Personalsünden. In Nr. 33 des «Schweiz. Konsum-Verein» verbreitet sich ein «Argus» einlässlich über Tugenden und Untugenden des Verkaufspersonals. Dass das meiste darin sehr zutreffend ist, wird man billig zugeben müssen, und mancher Verkäufer und Verkäuferin hätte in den genannten Ausführungen im guten oder schlimmen Sinne ihr Spiegelbild deutlich erkennen können, notabene wenn das Blatt dem Personal überhaupt zugänglich wäre. Das ist auch ein Gegenstand, über den sich ein Kapitel schreiben liesse; indes darüber ein andermal.

Wenn ich auch zu dem Artikel des Herrn «Argus» die Feder in den Tintenkübel tauche, geschieht das nicht, um schon Gesagtes zu wiederkauen (dazu ist der Raum des «Schweiz. Konsum-Verein» zu kostbar), sondern um mit ein paar Strichen den Revers aufzuzeigen.

Eine unerlässliche Eigenschaft des Ladenpersonals ist Geduld, nochmals Geduld, und drittens Geduld, so wie sie etwa Hiob besessen haben mag. Nerven wie Schiffstaue sind für den Ladendienst Vorbedingung, und niemals darf eine geschulte Verkäuferin oder dito Verkäufer ihrem Temperament die Zügel schiessen lassen und dem oft sehr gerechten Unmute am unrichtigen Orte Luft machen. Das ist eine Selbstverständlichkeit, die nicht vieler Worte bedarf.

Weil nun aber kein Mensch aus seiner Haut heraus kann, so wird eine verständige Verwaltung kein Scherbengericht veranstalten, wenn einem aufgebrachten Angestellten ein paar undiplomatische Wahrheiten entfahren, was zwar nicht zu entschuldigen, aber vielleicht doch zu begreifen ist.

Denn wie es nach Charaktereigenschaften und Fähigkeiten sehr verschiedenartig abgestuftes Personal gibt, so ist dasselbe der Fall beim kaufenden Publikum. Da gibt es Leute, die ein bescheidenes, einnehmendes Wesen haben, sich im Laden nicht ungeniert vordrängen, und nicht in deplaziertem Hochmute wähnen, einige freundliche Worte an das Personal seien darum Luxus, weil dieses ja bezahlt sei und auf eine andere Behandlung als wie der erste beste Ladenschwengel in einem Privatgeschäft überhaupt keinen Anspruch hätte.

Derartig verständige Leute wird man jederzeit gerne kommen sehen, und werden solche auf zuvorkommende Bedienung auch bei jenen Angestellten zählen können, denen zuckersüsses Wesen just nicht angeboren ist. Wiederum gibt es Mitglieder, meinetwegen auch Nichtmitglieder, die ein knappes, kurz angebundenes Gebaren an sich haben, nicht eigentlich unfreundlich, aber sparsam mit ihren Worten sind. Auch diese wird man gerne bedienen und wird ihrer Kürze um so mehr Dank wissen, je weniger man selber zum Gespräche aufgelegt ist, was vorkommen kann.

Eine dritte Sorte Kunden, und das sind die unangenehmen, haben dem Personal gegenüber stets einen schroffen, anmassenden Ton zur Hand. Da soll man auf Kilometerdistanz erraten können, was sie eigentlich wünschen. In der Bedienung wollen sie jederzeit ein Vorzugsrecht, Kinder werden rücksichtslos beiseite gedrängt; wird ein Artikel im Preise erhöht, woran doch das Personal unschuldig

gung, unserem Verbande fremde Kakao- und Schokoladeprodukte zu kaufen bezw. verkaufen, als begründet anerkennen und somit auf irgendwelche Umsatzprämie verzichten, oder ob Sie in der Lage sind, die uns gemachte Mitteilung anzufechten. Sollte uns innerhalb 15 Tagen keine Antwort zukommen, so würden wir annehmen, dass Sie die Anschuldigung anerkennen, und würden Sie, ohne Rekursmöglichkeit, als der Jahresprämie verlustig betrachten.

Hochachtungsvoll!

Chambre syndicale
des Fabricants suisses de chocolat,
Secrétariat général:
Vidoud.»

Hätten die Händler grad und aufrichtig, wie die Konsumvereine, den einzig gangbaren Weg beschritten, nämlich die Syndikatsmarken boykottiert und sich «**ringfrei**» gemacht, anstatt zu versuchen, beim Schokoladering «lieb Kind zu werden» und dabei ein Extraprofitchen zu machen, so wären sie eben nicht, was sie heute sind, ganz bös zwischen Stuhl und Bank gefallen.

Viel scheinen die Händler trotz dieses bösen «Reinfalles» immer noch nicht gelernt zu haben, denn sonst könnte die löbliche Redaktion des «Spezereihandel» nicht von einer «unbegreiflichen Kurzsichtigkeit der Fabrikanten» schreiben, sondern sie müsste sich und die Händler selbst bei der Nase nehmen.

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.

(Fortsetzung.)

Wirtschaftlich gesehen, war es ursprünglich der Kampf um das tägliche Brot, der die Familie zur Grossfamilie und diese zu einer Art Genossenschaft gestaltete. Das familiäre Zusammengehörigkeitsgefühl steigerte sich im Rahmen der grösseren Wohn-, Brot- und Arbeitsgemeinschaft zu einem ökonomischen Einheitsbewusstsein, und in dem Masse als dies geschah, entstand ein soziologisches Gebilde, in dem die genossenschaftlichen Formen und Verfassungsmerkmale immer schärfer hervortraten. Man hat beobachtet, dass die ökonomische Entwicklung das Wesen der Familie verändert, so dass die verschiedenen Formen der Familie den verschiedenen Formen der Wirtschaft entsprechen und sich somit ein Zusammenhang zwischen Familienform und Wirtschaftsform ergibt.[1]) Die Hauskommunion zeigt uns eine soziologische Uebergangsstufe, in der sich ein Anpassungsprozess der uralten Sippenordnung an die ökonomischen Existenzbedingungen der sesshaften Ackerbaufamilie vollzieht. Die Anpassung verwirklicht sich in der mannigfachen Form eines Kompromisses. Sie verwandelt die ursprünglich nomadische, an eine allgemeinere Sippenordnung gebundene Hordenfamilie in eine freiere, ökonomisch fast auf sich selbst gestellte Familiengemeinschaft, die aus ihrem eigensten Wesen heraus eine neue Sippenordnung entwickelt, sich dabei an alte Traditionen anlehnt, aber unter dem Drucke anderer Bedürfnisse und Arbeitsbedingungen von den früheren Typen erheblich abweichende Formbildungen hervorbringt. Zusammenhaltung und Zusammenfassung der Kräfte im Kreise der nächsten Blutsverwandten geht in der Hauskommunion so weit, als die Rücksicht auf Wahrnehmung ökonomischer Vorteile es erfordert und anderseits die Hausregierung und der Hausfriede keine Störung dadurch erleiden. Die Präponderanz der ökonomischen Existenzbedingungen war stark genug, um die in der alten Sippenordnung wurzelnde patriarchalische Grossfamilie in eine halbdemokratische Wirtschaftsgemeinschaft zu verwandeln und insbesondere die autoritative Position der Führung beträchtlich zu verschieben. Solange der Vater noch lebt, ruht die Führung der kleineren oder grösseren Hausgemeinschaft gewöhnlich in seiner Hand und es entspricht diese Regel der uralten Tradition, in andern Fällen und nach dem Tode des Vaters aber fällt die Leitungsgewalt prinzipiell dem Tüchtigsten, dem am besten dazu Qualifizierten anheim. Der Führer, der in die Rechte des Hausvaters eintritt und dessen Pflichten zu übernehmen hat, wird von der Gesamtheit der wahlfähigen Genossen erwählt, und für die Auswahl des Hauptes ist weder das Alter noch irgend eine andere Voraussetzung der Erbfolge bestimmend, sondern allein die Rücksicht auf jene Eigenschaften und Fähigkeiten, die eine möglichst gute, sachverständige, energische und umsichtige Leitung der Gemeinschaft versprechen. Bilden Brüder und Seitenverwandte die Hauskommunion, so ist diese Art der Einsetzung des Führers die Regel. In der Zadruga ruht auch auf dem erwählten «Starechina» der Abglanz patriarchalischer Würde und Autorität, das Hausamt erhebt ihn über die andern, aber im Grunde ist er doch nur Obergenosse, primus inter pares, der abgesetzt werden kann, wenn er seine Pflichten vernachlässigt oder seinen Führungsfunktionen nicht gewachsen ist. Seiner Zucht- und Strafgewalt unterstehen nur die Kinder der Gemeinschaft, über die Verfehlungen der gleichberechtigten Erwachsenen entscheidet die Gesamtheit in der Versammlung. Zur Kennzeichnung des patriarchalischen Charakters des «Starechina» oder «domatchine» hat Novakovitch einige Züge festgehalten.[1]) Wo der Führer erscheint, grüssen ihn alle, und die Frauen und Kinder küssen ihm die Hand, indem sie ihm «guten Tag» wünschen. Alle bringen ihm Achtung entgegen und die Kinder äussern ihre Liebe zu ihm. Er speist an demselben gemeinsamen Tisch wie alle andern und teilt dieselbe Nahrung mit ihnen. Zuerst speisen die Männer, dann die Frauen und schliesslich die Kinder. Ein jedes hat seinen Platz, und nie sieht man einen Jüngern den Platz eines Aeltern einnehmen. Die verheirateten Mitglieder haben ein eigenes Haus, aber das gemeinsame Leben spielt sich in dem Haupthause ab, in welchem der «Starechina» wohnt. Hier befindet sich der Mittel- und Brennpunkt der Gemeinschaft, der häusliche Herd, um den sich alles wie um ein Heiligtum gruppiert und bewegt. Hier versammelt man sich an den langen Winterabenden um den Hausvater, erzählt sich Geschichten aus vergangenen Zeiten des Geschlechts, singt und musiziert oder bespricht die

[1]) *Grosse,* Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft, S. 1.

[1]) *Novakovitch,* a. a. O., S. 80 ff., 154 ff.

täglichen Angelegenheiten der Gemeinschaft. Hier entwirft man jeden Abend das Arbeitsprogramm für den andern Tag oder fasst Entschlüsse für eine ganze Reihe von Verrichtungen. Diese Beratungen gehen ohne Förmlichkeiten vor sich. Die Alten äussern ihre Meinung und die Jüngern hören zu. Jedem wird seine Arbeit angewiesen und an dem «Starechina» ist es, die Verrichtung zu überwachen. Die Kinder und die jüngeren Mitglieder erhalten den Arbeitsauftrag direkt von dem Führer und sind auch in dieser Beziehung seiner Zucht unterworfen. Dagegen mischt sich der «Starechina» im allgemeinen nicht in die Angelegenheiten der Frauen und übt nur ausnahmsweise eine Befehlsgewalt über sie aus, denn die Frauen arbeiten selten auf dem Felde, da sie in erster Linie ihr eigenes Haus in Ordnung zu halten haben und an der gemeinschaftlichen Haushaltung nur abwechselnd teilnehmen, wobei sie der Oberaufsicht der «domatchitza», welche gewöhnlich die Frau des «Starechina» ist, unterstehen. Zwei bis drei oder mehr Frauen, je nach der Grösse der Gemeinschaft, besorgen abwechslungsweise eine Woche hindurch das «ganze Haus», insbesondere die Küche. Ihre Dienstgemeinschaft führt den Kollektivnamen «redoucha», in welcher Bezeichnung die turnusmässige Beschäftigung zum Ausdruck kommt. Wieder andere Frauen sind abwechslungsweise ein volles Jahr hindurch mit der Besorgung der Molkereiarbeiten beauftragt. Es ist dies eine weibliche Dienstgemeinschaft, die in der Zadrugasprache die Bezeichnung «stanaré» hat. In einigen Hauskommunionen gibt es auch Dienstboten, die der Autorität des «Starechina» unterworfen sind, gewöhnlich sehr gut behandelt und, wenn sie lange im Hause bleiben, fast wie Verwandte angesehen werden.. Obwohl sie niemals Mitglieder werden können, betrachtet man sie als Arbeitsgenossen und zieht sie als solche wohl auch zu Rate.

Mit der Zeit hat sich in grösseren Hauskommunionen ein System der Arbeitsteilung herausgebildet, das den «Starechina» mehr und mehr in die Stellung eines Verwalters rückte, als welchen ihn auch die moderne Gesetzgebung behandelt. Wo eine grössere Anzahl von Mitgliedern und Hausgenossen vorhanden ist, erhält jeder die Arbeit zugewiesen, für die er sich am besten eignet. Sache des Starechina ist die Vewaltung und Leitung des Hauses. Er unterhandelt mit den Behörden, den Kaufleuten und überhaupt mit allen Stellen und Personen, die zu der Hauskommunion in irgend einer Beziehung stehen. Infolge dieser fast ausschliesslichen Beschäftigung gewinnt er darin mit der Zeit eine ausserordentliche Erfahrung und Gewandtheit, kurz eine Verwaltungs- und Führungsroutine, die ihn vor allen andern auszeichnet und ihm eine sachliche Autorität sichert. In dieser Zentralisation des Gehirns der Gemeinschaft, die sich in dem Starechina verkörpert, liegt auch die Hauptursache des Gedeihens der grösseren Hauskommunionen und ihr Uebergewicht gegenüber den isolierten Wirtschaften, in denen der Hausvater nur langsam einen Erfahrungsschatz anzusammeln vermag und jeder erst seine Lehrjahre durchzumachen hat, während in der Gemeinschaft eine Verwaltungstradition entsteht, die sich auf die besten Köpfe überträgt und immer sofort einen grösseren Kreis befruchtet. Die grösste Begabung eines Einzelwirtschafters bleibt isoliert und verschwindet mit ihm, das Genie des Gemeinschaftsverwalters aber geht nicht nur in ein grösseres Ganzes ein, sondern hat in ihm auch eine ganz andere Dauerwirkung.

Liegt in jeder Familie der Keim einer Zadruga, so beginnt die eigentliche Hauskommunion, die sich dem Wesen der Genossenschaft nähert, doch erst in jener grösseren hausgenossenschaftlichen Organisation, die auf der Grundlage der Arbeitsteilung eine über das patriarchalische Prinzip hinausreichende sachliche Führungsautorität fordert. Es lag in diesem Umstande von vorneherein die Möglichkeit und auch die Versuchung zu einem stark zentralisierten grossbetrieblichen Ausbau der Hauskommunion und der Starechina hätte sich dann wahrscheinlich zu einem Feudalherrn mit ebenfalls feudaler Erbfolge entwickelt, oder die Zadruga selbst wäre, wie die hauskommunistischen Institutionen in andern Ländern, Gemeinde geworden. Dieser Verwandlung aber stand ein Gesetz innerer Bindung entgegen, das bis zu einer gewissen Entwicklungsstufe in allen Hausgemeinschaften wirksam war und so lange einen dezentralisierenden Einfluss ausübte, als man nicht nur auf die materiellen Vorteile der Gemeinschaft sah, sondern auch auf die Erhaltung der familiären Innigkeit in dem Verkehr der Mitglieder bedacht war, mit andern Worten: solange man das Ethos der Familie zu bewahren suchte. Da nun jede grössere Gemeinschaft eine erweiterte Blutmischung mit sich brachte, indem die Haussöhne durch ihre Vermählung blutsfremde Frauen in die Gemeinschaft brachten, so wuchs mit der Ausdehnung des «ganzen Hauses» die Gefahr der Störung des inneren Friedens, zumal sich die weiblichen Elemente viel schwerer in ein grösseres Gemeinschaftsleben harmonisch einordnen, als die Männer und sich nicht selten sehr rasch und oft aus geringfügigen Anlässen in die Haare geraten. Gegen die drohende Gefahr der Entstehung von Zwietracht und Unfrieden jeder Art eröffnete die freiwillige Teilung der grösseren Gemeinschaft einen Ausweg, der in der Regel schon vor dem Ausbruch von Zwistigkeiten beschritten wurde und sich schliesslich in den meisten Fällen wie eine eingewurzelte Sitte ganz automatisch vollzog. Markovic und Novakovitch, die zwei serbischen Schriftsteller, welche neuerdings die Zadruga monographisch behandelten, führen die Tendenz zur Teilung der grösseren Hauskommunion hauptsächlich auf ökonomische und administrative Beweggründe zurück, indem die Teilung, wie sie meinen, an die administrativen Fähigkeiten geringere Anforderungen stelle und eine Vereinfachung und leichtere Durchführung der landwirtschaftlichen Arbeiten gestatte. Indes ist Markovic dem viel schwerer ins Gewicht fallenden psychologischen Grunde auf der Spur, wenn er hinzufügt, dass die Teilung ausserdem eine Verzweigung von entfernterer Verwandtschaft ausschliesse und so der Hauskommunion der Charakter eines engeren Familienverbandes gewahrt werde.[1]) Erfahrungen, die wir selbst bei ähnlichen organisatorischen Experimenten machten, haben uns wiederholt gezeigt, dass auf Blut- und Wahlverwandtschaft aufgebaute wirtschaftliche Gruppenorganisationen gegen den Eintritt fremder Elemente negativ reagieren und bei fortdauernden Amalgamierungsversuchen ohne Rücksicht auf die Vorteile der grösseren Zahl unhaltbar zur Teilung oder Auflösung streben, dagegen einen mehr oder weniger lockeren Verband gleichartiger Gruppen bei rein sachlichen Beziehungen gerne eingehen, ertragen und dauernd unterhalten. Sowie in eine Gruppe verwandter oder befreundeter Familien fremde Elemente kamen, schwand bald die

[1]) *Markovic*, a. a. O., S. 74.

Unbefangenheit des gemeinschaftlichen Verkehrs, die Beziehungen wurden oberflächlicher, der Umgangston erhielt kältere und schärfere Nüancen, mit dem ehedem allgemeinen gegenseitigen Vertrauen zog sich die Herzlichkeit in den engsten Kreis zurück und es dauerte nicht lange, so konnte man auch schon den Schwanensang vernehmen, dass alle ursprüngliche «Gemütlichkeit» in die Brüche gegangen sei. Nun war es die höchste Zeit, eine Scheidung und Neuordnung der Elemente vorzunehmen, die auch in der Regel gelang, sofern nur eine annähernd wahlverwandte Mischung erreicht werden konnte. Der gleichsam seelische Scheidungsprozess förderte die mehrfache Gruppenbildung, und diese ermöglichte wiederum einen föderativen Zusammenschluss der einzelnen Gruppenwirtschaften auf der Basis der gemeinschaftlichen ökonomischen Interessen.

Fast genau derselbe Prozess spiegelt sich ab in der freiwilligen Teilung der grösseren Hauskommunion. Markovic unterscheidet eine partielle und eine vollständige Teilung. «Eine partielle Teilung, sagt er, wird beim Austritt von einem oder mehreren Mitgliedern vorgenommen, wobei die andern in der Gemeinschaft bis auf weiteres verbleiben. Eine vollständige ist es, wenn alle Hauptmitglieder in besondere Häuser sich scheiden. Dabei entstehen häufig gruppenweise Absonderungen. Jeder hat ja in der Hauskommunion wohl einen, mit dem er besser zurecht kommt, und darum bleiben solche weiterhin zusammen. Auch geht wohl bei völliger Teilung die ganze Hauskommunion auseinander und vereinigen sich frühere Mitglieder derselben auf gewisse Zeit wieder.»[1]) Novakovitch dagegen betont ausschliesslich die ökonomischen Ursachen der Teilung. Nach ihm dauerte die Hauskommunion bis zur Einführung des vom Geiste des römischen Rechts erfüllten Bürgerlichen Gesetzbuches so lange, bis die Zahl der Mitglieder auf eine gewisse Höhe stieg, die lokal verschieden war. Die Gemeinschaften hätten an manchen Orten bis zu 80 und mehr Mitglieder umfasst, hier und da auch weniger. Wenn diese Zahl erreicht war, habe sich die Gemeinschaft in mehrere Zadrugen geteilt und diese Teilung sei immer im Guten vor sich gegangen und durch ökonomische Ursachen bedingt gewesen, da die Gemeinschaften mit grosser Mitgliederzahl eine sehr komplizierte Administration erfordert hätten, welche die Fähigkeiten der einfachen Landleute überstieg.[2]) Ohne falsch zu sein, ist diese Auffassung doch einseitig und trifft in Ermangelung der psychologischen Orientierung keineswegs den tiefern Grund des Phänomens. Es ist wahr, dass sich der Bauer, weil er klare Uebersichtlichkeit liebt, nicht gerne in verwickelte Verhältnisse begibt, wie es anderseits erwiesen ist, dass der landwirtschaftliche Klein- oder Mittelbetrieb unter bestimmten Voraussetzungen eine grössere Ergiebigkeit verspricht als der Grossbetrieb, allein unzureichende intellektuelle Ausrüstung für die grössere Verwaltung kommt hier nicht in Betracht, da Notwendigkeit, Bedürfnis und Vorteil stets die nötigen Kräfte hervorzubringen pflegen. Der wirkliche und entscheidende Grund der Teilung ist, wie gesagt, psychologischer Natur und in der Tendenz zu suchen, durch Begrenzung des Gemeinschaftskreises die Stimmung des engeren Familien-Ethos zu erhalten, ohne auf das Organisationsprinzip des erweiterten Hauses zu verzichten. Es wurden daher in früheren Zeiten, als die Zadruga von den zersetzenden Einflüssen des modernen Individualismus noch unberührt war, auch nicht alle genossenschaftlichen Zusammenhänge gelöst, vielmehr umschlang die geteilten Zadrugen, wie auch Novakovitch hervorhebt, fortdauernd ein Band der Freundschaft. Wenn eine Teilung Platz griff, berichtet er, bildete man zunächst Gruppen, welche das gemeinsame Leben fortsetzten und gab ihnen, was ihnen als Anteil zukam. Jedes Mitglied der neuen Zadruga erhielt die Quote, die seinen Anteil an der alten Gemeinschaft ausmachte und die Summe aller dieser Anteile stellte das Vermögen der neuen Gemeinschaft dar. Die alte Zadruga unterstützte die neue beim Aufbau des Wohnhauses und der andern Gebäude. Obgleich die Gütergemeinschaft aufgehört hatte, verband sie doch noch das Gefühl der Verwandtschaft und des in Genossenschaftlichkeit verbrachten Lebens. Sie fuhren fort, sich zu helfen, tauschten Werkzeuge und Arbeitskräfte aus und das Gedeihen der einen Gemeinschaft machte auch das Glück der andern aus. Das alles kann wohl den Anschein erwecken, als sei die Scheidung aus rein ökonomischen Rücksichten erfolgt, in Wirklichkeit aber war sie das Ergebnis einer klug vorbeugenden Politik, die sich zu einer Sitte verdichtete. Der § 492 des serbischen Bürgerlichen Gesetzbuches entschleiert das Geheimnis. «Die Zadruga, heisst es dort, braucht sich nicht aus nichtigen Ursachen, z. B. wegen frischer und unwesentlicher Streitigkeiten der Mitglieder aufzulösen, aber wenn der Hass unter den Mitgliedern schon eingewurzelt ist und seit langer Zeit besteht, kann sich die Zadruga auflösen.» So weit aber liessen es die Mitglieder der alten Hauskommunion gar nicht kommen, sie folgten vielmehr der Sitte der Scheidung, denn in ihr lag jene geronnene Lebensweisheit, welche besagt, dass es Fälle gibt, wo man beizeiten voneinander gehen muss, um fürderhin gut Freund zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) *Markovic*, a. a. O., S. 74.

[2]) *Novakovitch*, a. a. O., S. 139 ff.

Aus der Praxis

Automobil- oder Pferdebetrieb?

Es dürfte in nächster Zeit an eine Reihe von Vereinsverwaltungen die Frage herantreten, ob es nicht ratsam sei, den bisherigen Pferdebetrieb ganz oder teilweise durch das Auto zu ersetzen. Die Preise für geeignete, leistungsfähige Pferde sind gegenwärtig sehr hoch und werden wohl auch nach dem Kriege noch weiter steigen; dazu gesellt sich ein enormer Haferpreis, so dass sich der Unterhalt des Pferdebestandes bedeutend höher stellt, als dies früher je der Fall war. Infolge der veränderten Kalkulationsfaktoren dürften deshalb Rentabilitätsberechnungen heute eher zugunsten des Autobetriebes ausfallen; früher wurde wohl mit Recht der Autobetrieb zum vornherein als der kostspieligere gegenüber dem Pferdebetrieb betrachtet.

Kürzlich hat der Aufsichtsrat des A. C. V. in Basel der Verwaltungskommission für die Anschaffung eines Elektromobils, das ausschliesslich im Milchgeschäft verwendet werden soll, den erforderlichen Kredit bewilligt, und es dürfte im Interesse vieler Vereinsverwaltungen liegen, vom Bericht, den die Verwaltungskommission hierüber dem Aufsichtsrat erstattet hat, Kenntnis zu nehmen. Die Verwaltungskommission schlägt die Anschaffung eines Elektromobils vor, da es sich

wird von der den Mitgliedern jährlich zufallenden Rückvergütung 10% als Sparguthaben zinstragend angelegt. Es können von den Mitgliedern ausser diesen obligatorischen auch freiwillige Spareinlagen gemacht werden. Die Verzinsung geschieht zum landesüblichen Zinsfuss. Wenn die Einlagen den Betrag von Fr. 50.— erreicht haben, werden sie in eine Obligation umgewandelt, welche nur bei Austritt oder Wegzug der Mitglieder rückzugsberechtigt ist. Vom Nettoüberschuss sollen mindestens 10% dem Genossenschaftsvermögen zugeschrieben werden.»

Das Hauptgewicht der Finanzkraft einer Genossenschaft soll nach wie vor auf die Bildung eines möglichst grossen unteilbaren sozialen Kapitals (Reserven, Abschreibungen etc.) gerichtet sein. Daneben ist es aber von unschätzbarem Wert, wenn die Mitglieder einer Konsumgenossenschaft herangezogen werden können, die Finanzkraft der eigenen Organisation auch in ausserordentlicher Weise zu stützen. Das Zusammenfliessen auch der kleinsten Bruchteile eines Sparkapitals stärkt die Genossenschaft nach innen wie nach aussen, denn viele kupferne Rappenstücke verwandeln sich in Silber und nach und nach in reines Gold.

Der beste Gewinn einer derartigen Finanzpolitik liegt aber nicht einmal in der materiellen Stärkung der Genossenschaft, sondern im Wecken und Fördern des Sparsinnes des einzelnen Konsumenten. Dieser Gewinn ist ein moralischer Vorteil. Derartige Bestimmungen in einem Genossenschaftsstatut sind vor allem geeignet, nicht nur die Freude am Sparen zu fördern und die Spartätigkeit auch zu ermöglichen, sondern die Liebe zur genossenschaftlichen Tätigkeit zu mehren.

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.

(Fortsetzung.)

Wie die angezogene gesetzliche Bestimmung über die Auflösung der Zadruga erkennen lässt, ist das ideale Grundprinzip der Hauskommunion die Unteilbarkeit der Familie und ihrer Güter. Das Prinzip begründet die absolute Einheit des Geschlechtes in einer fortdauernden Lebens- und Gütergemeinschaft der blutsverwandten Elemente. Nach seiner Idee gehören alle Güter, die vererbten und die neu erworbenen, der Familie, welche die vergangenen und die kommenden Generationen umfasst. Der Einzelne ist in diesem Organismus ideell nichts anderes als ein Glied in einer unendlichen Kette, das Ganze ein Haus, das sich ins Grenzenlose erweitert und aus dem nichts herausgenommen werden kann. Als eine ununterbrochene, unendliche Entwicklungslinie gedacht, umschliesst so die Familie die Idee der Menschheit, und es ist diese Erweiterung und Verallgemeinerung, in der die Idee der Menschenverbrüderung in einem einheitlichen gesellschaftlichen Organismus seit Plato wurzelt. Allein diese Verallgemeinerung ist nur in der Idee, in der Abstraktion möglich, die hemmungslos über die konkreten Schranken hinwegfliegt. Die Wirklichkeit schliesst eine derartige Erweiterung des Prinzips der Unteilbarkeit aus, weil sie dem Freiheitsdrange der menschlichen Persönlichkeit und der Eigenheit der Familie selbst widerspricht; denn obwohl die Familie den Grundstock der Gesellschaft bildet und die Tendenz zeigt, Gesellschaft zu werden, kann sie es doch nicht werden, ohne sich selbst zu verlieren. In der Wirklichkeit des Lebens sind der Ausdehnung des Familienkommunismus feste Grenzen gesetzt, die teils durch ethische, teils durch wirtschaftliche Verhältnisse bestimmt werden. Eine Familiengemeinschaft, die sich nach dem Prinzip der Unteilbarkeit vergrössert, büsst mit der Erweiterung mehr und mehr den Charakter der Familie ein und die Mitglieder geraten nicht nur in räumliche, sondern auch in seelische Entferung von einander. Das Gefühl blutsverwandter Beziehungen schwächt sich ab und erstirbt schliesslich ganz. Damit lockern sich und reissen zuletzt auch die Bande der wirtschaftlichen Einheit, denn auch dieser sind räumliche und ethische Schranken gesetzt. Somit hat jede Gemeinschaft ein festes Mass, dessen Ueberschreitung sie dem inneren und äusseren Verfalle zutreibt. Vor allem hat es die Familie, die über dieses Mass hinaus stets wieder auf das Grundverhältnis von Mann, Weib und Kind, das heisst auf die erste gesellschaftliche Einheit zurückfällt, aus der sich immer wieder neues individuelles Leben gebiert, ein Leben, das in dem unergründlichsten aller Geheimnisse, in dem Dualismus von Mann und Weib die ewig fliessende Quelle hat. Ueber dieses Verhältnis hinaus gibt es eigentlich keine absolute Bindung, sondern nur noch einen mehr oder weniger festen Zusammenhang, in dem man kaum mehr die Fesseln der Natur erkennt und in dem schon der frei waltende Geist seine bindende Schöpferkraft offenbart. In der Zadruga haben sich nun Natur und Geist auf einer gesellschaftlichen Zwischenstufe zusammengefunden, auf der sie sich gegenseitig durchdringen und halten, aber auch schon fühlbar in einem Kampfverhältnisse stehen, das eben durch die Teilung der grösseren Familienorganismen neutralisiert wird, wobei sowohl das Selektionsprinzip der natürlichen Scheidung und Vereinigung, als auch das Prinzip der wahlverwandten Bindung, d. h. der geistigen Attraktion eine Rolle spielt. Die Zadruga ist darum halb Familie, halb Genossenschaft, aber sowohl als Familie wie als Genossenschaft ist sie in ihrer Ausdehnung beschränkt und einem bestimmten Grössenmass unterworfen. Die belebende, bindende und erhaltende Kraft der Zadruga ist die Eltern- und Kindesliebe, von der die weitere familiäre Pietät ausstrahlt und die an dem Punkte eine entscheidende Wandlung erleidet, wo das natürliche Zusammengehörigkeitsgefühl aufhört, das Liebesopfer zu ertragen. Nur so weit geht in der Gemeinschaft der Güter die unbedingte Bereitschaft, auch für das schwächste Glied einzustehen, denn in jeder wirklichen Gemeinschaft zeigt es sich alsbald, dass es nicht die Gerechtigkeit, sondern die Liebe ist, welche die Unebenheiten der menschlichen Natur zum Ausgleich bringt. In der engern Gemeinschaft der nächsten Blutsverwandten werden die Dinge mit den Augen der Liebe betrachtet und behandelt. Die Ungleichheit der Leistungen wird wohl bemerkt, aber nicht angerechnet. Ueber Minderwertigkeiten sieht man geduldig hinweg und die grössere Kraft ergänzt gerne die schwächere. Man nimmt die Leiden des

Ganzen auf sich und teilt die Freude ohne Rücksicht auf das Mass des Verdienstes. Man sucht gar nicht die Gerechtigkeit, sondern das Gedeihen des Ganzen in der Sonne der Liebe und der Gesamtverbindlichkeit.[1]) Das Individuum opfert sich der Gemeinschaft und nur das höchste sittliche Verantwortlichkeitsgefühl vermag sich in den weiteren Kreisen menschlicher Gemeinschaft zu dieser Höhe der naturbedingten Opferbereitschaft aufzuschwingen. In dieser vergeistigten Form erscheint sie in dem Gleichnisse Jesu von den Arbeitern im Weinberge des Herrn, und auch die Kirche hat dieses Familienideal in sich aufgenommen, indem sie es aus dem Natürlichen in die Sphäre des Geistes übertrug. Später werden wir sehen, wie es Pestalozzi in seine Erziehungs- und Gemeinschaftslehre verschmolz. Einen ganz entgegengesetzten Standpunkt nimmt Proudhon ein, indem er die Gemeinschaft, zu welcher die Familie das Vorbild liefert, als eine «Gemeinschaft des Uebels» verwirft und nur die Gesellschaft gelten lässt, in deren vollendeter geldwirtschaftlicher Organisation, die eine allgemeine Feststellung der Werte bringen soll, er das «vollkommenste Organ der Solidarität im Guten und der Insolidarität im Uebel», d. h. das Ideal der persönlichen Verantwortlichkeit und Gerechtigkeit erblickt.[2]) Für die persönlich unverschuldete Gebrechlichkeit der menschlichen Natur reserviert er allerdings auch die Liebe, aber wo wäre der Mensch, der zwischen persönlicher und gesellschaftlicher Schuld stets eine reine Trennungslinie zu ziehen vermöchte!

Da die Zadruga vorwiegend einen von natürlichen Instinkten getragenen Organismus darstellt, so ergab sich aus der Verankerung des Gemeingefühls in der natürlichen Liebe die Begrenzung ihres Lebenskreises auf eine kleinere Gemeinschaft, deren Mitglieder sich wenigstens in ihrer Mehrzahl als nächste Blutsverwandte erkannten und vermöge dieses innigeren Zusammenhangs im Stande waren, den absoluten Kommunismus, der dieser Gemeinschaft in ihrer Urgestalt eigen war, zu ertragen. Ohne Aufgabe des ideellen Grundprinzips der Unteilbarkeit des Geschlechts fand man den Ausweg in der Dezentralisation der grösseren Gemeinschaft durch Keimspaltung und durch Neubildung nach dem Lebensgesetze der Urzelle. So entstand statt eines in seinen Atomen notwendig auseinanderstrebenden Sippenstaates eine Reihe von gleichartigen Familiengenossenschaften, die den wesentlichen Charakter der Familie bewahren und in wirklicher Gemeinschaft der Güter leben konnten, was nicht Schwäche, sondern Stärke bedeutete, so lange die Gemeinschaft eine in der Naturalwirtschaft wurzelnde Produktions- und Konsumtionseinheit war und alle ihre Glieder das Band der Liebe umschlang. Bis zur Bildung des modernen Klassenstaates, die mit der eindringenden Geldwirtschaft anhub, war Serbien ein Zadruga-Staat.

Fast das ganze serbische Volk lebte noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Hauskommunion. Tausende von Zadrugen bedeckten das Land und überzogen es wie ein genossenschaftliches Netzwerk, jede einen selbständigen Organismus darstellend, aber alle zusammen in der Einheit des Wesens vereint und sich auch im Ganzen als Bruderschaft fühlend. Nicht wie der Staat auf den Schwerpunkt des Rechts und der Macht gestellt, sondern auf dem viel stärkeren Fundamente der sich ergänzenden Liebe ruhend und aus dieser heraus durch Pietät und väterliche Autorität wirkend, waren sie zugleich Träger der öffentlichen Ordnung, Pfeiler und Stützen des Staates, in sich und unter einander so selbständig und festgefügt, dass sie in ihrer Gesamtheit wie ein Bund von kleinen Staaten erschienen, in dem sich die Volkspersönlichkeit, wie in den Rahmen einer einzigen Familie gefasst, abzeichnete.[1]) In dieser Welt von kleinen Welten lebte niemand für sich und keiner sagte von den Gütern, die man gemeinsam erarbeitete und genoss, dass sie seine Güter seien. Die Begriffe von «Ich» und «Du» gingen auf in dem einen Begriff von «Wir».[2]) Jede Zadruga war eine Stätte der Gesamtbürgschaft und darum auch eine Stätte gemeinsamer Erziehung und gegenseitiger Hebung. Alte und Junge, Starke und Schwache lebten und arbeiteten zusammen. Es gab keinen egoistischen Wettbewerb der Kräfte, auch der Tüchtigste konnte seine Ueberlegenheit nirgends zum Nachteil der andern missbrauchen, denn alles, was er tat und wirkte, teilte sich dem Ganzen mit und jede Frucht seiner Arbeit, ja das Innerste seiner Persönlichkeit ging in das Ganze ein, aber selbst der Tüchtigste fühlte dabei, dass er in der Gesamtheit mehr war und Grösseres wirkte, denn als Einzelner und Vereinzelter. Als Vorbild und anspornendes Element empfand er seinen Vorzug, und die Schwächen der Gemeinschaft zu tragen, das Leiden und die Nöte des Ganzen auf sich zu nehmen, war ihm heilige Pflicht, ein Liebesopfer, das nicht mit Murren oder mit Empfindungen persönlicher Beeinträchtigung dargebracht wurde. Vatersinn und Mutterliebe regierten die Gemeinschaft, die Selbstsucht fand keine Nahrung, jeder hatte seinen Platz, seine Beschäftigung, für die er sich besonders eignete, jeder ward angehalten, nach seinen Kräften zu arbeiten und da es keine persönliche Verwendung der Arbeitsfrüchte gab, lernte man, wie unser Kleinjogg forderte, arbeiten aus Liebe zur Arbeit[3]) und zur Gemeinschaft. So lange das Leben der Zadruga in diesem Geiste der alten Ordnung sich abspielte, herrschte Wohlstand, Befriedigung und Friede in ihr. Es war ein ausgeglichener Wohlstand, an dem alle teilnahmen und der keine Unterschiede in der persönlichen Lebenshaltung aufwies. Niemand war arm,

[1]) *Novakovitch*, a. a. O., S. 168, 169.
[2]) *Proudhon*, a. a. O., II., S. 350, 351.

[1]) Comme la Zadrouga nous présente un organisme social, l'Etat composé de zadrougas a plus de stabilité, et le pouvoir public peut être petit ou manquer tout à fait, le peuple ne tombera pas dans l'anarchie. Les organismes sociaux tiennent l'ordre public, et l'Etat a l'aspect d'une confédération de petits Etats. En Serbie, il y a eu jusqu'à présent plusieurs soulèvements, plusieurs changements de gouvernement, mais jamais de l'anarchie. Au contraire, il est évident que des Etats composés d'individus tomberaient en anarchie dans le cas de la perte du pouvoir public. *Novakovitch*, a. a. O., S. 170, 171. Die Hausgemeinschaften vereinigten sich zu Gauverbänden (Bratstvo) und mehrere solcher Verbände bildeten einen Stamm (pleme). «Die Hausgemeinschaft war das wirtschaftliche Bollwerk des serbischen Volkstums, dessen Zerstörung zwei Banditen mit unheilvollstem Erfolge einleiteten.» *Krauss*, Vom serbischen Volkstum in «Süddeutsche Monatshefte, September 1915. Unter den zwei «Banditen» versteht Krauss die Begründer der beiden dynastischen Geschlechter der Obrenovic und Kara Gjorge, deren Einfluss auf die Zersetzung der Hausgemeinschaften er aber beträchtlich überschätzt; tatsächlich hat die Geldwirtschaft und die römisch-rechtliche Gesetzgebung viel verheerender gewirkt.

[2]) Tout ce que la *zadrouga* possède est reputé par ses membres comme la propriété de tous et jamais vous n'entendrez dire: «c'est à moi» ou «cela m'appartient», mais au contraire: «c'est notre bien», «ce sont nos enfants», «ce sont nos maisons» etc. Novakovitch, a. a. O. p. 84.

[3]) La vie en *zadrouga* diminue l'egoïsme chez membres, et on apprend à travailler pour l'amour du travail. Novakovitch a. a. O. S. 161.

niemand war reich. So lange noch ein Fünkchen von Kraft in ihm glühte, blieb jeder an irgend einer Stelle Mitarbeiter und bis zum letzten Atemzuge Mitgeniessender. In ihren besten Zeiten war die Zadruga tatsächlich eine «Idealeinrichtung, um den Bauern glücklich und zufrieden zu erhalten.» [1]) Kam es mit der grösseren Entwicklung der Gemeinschaft oder aus andern Ursachen zu Unstimmigkeiten, so schritt man auf Grund gegenseitiger Verständigung oder kraft eines Schiedsgerichts «vor guten Menschen» [2]) zur Teilung, vorsichtig das Böse an der Wurzel fassend und in dem Bewusstsein, dass die Wolke, die sich heute verzieht, wieder erscheinen wird, um sich vielleicht morgen schon verheerend zu entladen. [3]) In den meisten Fällen war ja die Teilung auch keine Zersplitterung in die Atome, sondern ein neuer sozialer Zeugungsakt, eine organische Abzweigung, eine andere Blutmischung, also in Wirklichkeit eine Wiedergeburt und Erneuerung, die die Institution selbst vor Verödung und Verknöcherung bewahrte und statt des einförmigen Lebens in einer Grösse, ein innerlich mannigfaltiges und doch wiederum gleichgestimmtes Leben in tausenden von kleinen Gemeinschaftsorganismen hervortrieb. Das Naturgeheimnis der Kraft der Zadruga lag in dieser fortwährenden Erneuerung, Mischung und Auffrischung des Blutes, das geistige Geheimnis in der innigen Verbindung der Geschlechtsidee mit der Gemeinschafts- und Erziehungsidee, einer Verbindung, deren Eigenart Graf Mirabeau im Kerne erfasste, als er das Kleinjogg'sche Stammes- und Gemeinschaftsideal mit den Worten charakterisierte: «Uebrigens stiftet Kleinjogg einen Orden der Cönobiten; er stiftet ihn aber kraft der Natur, ohne irgend welchen Beistand aszetischer Schwärmerei oder ausserordentlicher Einwirkung, die immer so bezaubernd für warme und abergläubische Köpfe, welche von den wesentlichen Pflichten keine Kenntnis besitzen. Folglich ist in seiner Anstalt alles einfach und gross; zum voraus darf ich weissagen, dass das Geschlecht dieses Mannes die Ehre, die Stärke, den Segen seines Vaterlandes abgeben werde. Vielleicht aber würde sein Entwurf sich weniger mit der Verfassung eines grossen Reiches vertragen.» [4])

Aus der Praxis

Mehlkasten. In Nr. 37 des «Konsum-Verein» wird für die Mehlkasten von Anton Huonder in Chur Propaganda gemacht. Der Schreiber dies hat schon wiederholt solche Kasten für die ihm unterstellte Genossenschaft bezogen und veranlasst ihn nun die neuerliche Empfehlung, Interessenten auf folgende Erfahrungen aufmerksam zu machen.

1. Das System an und für sich ist für Lebensmittelgeschäfte geeignet, hat aber den Nachteil, dass beide Grössenarten, 75 und 100 kg Inhalt, unhandliche Formate für weibliches Dienstpersonal sind und zufolge dessen die Gefahr besteht, dass ein gewisser Warenrückstand zuunterst im verhältnismässig tiefen Kasten der Bequemlichkeit halber liegen bleibt und die neue Ware darübergeschüttet wird. Die Folgen davon sind uns allen bekannt. Es sollten daher die Kasten in dem Sinne ausgebaut werden, dass zwei Tröge übereinander mit maximal 20 bis 30 kg Fassung erstellt werden, also z. B. ein bisher zweifächriger würde dann vier Fach aufweisen.

2. Den Preis haben wir immer etwas hoch gefunden und die Verarbeitung unsauber, so dass ohne vorangehende Nachhilfe durch einen Schreiner am Platze, der Mehlkasten sich nicht gut präsentierte, ganz besonders, wenn man auf eine einheitliche, saubere Innenausstattung der Ladenlokalitäten Wert legt.

3. Bei speziellen Wünschen, z. B. Weglassung der Deckplatte beziehungsweise Anbringung einer harthölzernen behufs gleichzeitiger Verwendung des Kastens als Ladenkorpus oder Anbringung einer dem übrigen Geschäftsmobiliar angepassten Rückwandverkleidung hat unsere Genossenschaft kein Entgegenkommen gefunden. Aehnlich verhielt es sich mit dem Anstrich.

Es wäre begrüssenswert, wenn ein Fachmann aus Genossenschaftskreisen unter Berücksichtigung der vorgebrachten Wünsche einen der Praxis besser angepassten Mehlkasten konstruieren würde und welcher auch bei der Auftragserteilung Wünsche betreffend die Ausstattung entgegennehmen würde. *H.*

Kontokorrentzinsfuss bei der Bankabteilung des V. S. K. Auf die Frage der Tit. Redaktion des «Konsumverein», ob es sich wirklich bei dem uns von der Kantonalbank eingeräumten Zinsfuss von $5^1/_2$% um einen Blankokredit, wie sie der V. S. K. einräumt oder um einen gedeckten Kredit handle, teilen wir gerne mit, dass der billigere Kredit der Kantonalbank so verbürgt ist — durch den Vereinsvorstand und die beiden ersten Vereinsbeamten —, dass «nach menschlichem Ermessen» der Bank ein Schaden nicht entstehen wird. «Dann wäre vielleicht doch wieder der erste Verwalter mit seinem Vergleiche im Rechte», schreibt der Herr Redaktor.

Schreiber dies will den ersten Verwalter im Rechte lassen, wenn . . . . ja, wenn die Bankleitung des V. S. K. für gut verbürgte oder durch Ia. Hypotheken gedeckte Kredite ebenfalls $5^1/_2$% rechnen würde. Unseres Wissens ist dies nicht der Fall, dagegen ist uns ein Verhältnis bekannt, wo der V. S. K., bei einem hypothekarisch versicherten Kredit auch 7% berechnet, dagegen dem Schuldner, der zugleich wieder Kreditor ist, für sein bedeutendes Guthaben nur $4^1/_2$% zugesteht. Die Differenz macht eine ganz schöne Summe.

Ob der «erste Verwalter» nun wirklich so gut orientiert ist, wie er meint und ob die «Haltlosigkeit des erhobenen Einwandes» einzusehen ist, wollen wir als «Partei» nicht beurteilen. *O. H*

Anmerkung der Redaktion: Unser O. H.-Mitarbeiter bestätigt also unsere Vermutung, dass sich sein Beispiel nicht zur Vergleichung mit dem des ersten Einsenders eignet; was seine weitere Feststellung anbetrifft, so ist sie jedoch, soweit die Sicherheit in Betracht kommt, nur zum Teil richtig. Uebrigens scheint O. H. immer noch zu übersehen, dass die Bankabteilung des V. S. K. einen ganz anderen Zweck hat, als den Verbandsvereinen Betriebsmittel zu verschaffen; letztere sollten die Verbandsvereine unter ihren Mitgliedern aufbringen und allfällige disponible Mittel dem V. S. K. überweisen und nicht umgekehrt.

---

[1]) *Vivian,* Servia, the Poorman's paradise, London 1897, S. 159 ff.

[2]) *Markovic,* a. a. O., S. 75.

[3]) «Si des désaccords s'élèvent . . . les membres de zadrouga d'aujourd'hui disent qu'il vaut mieux en ce moment faire le partage que de rester plus longtemps en commun. Ce qui est bien fini aujourd'hui, surgira un autre jour» . . . *Novakovitch,* a. a. O., S. 85. Was aber später unter dieser Begründung zur individualistischen Auflösung führte, hatte ehedem nur die organische Spaltung zur Folge.

[4]) *Hirzel,* auserw. Schriften I, 438, 439.

Preise wichtiger Bedarfsartikel während der genannten Zeitperiode.

Artikel	Steigerung der Preise vom Febr. 1914 bis Februar 1915	Artikel	Steigerung der Preise vom Febr. 1914 bis Februar 1915
	Prozent		Prozent
Kalbfleisch . . .	4,0	Hausbrot	50,7
Hammelfleisch . .	3,5	Erbsen	100,0
Gesalz. Schweinefleisch, inländ. .	4,3	Reis	31,1
Gesalz. Schweinefleisch, amerik.	4,9	Gerstengrütze . .	56,7
Frisches Schweinefleisch	5,9	Hafermehl, inländisches . .	40,5
Butter, 1. Qualität	11,9	Hafermehl, amerikanisches .	54,8
„ 2. „	11,1	Kartoffeln . . .	47,8
Margarine . . .	13,7	Kartoffelmehl . .	23,9
Eier	31,0	Kaffee (Java) . .	3,1
Milch	5,6	„ (Brasil) . .	3,7
Magermilch . . .	40,0	Zucker (Brot) . .	10.2
Weizenmehl, amerikanisches .	43,8	„ (Würfel) .	7,5
Roggenmehl, inländisches . .	115,8	„ (Paraffin) .	3,4
		Steinkohlen . . .	61,5
		Koks	33,5

Um darzutun, welche Wirkung die Steigerung der Preise in Summa auf die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen in Christiania ausübte, publiziert das obengenannte Blatt detaillierte Angaben, die die Bedeutung jedes einzelnen Artikels für das Budget einer fünfköpfigen Arbeiterfamilie erkennen lassen. Eine auf Grund dieser Mitteilungen geführte Berechnung ergibt, dass die Ausgaben für Nahrung, Kleidung, Wohnzins, Licht und Heizung, Steuern usw. im Zeitraum vom Februar 1914 bis Februar 1915 im folgenden Verhältnis gestiegen sind:

Ausgabeposten	Erhöhung der Posten des Lebensunterhaltes im Februar 1915 im Vergleich zum Februar 1914
	Prozent
1. Nahrung	22,3
2. Kleidung	5,2
3. Wohnzins	0,0 [1]
4. Licht und Heizung	26,6
5. Steuern	4,8 [2]
6. Verschiedenes (Möbel, Arbeitsgeräte, Wäsche, alkoholische Getränke etc.)	14,6
Durchschnittssteigerung für obige Ausgabeposten zusammen . .	14,6

Die grösste Steigerung der Ausgaben entfiel auf Nahrungsartikel, Licht und Heizung. Sie stellte für das Budget der Arbeiterfamilie eine Mehrbelastung von 22,7 Prozent dar.

[1]) In Hinsicht auf die Ausgaben für Wohnungsmiete lagen keine näheren Angaben vor und es wurde angenommen, dass sie keine Veränderung aufweisen.

[2]) Verminderung.

Dienen.

Unter den vielen «Bettagsbetrachtungen» dieses Jahres fanden wir auch die nachfolgenden Gedanken, denen wir als Genossenschafter nur beistimmen können. Nachdem der Verfasser gezeigt hat, dass vor allem die Herrschsucht unter den einzelnen Nationen die Völker in den Krieg getrieben habe, schreibt er: «Es muss eine radikale Umkehr der Gesinnung stattfinden. Der eidgenössische Busstag soll nicht nur ein wenig eine religiöse Stimmung und fromme Erhebung bringen — nein, eine völlige Umkehr. Statt herrschen muss die Losung heissen: dienen. Dienen mit allen unseren Gaben: dienen mit unserer Bildung, dienen mit unserem Geld, dienen mit unseren Erfahrungen, dienen soll eine wirtschaftliche, eine politische Partei, ein Volk mit seiner Kultur und seiner Politik dem andern. Selbsterhaltung für die Einzelnen wie für die Völkerschaften muss sein, aber nicht um immer mächtiger und gewaltiger zu werden, sondern um desto besser dienen zu können. Dass wir nur leben für uns selber, dass vielleicht auch alle Arbeit an den andern, alle Gemeinnützigkeit und soziale Tätigkeit nur dazu getrieben wird, um sich selber oder um sein Volk gross zu machen, um sich oder den Seinigen einen Vorsprung zu verschaffen — das muss in Zukunft ausgeschlossen sein. Warum erzieht man z. B. das Kind nicht dazu, recht fleissig zu lernen, sich recht viel Wissen und Können anzueignen — damit es andern später um so nützlicher sein kann? Von oben an bis unten, vom Völkerverkehr bis zum Verkehr von Mensch zu Mensch muss es in Zukunft heissen: dienen, einander ergänzen. Es braucht dies ein völliges Andersgesinntwerden. Und es wird lange gehen, bis nur die Einsicht vorhanden ist, dass das der einzige Weg ist, auf dem ein dauernder, ein ewiger Friede, wie wir ihn alle mit Inbrunst ersehnen, erreicht werden kann.»

Wir glauben, dass die hingebende Arbeit in und für die Genossenschaft, auch die beste Schule des Dienens ist.

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.

(Fortsetzung.)

Kleinjoggs «Orden landwirtschaftlicher Cönobiten» [1]) ist tatsächlich nichts anderes als der Ansatz zur Bildung einer Hauskommunion, er ist die Zadruga im Embryo. Während aber die südslawische Institution ein soziologisches Naturprodukt darstellt, ist der schweizerische Ansatz doch mehr eine Ge-

[1]) *Cönobiten* nannte man ehemals Mönche, die auf der Grundlage religiöser Ideale und zwecks der Unterhaltung eines gleichgestimmten religiösen Kultus ein gemeinsames Leben (griechisch koinós bios) führten. Das Cönobitentum ist die Urform des Klosterwesens, das sich aus seinem Gegensatze, dem einsiedlerischen religiösen Eremitentum entwickelte. Der Mönch (griechisch monachós, von monos = allein) war ursprünglich ein Vereinzelter, Alleinlebender, Einsamer, ein Eremit und Anachoret. Als diese weltflüchtigen Elemente zahlreicher wurden, schlossen sie sich kraft des Gesetzes, das Gleiches zu Gleichem zieht, und wohl auch aus wirtschaftlichen Beweggründen zunächst gruppenweise in nebeneinander liegenden Zellen, dann in gemeinsamen, von *einer* Mauer umschlossenen, aus einem oder mehreren Gebäuden bestehenden Kolonien zusammen. So entstand das *Kloster* (griechisch monasterion, *koinobion,* lateinisch monasterium, *coenobium,* claustrum, mittellateinisch clostrum), das in seinen beiden Polen der männlichen und weiblichen Organisation ideell je eine geistliche Familie darstellt und den wirtschaftlichen Kommunismus der weltlichen (natürlichen) Familie in sich schliesst, während die Ordensregel den geistigen Kommunismus begründet und wahrt.

dankenschöpfung, mehr Ergebnis bewusster Rückkehr in den Naturstand, als unmittelbare Naturgestaltung. Das Verbrüderungsgefühl war in der noch unverdorbenen Zadruga ein reines Naturgefühl, welches den mystischen Zusammenhang aller Dinge reflexionslos empfand, in der Blutsverwandtschaft die Einheit des grossen Naturganzen ahnend und heiligend. Auch die Familie als Genossenschaft blieb im wesentlichen Naturform, wenigstens traten in ihr Natur und Kultur noch nicht gegensätzlich auseinander. Später, als Fermente der Zersetzung ihr Zerstörungswerk verrichteten, kam es allerdings zu dieser Spaltung von Natur und Geist, aber als sie fühlbar wurde, da war es um die Zadruga geschehen.

Mit Kleinjoggs Hauskommunion und seinem Gemeinschaftsideal verhält es sich in dieser Beziehung anders. In den südslawischen Ländern träumte die Natur noch ihren Schöpfungstraum, als in den Gebieten der westeuropäischen Kultur die ursprüngliche Einheit von Natur und Geist auch in der Seele des Bauern schon längst erschüttert war. Einst herrschte auch hier die Naturordnung zadrugarischen Lebens und noch heute stösst man auf Spuren alter hauskommunistischer Verbände und Sippengenossenschaften. Riehl berichtet von einem Dorf in der Pfalz, in welchem der familienhafte Zusammenhang aller Ortsnachbarn sich erhalten hat. Fast alle Familien des Ortes, erzählt er, seien unter einander verwandt, und bei allen wirtschaftlichen Interessen erscheine das Dorf als eine festgeschlossene Verbrüderung. Damit jede Familie in Glanz und Wohlstand bleibe, ständen alle Ortsnachbarn für Einen Mann. Die Gemeinde halte klettenfest zusammen. Sie bewirtschafte die Felder nach gemeinsamem überlieferten Plan und diese Felder brächten Ernten, als ob ein ganz besonderer Segen darauf ruhe. Es sei der Segen des Familienzusammenhanges und der guten Nachbarschaft in einer Gemeinde, die da stehe wie ein einziges «ganzes Haus».[1]) In manchen Dörfern findet man kleinere oder grössere Gruppen von Einwohnern, die denselben Familiennamen führen. Sie betrachten sich oft nicht mehr als Verwandte, wiewohl sie in der Regel aus einer Familie hervorgegangen sind und einen gemeinsamen männlichen Stammbaum haben. Das Dorf Unter-Aegeri im Kanton Zug zählte 1870 etwa 2560 Einwohner, von denen mehr als tausend den Geschlechtsnamen Iten führten. «Hier ist also Iten, bemerkt Osenbrüggen[2]), mehr als anderswo Meyer, ziemlich gleichbedeutend mit Adam, d. i. Mensch. . . . Aus dem ersten Menschenpaar Iten in Unter-Aegeri ist der grosse Clan Iten geworden.» Von den meisten allemannischen Ortschaften, deren Namen mit dem patronymischen «ingen» endigt, kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass sie einst der Sitz hauskommunistischer Verbände waren, wie anderseits die Familiennamen, die mit «ing» und «ingen» enden, also patronymischer Herkunft sind, auf die ursprüngliche Abstammung von familiengenossenschaftlichen Geschlechtern deuten. In den Gebieten der allemannischen Siedelungen setzten sich diese Geschlechter und Sippen, weil sie ausschliesslich Landbau trieben, gewöhnlich in der Ebene fest,[3]) wie überhaupt das Flachland der Ausgangspunkt genossenschaftlicher Organisationen ist, während ihnen das Gebirge nicht nur topographische, sondern auch andere Hemmungen entgegensetzte und ihnen noch heute Schwierigkeiten bereitet. Auch in den südslawischen Ländern blühte die Zadruga vorzugsweise in den fruchtbaren Ebenen, während die Gebirgsgegenden und die weniger ergiebigen Bodengelände die Entwicklung der weitern und eigentlichen Sippenorganisation, des bratstvo und pleme begünstigten.

Aus mannigfachen Ursachen, die mit der Bevölkerungs- und Kulturbewegung zusammenhängen und hier nicht näher erörtert werden können, lösten sich in den westeuropäischen Ländern die alten Hauskommunionen auf[1]) und verschwanden als ökonomische Verbände in der Grundherrschaft, der Dorfgemeinschaft und der Markgenossenschaft. An diese politischen und zugleich ökonomischen Organisationen, die wohl in vielen Fällen nur zusammengezogene Hauskommunionen und Sippengenossenschaften darstellten, trat die Familie ihre gesellschaftlichen Erstgeburtsrechte ab, gleichwie später der Staat gesellschaftliche Funktionen von Grundherrschaft, Gemeinde, und Markgenossenschaft übernahm und wie insonderheit die Markgenossenschaft in der schweizerischen Landsgemeinde Staat wurde.[2]) In alten Landrechten, z. B. in dem Landbuch von Uri finden sich noch sehr leicht erkennbare Spuren der Gesamtbürgschaft des väterlichen Geschlechts in Hinsicht auf die Versorgung von Waisen, Kranken und sonstigen Erwerbsunfähigen. Die Versorgungspflicht lastet da auf der nächsten väterlichen Blutsverwandtschaft und erst mit dem fünften Grade derselben kommt die mütterliche Verwandtschaft an die Reihe.[3]) Die Grundlinien der Entwicklung des Staats aus der Familie sind überhaupt tief und fest in das Bewusstsein des

[1]) *W. H. Riehl,* a. a. O., S. 149.

[2]) *E. Osenbrüggen,* Die Schweizer, 1874, S. 70.

[3]) «Die patronymische Endung bezeichnet die Nachkommenschaft eines gemeinsamen Stammvaters. Die allemannischen Sippen suchten vorzugsweise Ackerboden auf und machten am Rand bergiger Gebiete Halt.» *W. Oechsli,* Die Anfänge der schweizerischen Eidgenossenschaft, 1891, S. 18, 19.

[1]) Einen wenig bemerkten, offenbar aber sehr starken auflösenden Einfluss übte die Kirche durch Aufhebung der ursprünglichen Testier-Beschränkung aus. Noch Tacitus berichtet über die Bindung gemeinsamen Vermögens bei den Germanen: «*nullum apud eos testamentum*» (es gibt bei denselben kein Testament). Indem die Kirche im Interesse ihrer eigenen Vermögensbildung und mit Bezugnahme auf das Seelenheil im jenseitigen Leben in das System jener Testier-Beschränkung eine Bresche legte, griff sie den unteilbaren Familienbesitz an und traf so die Sippenorganisation an ihrer ökonomischen Basis. Ganz ähnlich wirkte in Serbien die Einführung der römisch-rechtlichen Testierfreiheit auf die Zadruga. Sie begünstigte dort die Bildung persönlichen Eigentums in der Hauskommunion, indem sie die ursprünglich sehr enge Sphäre desselben, der sogen. «ossobina» erweiterte, wodurch nicht nur das gemeinsame Vermögen eine Beeinträchtigung erlitt, sondern auch individualistische Neigungen entfesselt wurden, die mit der fortschreitenden Geldwirtschaft zur Zersetzung und Sprengung der Zadruga führten. «Ce sont les *ossobinas,* propriétés individuelles, qui ont fait dissoudre les *zadrougas* dans notre village», nous disaient toujours les paysans». *Novakovitch,* a. a. O., S. 184. «En introduisant l'«ossobina» — on introduit forcément des idées et des sentiments individualistes, qui sont incompatibles avec le communisme familial de la zadrouga». Daselbst, S. 84.

[2]) «Nichts war dem ursprünglichen Zusammentreten patriarchalischer Familien in die natürliche Form einer stärkeren Gesellschaft so ähnlich wie jene ewigen Bünde der Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden, die vom unbekannten Altertum bis auf diesen Tag die nämlichen sind wie ihre Mutter, die Natur.» *Johannes Müller,* Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, 1795, III., 2., S. 367. Joh. Müller betont daselbst auch den föderalistischen Charakter der eidgenössischen Bünde, welcher der «Regel der Natur» folge und künstlich organisierte Einförmigkeit ausschliesse, während übertriebener Zentralismus raschem Verfall entgegengehe. Die Regel der Natur sei «eine unendliche Mannigfaltigkeit in den Formen, Einheit in dem Prinzipium, welches alles umfasst». In dem Ausdehnungs- und Erneuerungsprozess der Zadruga haben wir [illegible] sich der Leser erinnern wird, dasselbe natürliche Entwick[illegible]setz gefunden.

[3]) *Osenbrüggen,* a. a. O., S. 74.

schweizerischen Volkes eingezeichnet und immer, wenn die grösste Gemeinschaft, die Staatsgenossenschaft, von ernsten Gefahren bedroht war, forderte man die sittlichen Grundkräfte der Familie in die Schranken,[1]) was zugleich ein Appell an die Kraft, Frische und Reinheit des ländlichen Naturstandes zu sein pflegt. Wenn dem im Staate pulsierenden grösseren Leben der Volksgemeinschaft das organische Gleichgewicht der Kräfte verloren geht, greift es wie Antäus wieder zurück auf die Quelle, auf den Kern des Lebens selbst und die Familiengemeinschaft erscheint ihm dann als das geheime Leben der Menschheit, als die tiefste, innerste, heilige Mitte des Staates,[2]) wo die Gefühle innerer Identität und Solidarität so natürlich und warm pulsieren wie das Blut in den Adern.

Eine solche seelische Hinwendung zur Natur und zu den Naturformen von Staat und Gesellschaft hatte sich in den Hauptländern der europäischen Kulturwelt ungefähr seit Beginn des 18. Jahrhunderts vorbereitet und in der Schweiz bereits um die Mitte des Jahrhunderts einen gewissen Höhepunkt erreicht. Ihr wirtschaftlicher und sozialer Untergrund war die durch die Entwicklung der gewerblichen und städtischen Kultur bewirkte Scheidung von Stadt und Land, die auch eine weitgehende berufsständische Differenzierung der Gesellschaft mit sich brachte. Das ursprüngliche einheitliche, bodenständige und naturbestimmte Leben hatte sich in einen Komplex verwickelter gesellschaftlicher Beziehungen aufgelöst, die Zirkulation der Güter nahm einen weiteren und dabei rascheren Kreislauf, die fortschreitende Geldwirtschaft drang immer mehr in die ländliche Naturalwirtschaft ein, brachte da alle Dinge in Fluss und ruhelose Bewegung, alte Sitten zersetzend und die Hauswirtschaft in ihren Fundamenten zerrüttend. Es war eine Zeit, in der sich niemand mehr an seinem Platze sicher und geborgen fühlte, niemand mehr zufrieden war mit seinem Lose, alles in andere Regionen drängte, das Mass an dem Höheren nahm und die Bedürfnisse und Ansprüche darnach steigerte. Unbefriedigte Begierden auf der einen, Uebersättigung auf der andern Seite führte zu einer moralischen Krisis, aus der die Sehnsucht nach einfachen, natürlichen Verhältnissen mächtig hervorquoll. Man suchte wieder die Natur in der Einfalt und der verlorenen Unschuld des Landes. Man strebte aus den Labyrinthen des verwickelten Daseins heraus und fing zunächst in den höheren Regionen an, für das Glück der Hirten und Schäfer zu schwärmen. «Wie wenig misset ihr, klagt Salomon Gessner, wie wenig misset ihr, ihr Hirten, wie nahe seid ihr dem Glücke. Ihr, die ihr unselig die Einfalt der Natur verliesset, um mannigfaltiges Glück zu suchen, die ihr die Sitten der lachenden Unschuld Grobheit und das wenige Bedürfnis, das die Natur aus reicher Quelle stillet, verächtliche Armut nennt, baut immer Gewebe von Glück, die jeder Windhauch zerreisst! Ihr geht durch Labyrinthe zum Glück, ewig mühsam, ewig unzufrieden irret ihr da![1]) Ungefähr um dieselbe Zeit beginnt Rousseau seine leidenschaftlichen Anklagen gegen Kultur und Zivilisation in die Welt hinauszuschreien und den Rückzug in den Naturstand zu predigen. Auch die Wirtschaftsphilosophen melden sich, und es geschieht durch ihre Vermittlung, dass sich das Hirtenideal in das Haus- und Hofideal verwandelt. Die arkadischen Träumereien verfliegen wie Seifenblasen, die Schäfer und Hirten machen dem Bauern Platz, der frisch und fröhlich in die Wirklichkeit hineingreift, um in seinem ureigensten Bereiche eine Welt nach seiner Weise zu schaffen, eine Welt, die sich um ihn und seine Nachkommenschaft, seine Existenzbedingungen, seine natürlichen Bedürfnisse und seine Arbeit bewegt.

In dieser Stimmung finden wir Kleinjogg und mit aus dieser Stimmung heraus gestaltet sich das Ideal seiner Hausgemeinschaft und seiner Hausregierung. Der philosophische Bauer von Wermetschwil will den Naturstand, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des ursprünglichen Familienvereins wieder erneuern und zwar in bewusstem Gegensatze zu der Welt und Kultur, die ihn umgibt und die er als eine in Unnatur verfallene, verdorbene und krankhafte Gesellschaft verwirft. Kleinjogg ist in gewissem Sinne ein aus dem Bauerntum erwachsener Rousseau, aber viel natürlicher, einfachklarer, bestimmter und wurzelfester, nicht wie dieser mit den Gebrechen der Zeit behaftet, selbst krank und im Bewusstsein des eigenen Leidens für die Menschheit in der Natur Heilung und Erlösung suchend, sondern in seiner ganzen Persönlichkeit kerngesund, aber die Krankheit und Unnatur seiner Umgebung erkennend und nur bemüht, sie nicht über sich und sein Haus kommen zu lassen. Eben darum geht er darauf aus, sich im Kreise seiner Familie und seiner Wirtschaft eine eigene Welt aufzubauen und sie, von der Aussenwelt abschliessend, isolierend, ganz auf sich selbst zu stellen.

Auch diese Abschnürungs- und Einhegungstendenz lag im Gedankengange Rousseau's, wie sie anderseits eine gewisse zönobitische Regung verrät, aber wiederum ist es der natürliche und nächste Weg, den Kleinjogg hier wie überall geht. In der ländlichen Sonderfamilie stehend, wie sie durch die neuzeitliche Entwicklung der Dinge geformt war, kam er gewiss nicht auf dem Wege theoretischer Spekulation auf die Idee der alten Hausgemeinschaft, eher könnte man an eine im Blute liegende atavistische Neigung, an die Regung eines in den Tiefen des Unterbewusstseins arbeitenden Clan-Instinktes denken, und psychologisch mag auch mancher Charakterzug Kleinjogg's in dieser dunklen Schicht des menschlichen Bewusstseins begründet sein, allein für die Erklärung der Entstehungsgeschichte des hausgenossenschaftlichen Planes dieses Bauers liegen viel einfachere Anknüpfungspunkte vor. Wie wir eben angedeutet haben, reagiert Kleinjogg zunächst und vor allem gegen die verfahrenen, sittlich und wirtschaftlich ungesunden Zustände seiner Umgebung. Diese Reaktion ist ein Akt seiner b ä u e r l i c h e n B e r u f s i d e e, in der die Vorstellung von Bauer und Mensch in eins zusammenfällt. Für Kleinjogg ist der Bauer der M e n s c h a n s i c h und dieser in seiner natürlichen, gottgewollten Stellung, Bauer = Adam, d. h. der Mann von Erde, der an die Erde, an den Boden Gebundene, von ihm ewig Abhängige und Bestimmte. «D e r g a n z e M e n s c h

[1]) «Von Gott bekömmt sie (die Eidgenossenschaft) drei Gesetze: 1. ewig in enger Verbindung zu beharren, im Krieg und Frieden — eine Nation und *Eine Familie;* 2. nicht merkantilisch wie Tyrus, ohne Eroberungslust, auf angestammten Gütern und bei ihren Heerden zu leben; 3. die Nachahmung fremder Grundsätze und Sitten als den Untergang der Verfassung zu betrachten.» *Joh. Müller,* a. a. O., 1787. Erster Teil, Vorrede, p. XXVII. Auch im Original ist das «*Eine Familie*» durch Fettdruck hervorgehoben.

[2]) *Troxler,* Die Idee des Staates und das Wesen der Volksvertretung. Schweizerisches Museum, 1816, S. 44; *J. B. E. Rusch,* Wanderspiegel, 1873, S. 163—165.

[1]) *Salomon Gessner's* Sämtliche Schriften, Erster Band. 1790, S. 254, 255.

Bauer, der ganze Bauer Mensch», so hat ihn Lavater physiognomisch und auf Grund aufmerksamer Beobachtung im persönlichen Umgang fein und richtig charakterisiert. [1])

Hirzel hat uns ein Gespräch überliefert, das sehr deutlich zeigt, wie die hausgemeinschaftliche Idee Kleinjoggs in dem natürlichen Urgefühl der bäuerlichen Berufsidee verkapselt ist. Einst besuchte ihn ein Freund, der in fremden Kriegsdiensten sein Glück gemacht hatte und nun den Philosophen von Wermetschwil zu bereden suchte, auch dem einen oder andern seiner sieben Söhne diese Laufbahn zu erschliessen. «Da in eurer Haushaltung sieben Söhne sind, bemerkte der Freund, so werdet ihr sie nicht alle Zeit bei euch behalten können, ihr werdet ihnen auf verschiedene Weise ihr Glück suchen müssen, und da ist der Kriegsdienst nicht zu verachten.» «Dieses kann gar wohl sein, erwiderte Kleinjogg, aber ich habe Glücks genug für alle unsere Söhne, wenn sie sich nur recht halten und unverdrossen zur Arbeit werden, der Boden, der mich bisher ernährte, wird sie, geliebts Gott, auch ernähren, wenn sie ihn mit Treu und Fleiss bauen. Man kann aber auch in andern Lebensarten sein Glück finden, daran zweifle ich keineswegs, wenn einer von Jugend auf daran gewöhnt wird, und den Beruf recht erlernt. Meine Kinder sind bis dahin zu der Feldarbeit erzogen worden, da mich Gott in diesen Beruf gesetzt hat; sie kennen keinen andern, und bleibt ihnen also kein Wunsch übrig, als in diesem Beruf glücklich zu sein, wenn Gott das Werk ihrer Hände gelingen lässt und ihnen den nötigen Unterhalt schenkt.» Nachdem Kleinjogg noch des weiteren auseinandergesetzt, dass es am besten sei, bei dem angeborenen Stande zu bleiben, warf der Freund ein: «Nach euren Gedanken würde nur ein Beruf in der Welt sein, wenn die Kinder immer den Beruf von ihren Vätern erben müssten». «Was würde dieses schaden? versetzte Kleinjogg lächelnd; wenn alle Menschen das Feld bauen und sich durch die Arbeit ihrer Hände ernähren würden, so wüsste man von keinem Betrug noch Gewalttätigkeit, es würde allenthalben Zufriedenheit und Ruhe herrschen». «Aber werden zuletzt eure Söhne nicht einander im Wege stehen, und kann euer Meierhof hinreichen, sie alle zu erhalten? Je mehr der Boden bearbeitet wird, versetzte Kleinjogg, desto mehr bringet er Frucht; ich habe schon lange mit Ungeduld auf das Wachstum unserer Söhne gewartet, damit ich mein Gut in einen recht vollkommenen Stand setzen könne, und wenn nichts mehr daran zu verbessern ist, so sind noch viele verdorbene Güter übrig, die man um einen geringen Preis ankaufen kann, um neue Verbesserungen vorzunehmen. Wenn nur genug arbeitende Hände wären, an der Arbeit kann niemals ein Mangel sein». «Aber nach eurem Tode, wandte der Freund ein, wird sich die Uneinigkeit unter die Kinder einschleichen, wenn sie die Güter verteilen müssen, und sie werden bei den kleinen Stücken, die jedem zu Teil werden, ihre Lebensart, derer sie bisher gewohnt, nicht fortsetzen können». «Eben deswegen, gab nun Kleinjogg zur Antwort, sollen sie die Güter nicht teilen, sondern im Frieden einander helfen, das Werk (den Gewerb) fortzuführen». Grosses Erstaunen von Seiten des Freundes: «Wie sollte das möglich sein? Unter so vielen Menschen kann unmöglich ein gleicher Wille herrschen. «Warum das nicht?» entgegnete wiederum Kleinjogg, «wenn alle aus der Erfahrung wissen, dass sie in einer Lebensart glücklich und vergnügt leben können und dass ihnen nichts zu wünschen übrig bleibt. Sie werden alle von Jugend auf der Arbeit gewohnt sein, alle werden Speise und Kleidung genug haben, und weil sie nichts weiter zu wünschen haben, so müssen sie sich damit vergnügen. Wenn man gewohnt ist, bei einer gewissen Ordnung vergnügt zu sein, so kann keine Begierde nach einer anderen entstehen; eben deswegen halte ich meine Kinder von allen Anlässen zurück, wo sie zu Müssigang, oder Pracht oder Schwelgerei könnten verführt werden, und wenn einmal eine Gewohnheit durch die Länge der Zeit verhärtet, so kann sie nicht mehr ausgerottet werden.» «Gesetzt: Eure Grundsätze werden bei euren Nachkommen tiefe Wurzeln schlagen, und sie können von aller Begierde nach einer reichlicheren Lebensart frei bleiben, so können auch in ihrem Beruf Uneinigkeiten entstehen, es wird einer müssen Meister bleiben, und die andern gehorchen.» — «Der Fleissigste und Vernünftigste wird das Meisterrecht erhalten», war Kleinjoggs Anwort, «denn wo keine bösen Neigungen sind, wird die Wahrheit und das Recht auch von den Einfältigsten erkannt werden, und diese können nicht entstehen, wenn der Meister, der eine Ordnung macht, gleich in die Sache hineingehet und den übrigen ein gutes Beispiel gibt; der Meister hat keinen Vorteil vor den anderen, nur dann, wenn er es bei den Befehlen bewenden lässt, werden die übrigen ungeduldig folgen. Auf diese Weise trage ich die Hoffnung zu Gott, dass meine Nachkommen immer in Frieden und Ruhe beisammen bleiben und nicht nötig haben werden, ihre Güter zu verteilen, oder nach einem andern Beruf lüstern zu werden». [1])

(Schluss dieser Abteilung folgt.)

[1]) *Johann Kaspar Lavaters* Ausgewählte Werke, 1842. Dritter Teil, S. 146.

[1]) *Hirzel,* Auserlesene Schriften, I., S. 125 ff.

Kritik und „Kritik".

Die nachfolgenden trefflichen Ausführungen entnehmen wir der vierten Seite des «Genossenschaftlichen Volksblattes», Lokalauflage des Arbeiter-Konsumvereins in Rorschach:

Kritik ist nicht etwas, das geduldet und ertragen werden müsste. Sie ist zu fordern und zu fördern als etwas absolut Notwendiges und Nützliches. Nichts und niemand kann ihrer entraten. Unglücklich der Mensch, unglücklich die Institution, die keine Kritik hören kann oder will. Früher oder später wird sich dieser Mangel an Kontrolle, an Mahnung und Warnung rächen.

Auch die Genossenschaftsbewegung bedarf der Kritik. Sie wendet sich an das ganze Volk. Ihr Ziel ist das Wohl des Volkes, ihr Mittel das organisierte Zusammenwirken des Volkes, sie ist ihrem Wesen nach demokratisch. Darum unterstellt sie sich willig der breitesten Kritik.

Wir bejahen die Notwendigkeit der freiesten Kritik ganz besonders auch für den Verband schweizerischer Konsumvereine. Seine neue Organisation ist stark zentralistisch. In der Hand der vierköpfigen Verwaltungskommission liegt eine grosse Gewalt und eine entsprechende Verantwortlichkeit. Die Art

Von der Entdeckung des Kartoffelbrots und der Entstehung des deutsch-schweiz. Genossenschaftsromans.

(Schluss des Abschnitts.)

Geist und Ton dieses Gespräches, in dem der ganze Kleinjogg sich in einer Reihe scharf zugespitzter Antithesen offenbart, führen unmittelbar in die Entstehungsgeschichte des Gemeinschafts- und Führungsplanes unseres philosophischen Bauers hinein. In fast substanzieller Greifbarkeit wächst der leitende Gedanke aus der bäuerlichen Berufsidee heraus. Der Bauer — wir wiederholen es — ist für Kleinjogg der Mensch an sich, in dessen Hände die natürliche Würde der Menschheit gelegt ist. Im Mittelpunkt seines friedvollen und fruchtbringenden Kreises sprudelt wie im Zentrum Edens die ewige Quelle des Lebens. Mit dem Boden verwachsen, in ihm atmend und wirkend, soll er, der Erde-Mensch, sich nimmer gelüsten lassen, die Grenzmarken seines Kreises zu überschreiten, um ein anderes Glück zu suchen. Sein Glück liegt in dem Stück Natur, in dem Lande, von dem er Besitz genommen, das er mit seiner Arbeit befruchtet, verbessert und erweitert, damit es ihn und sein Geschlecht trage und ernähre. Er steht an der Quelle aller Werte, er ist Erbe, Erhalter und Mehrer der Urwerte, Boden und Arbeit begründen seinen Reichtum, alles, was ihm zufliesst, ist Gabe der Natur und seiner Mühe Preis. Wenn er hinter dem Pfluge die Ackerfurchen zieht oder als Sämann die Samenkörner der Erde anvertraut, wenn er den Duft taufrischer Wiesen atmet, wenn er seinen Blick über keimende Saaten, über wogende mit goldenen Aehren behangene Halme schweifen lässt, wenn er die Ernte sammelt und birgt, wenn er in Haus, Hof und Feld alles gedeihen, wenn er Scheune, Stall und Vorratskammer sich füllen, «die Räume wachsen», «das Haus sich dehnen» sieht, dann ist er in seinem Elemente und in seinem Glücke. Solange er in dieser unmittelbaren Verbindung mit der Natur verbleibt, solange er, gewissermassen selbst ein Stück Natur, in diesem Urgefühle natürlichen Glückes lebt und wirkt, hat er kein Bedürfnis, aus dem Kreise, in den er hineingeboren ist, herauszutreten, wohl aber fühlt er den Drang in sich, in ihm und mit ihm zu wachsen, und in diesem Drange arbeitet, organisiert und wirtschaftet er wie die Natur, «alles aus Einem zu einem bildend, alles aus Wurzel in Stamm, aus Stamm in Aeste, aus Aeste in Zweige, aus Zweigen in Blüten und Früchte.» So ist, so fühlt und so wirkt Kleinjogg nach Lavaters Zeugnis, immer wie die Natur «in Arbeit und Ruhe», «in Betriebsamkeit und einfältiger Gelassenheit», «durch keine Labyrinthe verführbar», «immer Gold und Erdenklos», «oft Diamant auf dem Mist», «immer ein Ganzes, alles fliessend aus seiner Ganzheit und rückfliessend in sie, so immer in seinem Kreise bleibend.»[1]) Aus diesem seinem Naturwesen und der bäuerlichen Berufsidee heraus schafft Kleinjogg eine Welt, die sich um ihn wie die Erde um die Sonne dreht,[2]) von ihm erleuchtet und erwärmt, zusammengehalten, versorgt, geordnet und gesichert wird.

[1]) *Lavater*, a. a. O., S. 143 ff., 288. «Denn immer bleibt er in seinem Kreise.» *Hirzel*, I., 205.

[2]) «So eine Sonne in seiner Welt!» *Lavater*, a. a. O., S. 144.

Kleinjogg ist aber nicht nur Naturwesen, es lebt, fühlt und denkt auch eine Kulturseele in ihm, er ist ein naiver und ein sentimentaler Mensch zugleich. In dem feineren Bewusstsein seiner Zeit waren das schneidende Gegensätze, Kontraste, die schmerzlich empfunden wurden, Dissonanzen, die man in Harmonie aufzulösen suchte. Natur und Geist waren auseinander gegangen und sie wieder in einer Einheit und zwar in einer höheren Einheit zusammenzufassen, lag im Kulturwillen der Zeit. Neben dem Naturwillen Kleinjoggs fühlt, denkt und arbeitet nun auch dieser Geisteswille in seiner Seele, denn er ist ein Kind seiner Zeit, von ihren Nöten bedrängt und vor die Aufgabe gestellt, sich ihrer zu erwehren. Das macht ihn zu einem bewussten Reformator, aber der natürliche Berufsmensch in ihm bleibt auch als Neuerer und Erneuerer in seinem Kreise und es ist diese Beschränkung auf seine besondere Welt, durch die er erreicht, was er als Kulturmensch, als Christ, als denkender Hausvater und Wirtschafter fühlt, das sein soll. Als solcher folgt er dem kategorischen Imperativ des Kulturwillens, gleichsam als hätte er ihn eingesogen mit der Luft, die er atmet und durch dieses Medium der unkomplizierten Einfalt seines Wesens angepasst. Kleinjogg tut und vollbringt in seinem Kreise, was die ausschliesslichen Kulturmenschen zwar ersehnen, aber nicht verwirklichen, nicht einheitlich darstellen können, weil sie in zersplitterten, differenzierten und von einander entbundenen Kreisen leben. Sie können das, was sie wollen und sollen, wohl empfinden und in Gedankenbildern vormalen, aber nicht in solche unmittelbare Taten umsetzen, die das Ganze ergreifen, durchdringen, auf ein Tun und auf ein Werk stimmen. Ihrem geistigen Schöpferwillen fehlt das beherrschbare Objekt, sie können nirgends vom Grund aus beginnen, nichts von vorne anfangen, nirgends das Elementare, Urtümliche erfassen, sie erreichen keinen lebendigen Kontakt mit der Natur und immer entschlüpft ihnen, was sie bilden und nach ihrem Ideale formen möchten, der Mensch sowohl wie das Sachlich-Materielle. Das kommt davon, weil sie eben kein natürliches Ganzes vor sich haben, das, sei es auch noch so roh, sich aus dem Elementaren heraus entwickeln, binden und gestalten liesse. Kleinjogg nun hat das und geht davon aus. Es ist seine Familie, sein Hof, seine Wirtschaft, in die er seinen Kulturwillen als in einen festen Angelpunkt senkt. Er steht in dem geschlossenen Selbstversorgungskreis einer Familiengemeinschaft, die zugleich Arbeits- und Erziehungsgemeinschaft ist und sein muss,[1]) weil sie Alles in Allem, weil sie die Gesellschaft oder auch ein Staat im kleinsten Masstabe ist. Hier liegt alles noch im Keime, was im geschichtlichen Werdegang auseinandergerissen, beruflich zersplittert, geistig und seelisch geteilt wurde. Diese keimhafte Einheit und Geschlossenheit ist das Element, in dem Kleinjogg seinen bewussten Kulturwillen ansetzt und mit der ungebrochenen Kraft des Naturmenschen betätigt. In naturhafter Einfachheit, aber immer in dem Bewusstsein, mit dem guten Geiste seiner Zeit gegen das Böse, Entartete und Verworrene des Zeitgeistes zu arbeiten, zeichnet er die Linien vor, die Pestalozzi ins Grosse und Allgemeine weiter zieht, Haus- und Sozialpolitik, Wirt-

[1]) «Erziehungskräfte regen sich überall, wo Menschen in einem Arbeitsverband zusammenleben, die ganze Entwicklung der moralischen Kultur wäre nicht vorhanden, würde die Arbeitsgemeinschaft nicht von selbst Erziehungskräfte gebären. Der älteste und natürlichste Arbeitsverband ist die Familie.» *Georg Kerschensteiner*, Charakterbegriff und Charaktererziehung, 1915 S. 189.

schaft und Erziehung, Berufsidee und Menschheitsidee wie dieser verschmelzend.

Es ist ein wahrer Ausspruch, den ein guter Kenner der natürlichen und der künstlichen Kultur getan: Regieren und herrschen sei eine Kunst, die sich nicht in hundert Jahren lerne und der Punkt, wo mitunter alles zusammenfalle.[1]) Auf sicherem Boden wandelt da immer nur der, welcher den Spuren der Natur folgt und die Kraft zum Guten aus der Quelle des gesellschaftlichen Lebens schöpft. Jede rechte Herrschgewalt hat ihren Ursprung in der Vatergewalt, jede wahre Regierungskunst ihre Wurzel in der Haushaltungskunst. Was man in den komplizierten Verhältnissen der grossen Welt nicht in hundert Jahren lernt, das ist in dem Wesen und in der Tradition der Familiengenossenschaft als feste natürliche Norm vorgebildet, sofern nur diese Genossenschaft auch Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft ist und somit ein Ganzes darstellt. In den Mittelpunkt einer solchen Einheit gestellt, wächst Kleinjogg als einfacher Bauer in die Grösse eines wahren Vaters, Erziehers, Verwalters und Regenten hinein.

«Dieser Mann ist ein wahrer Patriarch», sagte der Markgraf Karl Friedrich von Baden, nachdem er sich mit Kleinjogg unterhalten und gesehen hatte, wie er sein Haus und seine Wirtschaft zu regieren gewohnt war.[2]) Ein Patriarch ist nun in des Wortes Bedeutung nichts anderes als ein väterlicher Herrscher und unter Patriarchalismus versteht man in abgeleitetem Sinne eine Regierungsform, nach der der Herrscher in der Weise eines Hausvaters mit autoritativer Gewalt, aber mit väterlicher Liebe gebietet, leitet, führt und regiert. In seiner tiefsten Urbedeutung ist Patriarchalismus Bluts- und Geschlechts-Sozialismus, in dem die Einheit der Menschheit in der natürlichen Einheit von Vater, Mutter und Kind vorgebildet ist. Das natürliche Gefühl wie das Gesetz, das die Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit beherrscht, verweist auf die Erhaltung dieser Verbindung und so entsteht die Idee der grösseren Familie, die sich wiederum zur Idee einer grösseren Arbeits-, Wirtschafts- und Erziehungsgemeinschaft erweitert. In dieser Urgemeinschaft, wo Erziehung und Wirtschaft sich in einander verflechten, dreht sich im Grunde alles um das Kind und seine Ausbildung zum Mitarbeiter. Wer die meisten Kinder hat, ist der gesegnetste und beste Hausvater. Die Kinder sind sein Reichtum. Er aber fühlt sich als Meister und die Kinder sind seine Lehrlinge, die er in den Stand seiner Weisheit und Erfahrung zu erheben sucht. So dreht sich auch in Kleinjoggs patriarchalischem Hausregiment eigentlich alles um die Kinder und ihre Einbildung in den Organismus des Ganzen. Die Erziehung, die sie von ihm empfangen, macht ihm ihre Hilfe immer wichtiger, sie lernen arbeiten und nach Grundsätzen arbeiten.[3]) Als Ideal schwebt ihm die Grösse und das harmonische Glück seiner Nachkommenschaft vor, die er zur Reife seiner Erfahrung führen will, aber es ist kein «erdichtetes System von Glück und Grösse», sondern ein aus den Lebensbedingungen des Ganzen herausgearbeitetes und auf den Alltagsbedarf der Gemeinschaft zugeschnittenes Ideal. Kleinjogg ist kein Philosoph im Sinne von Bücherweisheit, «er verachtet [vielmehr] die Bücher und beweist mit seinem Beispiel, dass man nicht nötig hat, gelehrt zu sein, um weise zu sein.»[4]) Seine Weisheit schöpft er aus seinem Berufe und seine ganze Philosophie besteht darin, Kopf und Herz, Einsicht und Wille, Leitung und Selbsttätigkeit, Befehl und Gehorsam, Zucht und Freiheit in Uebereinstimmung zu bringen. Jeder Einzelne soll ein Organ und Bild des Ganzen werden, im Ganzen aber soll nur ein Herz und ein Wille herrschen. «Jeder ist gut, sagt er, wenn er tut, was er soll.»[1]) Das Soll begründet die Pflicht, aus der Pflicht ergibt sich die Regel, aus der Regel die Bedingung des Gehorsams. Die Erfahrung allein kann wirksam zeigen, was die Vereinigung der Kräfte und ihr harmonisches Zusammenspiel bedeutet. Nachdem Kleinjogg selbst gelernt, «wie vieles mit Vereinigung der Kräfte in seinem Hause ausgerichtet worden», beharrt er erst recht auf seinem Grundsatze, «seine Kinder und Kindeskinder in einer Haushaltung vereint zu halten.»[2]) Wenn sich unter seinen Söhnen Eifersucht zeigt, stellt er ihnen das Glück vor, das aus der Vereinigung der Kräfte entsteht und wie sich mit den arbeitenden Händen der Wohlstand eines Hauses stetig vermehrt, während Trennung und Teilung alles zu Grunde richtet.[3]) Die Kinder gewöhnt er frühe daran, sich in den Organismus der Gemeinschaft mitwirkend einzufügen. Er hält sie zunächst an, spielend zu arbeiten. Ein früh verstorbener Knabe, der bei allen seinen kindlichen Spielen die Feldarbeit nachahmte, pflügte, Mist führte usw., war sein Lieblingskind.[4]) Er lässt die Kinder niemals aus den Augen. Wo es immer angängig, müssen sie ihn bei seinen Arbeiten begleiten und nach Kräften daran teilnehmen. Er sucht sie auf diese Weise an seine Lebensart zu gewöhnen, sie zu seinem Ebenbilde heranzuziehen, seine Anschauung und seinen Willen in ihnen zu vervielfältigen. Er nimmt sie auch in eine besondere berufliche Arbeitsschule, indem er ihnen ein Stück Land zur eigenen Bewirtschaftung anweist. Im Umgang mit den Kindern sucht er selbst zu lernen, ihre Fragen und Einwürfe werden ihm zu Lehrmitteln, Stoff zur Beleuchtung der Dinge.[5]) Und wie er die positiven Kräfte des Gemeinschaftslebens; Arbeitsfreude, Genügsamkeit, Hilfsbereitschaft, Friedfertigkeit in den Kindern zu erwecken strebt, so packt er auch die Keime alles Bösen bei der Jugend an. «Ich will nun bei den Kindern anfangen, das Uebel auszurotten», pflegte er zu sagen, «das Gute kann nicht eher fortkommen, bis das Böse zuerst ausgerottet ist, und da kommt man am leichtesten bei der Jugend zurecht. Ich will lieber zwölf Kinder erziehen, als einen einzigen Alten, der das Schlimme, dessen er lange gewohnt ist, für gut ansieht und den für einen gefährlichen Menschen hält, der die alten schlimmen Gebräuche angreift.»[6]) Ueberhaupt, betont er, müsse man immer an der Wurzel ansetzen, den Anfängen des Schlechten wehren und das Gute bei Zeiten zur Gewohnheit machen. Keine Strafe nütze, solange man zugebe, dass die Jugend die Anfänge des Lasters für harmlose Ergötzlichkeiten ansehe. Immer den Anfängen wehren, immer das Unkraut bei Zeiten ausreissen, ist eine Hauptmaxime der Erziehungsweisheit Kleinjoggs.[7]) Sorgfältig sucht er zu verhüten, dass keine schlimmen Begriffe und keine ausschweifenden Begierden in den zarten Gemütern entstehen. Soviel er vermag, tut er, um sie vor

[1]) *l'Houet*, Zur Psychologie der modernen Kultur, S. 18.
[2]) *Hirzel*, II., 293.
[3]) Daselbst, I., 266.
[4]) *Hirzel*, I., 205.
[1]) Daselbst, I., 105, 238.
[2]) Daselbst, I., 292.
[3]) Daselbst, I., 202.
[4]) Daselbst, I., 212.
[5]) *Hirzel*, I., 71, 116, 200, 250, 292.
[6]) Daselbst, I., 132.
[7]) Daselbst, I., 194, 305.

schlechten Einflüssen, die aus dem Umgang mit anderen sich ergeben könnten, zu bewahren. Verdorbene Sitten und Gewohnheiten sollen sie gar nicht kennen lernen, um nicht darnach lüstern zu werden. [1])

Den Willen zum Guten übt Kleinjogg durch Zuspruch und Beispiel. Nicht düster und herb, sondern in fröhlicher aufmunternder Stimmung schildert er den Kindern die Torheit und die üblen Folgen nichtiger Belustigungen. Er zeigt ihnen, wie Ausartungen dieser Art das Hauswesen in Verwirrung bringen und in Schulden stürzen und wie dadurch wiederum das Gemüt in Unruhe gerät, die Arbeit darunter leidet und das Bestreben, aus der Not herauszukommen, List und Betrug gebiert. [2]) Gewahrt er eine Neigung zur schiefen Ebene, so legt er die «Spannkette» an, um den Wagen nicht in den Abgrund schiessen zu lassen oder bändigt nach Bauernart das Füllen mit dem Kappzaum, «damit es sich durch seine Sprünge nicht selber schade und einen guten Schritt annehme. [3]) Mit Rede und Zuspruch allein aber begnügt er sich nicht. Er weiss zu schätzen, was die «Gewalt zum Guten» [4]) bedeutet. Der «Meister» muss sie haben und darf sie nicht fahren lassen. Zu einer Ganzheit gehören nach Kleinjoggs innerster Ueberzeugung vor allem zwei Faktoren: einer der anordnet und einer der gehorcht. Der Befehlende und Gehorchende machen zusammen einen ganzen Mann aus. [5]) Man machte ihm den Vorwurf, er wolle allemal alles nach seinem Kopf haben. «Ich sollte nachgeben, erwiderte er? Ich tue es nur zu oft, und wenn ich es mehr täte, würde alles verloren gehen. Hätte ich den Anfängen nicht gewehrt, so würde ich nicht mehr Meister werden.» Es ist nach Kleinjogg keine Ordnung zu halten und keine Harmonie zu erzielen, wenn nicht einer gebietet und darauf besteht, dass geschieht, was angeordnet wird. Die Zusammensetzung bei der Arbeit ist vor allem wichtig. Der Meister ist das Band, er hält die Kräfte zusammen, die sonst auseinander streben würden. Wo ungleiche Meinung ist, muss jemand sein, der den Ausschlag gibt. Der Unwissenheit oder dem Eigensinn des Mitarbeiters und Gehilfen darf der Meister nicht nachgeben, da er durch die Nachsicht auch das Gute, das er wirken soll, fahren liesse. Beharrlich und folgerichtig soll der Meister sein, aber auch überall der Vorderste in der Erfüllung der Pflichten, immer da, wo es am meisten Mühe gibt, am Morgen der erste und des abends der letzte. Kleinjogg will aber nur Herrscher und Meister sein, um zu dienen. «Was kann eine Aufsicht nützen, sagt er, wenn das Beispiel fehlt. Wenn der Meister nicht der vorderste ist und den andern mit seinem Beispiel zeigt, wie sie die Sachen angreifen müssen, so fehlt alles. Der Hausvater ist die Wurzel, wenn die Wurzel keinen Saft treibt, so welken die Pflanzen; die Haushaltung gleicht einem Wagen; wenn unter den vorgespannten Pferden das erste den rechten Weg geht, so folgen von selber die andern.» [6])

Bringt man diese Erziehungs- und Führungs-Regeln, die nicht aus Büchern stammen, sondern erlebt sind, mit Kleinjoggs Wirtschafts-Maximen in Zusammenhang, so erhält man eine Reihe von Gedankenkeimen, die in der Geistesbewegung des 18. Jahrhunderts in bedeutungsvoller Betonung hervortreten und teilweise zu Leitmotiven erhoben werden. War es Kleinjogg auch nicht vergönnt, sein eigentliches Ideal, die grössere Hauskommunion zu erreichen, so hat er doch in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder und dessen Familie, wozu sich später noch ein trefflicher Schwiegersohn gesellte, eine hausgenossenschaftliche Idylle vorgelebt, an der sich der suchende Kulturwille seiner Zeit und der nächstfolgenden Generation für die tieferen Aufgaben des geistigen und wirtschaftlichen Lebens orientierte. Man fühlte heraus, dass in der Wirtschaft und in der natürlichen Erziehungskunst des «philosophischen Bauers» ein Gesellschafts- und Staatsproblem auf die einfachste Formel gebracht und in dem Grundkreise, aus dem alles Leben strömt, und an dem es immer wieder genesen kann, mit instinktiver Sicherheit gelöst wurde. Hirzels Beschreibung der Idylle von Wermetschwil wirkte, wie ehemals die Utopien und Staatsromane wirkten, aber ihr Einfluss war stärker, nachhaltiger und fruchtbarer, als irgend eine Geschichte von «Nirgendheim». Man unterschied und fühlte die Pulse des wirklichen Lebens und spürte in diesem Leben die feinsten Bewegungen des Kulturwillens, der auf die Versöhnung von Natur und Geist, auf die Verschmelzung von Idealität und Realität gerichtet war. Von diesem Gesichtspunkte erklärt sich die oft ganz überschwängliche Begeisterung, die Kleinjogg selbst und dann der Beschreibung seiner Persönlichkeit und seiner Wirtschaft entgegen gebracht wurde. Man schwärmte und begeisterte sich für die Grundidee, die zur realen Darstellung gebracht worden war: ein einfacher, weiser Bauer kann in der Stille auf die allgemeine Verbesserung soviel Einfluss haben, als der weiseste Gesetzgeber, denn sein Beispiel fordert zur Nachahmung auf, wirkt still und stetig auf die Nachbarn, verbessert so nach und nach die Sitten eines Dorfes, breitet sich von hier allmählich über eine ganze Landschaft aus, zieht dann immer weitere Kreise und geht schliesslich in das ganze Staatswesen ein. [1]) Von der Quelle des Lebens aus erfrischen und erneuern sich die menschlichen Kräfte, wird die «Tugend» Wirklichkeit, formt und erhält sich das kommende grössere und tiefere Leben der Gesellschaft, des Staates und der Menschheit. Es ist nun unsere Aufgabe, den Einflüssen nachzugehen, die von der Persönlichkeit Kleinjoggs und seines Geschichtschreibers ausgegangen sind und zur Entstehung dessen geführt haben, was wir unter dem Genossenschafts-Roman begreifen. Dies aber soll in zwanglosen besonderen und in sich abgeschlossenen Abhandlungen geschehen.

[1]) *Hirzel*, I., 115, 116.
[2]) Daselbst, I., 282, 283.
[3]) Daselbst, I., 301, 302.
[4]) Daselbst, I., 131.
[5]) Daselbst, I., 238.
[6]) *Hirzel*, I., 302—305, II., 28, 29, I., 234, 235. Artikel *Kleinjogg* in «Helvetiens berühmte Männer in Bildnissen von Heinrich Pfenninger, Mahler, nebst kurzen biographischen Nachrichten von Leonard Meister». Zweite Auflage. II. Band. Zürich 1799. S. 137.

Die Leute vom „Kompass" sind und bleiben doch „noble" Streiter!

Im «Konsum-Verein» Nr. 37 erwähnten auch wir eine Mitteilung unseres Verbandsvereins in Airolo an seine Mitglieder, dass er sich gezwungen sehe, mit 1. Juli die Brotpreise von 50 auf 52 Rappen zu erhöhen, «weil bei Beibehaltung des alten Preises kaum die Transportspesen gedeckt werden konnten,

[1]) *Hirzel*, I., 153.